17 plates

Sitten

und

Meinungen der Wilden

in Amerika.

Mit Kupfern.

Mores hominum multorum vidit et urbes.

Dritter Band. 

Letzte verbesserte Auflage.

Wien

im Verlage bey F. A. Schrämbl. 1790.

Sitten und Meinungen

der Nord-Amerikanischen Völker.

Wir ziehen uns nun mit unsern Untersuchungen weiter gegen Norden hinauf, und wollen nunmehr die Sitten und Denkungsart derjenigen Wilden, die zwischen dem großen Weltmeere, oder dem Atlantischen Ocean, und dem Mississipi-Fluß auf der ost- und westlichen Seite, und zwischen dem Mexicanischen Meerbusen, und der Hudsons-Bay, auf der süd- und nördlichen Seite wohnen, kennen lernen. Ohne Zweifel ist dieser Theil von Amerika zuerst bevölkert worden. Viele Gelehrte haben allerley Muthmaßungen darüber angestellt, die mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit für sich haben. Es ist wunderlich, daß man die Sprachen der verschiedenen Völkerschaften nicht besser mit einander verglichen hat, als es bisher geschehen ist. Einige Forscher der Geschichte haben ein solches Vertrauen auf diese Untersuchung gesetzt, daß sie nicht allein glauben, daß die Kenntniß der Hauptsprachen im nördlichen Amerika, und ihre

Vergleichung mit den ursprünglichen Sprachen auf unserer Halbkugel, zu einer glücklichen Entdeckung führen, sondern daß man durch dieses Mittel sogar bis zum Ursprunge der Nationen hinaufgehen könnte. Alle Mundarten, wenn sie auch noch so große Veränderungen ausstehen, behalten zwar allemahl etwas von der ursprünglichen Sprache bey; allein wer kennt heut zu Tage die Sprache der Nord-Asiatischen Völker, die vor drey und mehr tausend Jahren gesprochen wurde, genugsam, um nur einen halbwahrscheinlichen Beweis zu führen?

Eben so wenig Trost können wir aus der Vergleichung der Gebräuche, und den mündlichen Sagen, erwarten. Letztere verschwinden über kurz oder lang, aus Mangel der Hülfsmittel, sie zu erhalten. Hier sind die Amerikaner nicht schlimmer, und besser, als alle Völker der alten Welt. Eine neue Ordnung von Dingen erzeugt neue mündliche Sagen, welche die erstern vertreiben, und bald wieder durch neuere vertrieben werden. In einer Zeit von etlichen Jahrhunderten kann man keine Spur mehr von den ältern finden, wo man auch nur einen Fingerzeig von noch ältern finden könnte. Was die Sitten und Gebräuche anbelangt, so arten sie durch den Umgang mit andern Nationen, durch die Vermischung mehrerer Völker, die sich mit einander vereinigen, durch Veränderung der Regierungsform, dermaßen aus, daß man sie kaum mehr erkennen kann. Diese Veränderung kann auf eine zweyfache Art geschehen; einmahl,

wenn sich ein Volk mehr verfeinert, und sich dem gesitteten Zustande nähert, hiernächst auch, wenn es sich davon entfernt, und wieder in den Zustand der Wildheit zurück fällt. Dieser letzte Fall trifft bey den Amerikanern ein. Wenn sie auch von einem ehemahls gesitteten Volke ausgegangen sind; so verfielen sie frühzeitig in eine wilde und herumschweifende Lebensart. Sie vergaßen die Grundsätze und Regeln, nach welchen sie bisher gelebt hatten; kaum konnten sie sich mehr an ihre alten Sitten erinnern; ihre neue Lebensart führte neue Sitten und Gebräuche ein; mit diesen veränderte sich ihre ganze Denkungsart, und nach etlichen Jahrhunderten kennt man sie nicht mehr für dasjenige Volk, welches sie gewesen waren. Dieses hat sogar einen Einfluß in die Sprache. Wenn man die Sachen verliert, so verliert man auch nach und nach die Nahmen derselben. Ein treffendes Beyspiel geben uns die Boucanier zu St. Domingo. Diese waren Christen, und hatten keinen weitern Umgang, als nur unter sich selbst. In weniger als dreyßig Jahren waren sie durch den bloßen Mangel der gottesdienstlichen Übung, oder des Unterrichts, so weit verfallen, daß sie von dem Christenthume nichts, als das Zeichen der Taufe beybehielten. Hätten sie bis in das dritte Geschlecht gestanden, so würden ihre Enkel nicht besser gewesen seyn, als die Einwohner in Neu-Guinea, und den Südländern. Vielleicht würden sie einige Ceremonien beybehalten haben, wovon sie keine Ursache hätten angeben können. Wenn man also aus der Verschiedenheit, oder

Ähnlichkeit der Gebräuche einen Schluß auf den Ursprung der Nationen machen will; so muß man sich wohl hüten, daß man nicht auf Irrwege gerathe.

Wenn man nun die Vermuthungsgründe, die man aus der Ähnlichkeit der Sitten und Gebräuche zieht, mit denjenigen vergleicht, die man aus der Übereinstimmung der Sprachen herleitet; so findet man, daß die letztern ein weit stärkeres Gewicht haben, als die erstern. Obgleich eine lebendige Sprache beständigen Veränderungen unterworfen ist, und man von keiner einzigen sagen kann, sie habe sich in ihrer ursprünglichen Reinigkeit erhalten; so bleiben doch ungeachtet dieser Veränderungen diejenigen wesentlichen Züge sichtbar, die sie von andern unterscheiden. Man weiß, daß es nicht schwer ist, aus den Mundarten zu den Muttersprachen hinauf zu gehen, die in Ansehung der Töne, der Bedeutungen, der Worte, und ihrer ganzen Einrichtung, die Kennzeichen des Alterthums an sich haben. Wenn man nun in dem nördlichen Amerika solche Sprachen antrifft; so bleibt kein Zweifel übrig, die Bevölkerung von Amerika bis in die Zeiten des höchsten Alterthums hinauf zu setzen. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß Amerika entweder aus der Asiatischen Tartarey in den nördlichsten Theilen, oder aus China über das stille Meer in Mexico, oder an beyden Theilen zugleich, obgleich zu verschiedenen Zeiten, seine Einwohner bekommen habe.

Aber wenn man auch zugesteht, daß die Bevölkerung von Amerika auf diese Art hätte können erhalten werden; so fragt man nun, wie sind die Menschen hinüber gekommen? war denn die Schiffahrt zu den damahligen Zeiten so vollkommen, daß sich die Menschen über eine ungeheure See, deren Gränzen sie nicht kannten, zu fahren getrauten? Noah war der Verfertiger und Steuermann eines der größten Schiffe, das auf gränzenlosen Wassern schwebte, und welches er bey starken Sturmwinden für Klippen in Acht nehmen mußte. Konnte sich die Nachricht davon nicht bis auf seine Nachkommen erhalten haben? konnten sie nicht davon die Idee hernehmen, auf einem ruhigern und eingeschlossenen Meere zu schiffen? Daß uns die Nachrichten davon fehlen, ist noch kein Beweis, daß es nicht geschehen sey. Die Kunst der Schiffahrt hat das nähmliche Schicksal gehabt, wie alle menschlichen Künste. Sie wurde erfunden, war eine Zeitlang im Wachsen, nahm wieder ab, wurde vergessen, aufs neue wieder erfunden, und zu größern Vollkommenheiten gebracht. Es war ihnen in der Folge der Zeit genug, der Handlung wegen, an den Küsten herumzufahren; die ersten Versuche wurden vergessen, bis endlich der Zufall eine Änderung in dem ganzen System machte. Plinius sagt, daß die Schiffahrt zu seiner Zeit nicht mehr so vollkommen gewesen sey, als vor mehrern hundert Jahren. Die Phönicier und Karthaginenser waren lange in dem Ruhm, daß sie geschickte Seefahrer gewesen. Auf der Insel Madagaskar erhält sich noch jetzt eine Sage,

daß die Chineser eine Colonie nach dieser Insel geschickt hätten. So gut sie nun diese Reise haben thun können; so gut konnten sie auch über die Philippinen nach Mexico gehen. Es ist demnach höchst wahrscheinlich, daß Amerika von Asien aus, aber auf mehr als einer Seite bevölkert werden konnte. Die Einwohner der Salomons-Inseln, in Neu-Guinea, Neu-Holland, den Südländern, sind den Amerikanern so wenig ähnlich, daß, wenn man nicht bis zu den entferntesten Zeiten hinauf geben will, man ihnen schwerlich einerley Ursprung zuschreiben kann. Die Eskimaux und einige andere Völker sind den übrigen Amerikanern so unähnlich, aber den nordischen Völkern in Asien und Europa so sehr ähnlich, daß man in Ansehung ihres Ursprungs nicht lange zweifelhaft bleiben kann.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein so großes Stück Landes den ersten Stiftern der Nationen unbekannt gewesen seyn soll. Der Grund, den man von der Gemüthsart der Amerikaner, und den ersten Abschilderungen ihrer Barbarey macht, beweist nichts wider ihr Alterthum. Es ist nicht viel über zwey tausend Jahre, daß Europa noch größten Theils mit eben so wilden Völkern angefüllt gewesen, und man findet noch einige Überbleibsel davon. Sieht nicht Asien, der erste Aufenthalt der Menschen, der erste Sitz der Religion, der guten Sitten, der Künste und Wissenschaften, seine blühendsten Reiche mit einer dicken Barbarey angefüllt? Haben nicht Egypten, woraus die schönsten Kenntnisse gekommen sind, die

Monarchie der Habessinier, die ehemahls in so großem Glanz gewesen, noch immer Völker in ihrer Nachbarschaft gehabt, und haben sie noch, die außer der Gestalt fast nichts Menschliches an sich zu haben scheinen? Warum wundert man sich denn, daß die Amerikaner, die so lange der übrigen Welt unbekannt waren, wild und barbarisch geworden, und daß ihren mächtigsten Reichen tausenderley Dinge gefehlt haben, die man auf unsrer Halbkugel für unentbehrlich nothwendig hält? Man suche doch dasjenige auf, was die alten Einwohner der Pyrenäischen Gebirge so wild und unbändig gemacht hat, so wird man mit eben den Gründen die Fragen wegen den Eskimaur und Algonquinen beantworten können. Die Wildheit der Amerikaner beweist nichts gegen ihr Alterthum. Freylich ist es wunderbar, daß Völker Jahrtausende hindurch in dem Stande der Wildheit geblieben sind; allein waren es Europäische Völker weniger, wenn ihnen die äußern Umstände nicht günstig gewesen sind? Da die Griechen bereits große Schritte in der Cultur gemacht hatten, waren die Einwohner Italiens noch größten Theils wild, und was waren die Deutschen zu der Zeit, da sich die Römer schon verfeinert hatten, anders als Wilde? Der frühe oder spätere Fortgang in der Cultur beweist überhaupt das Alter einer Nation nicht. Vielleicht sind die Mexikaner nicht älter als die Huronen; aber die äußern Umstände waren ihnen zur Cultur günstiger.

Die Vermischungen und Theilungen der ur-

sprünglichen Völkerschaften trägt sehr viel hierzu bey. Die auswärtigen und innerlichen Kriege, welche eben so alt sind, als die Leidenschaften der Menschen, die Nothwendigkeit sich zu trennen und zu entfernen, bald, weil ein Land nicht alle seine Einwohner fassen konnte, die sich zu sehr vermehrten, bald weil die schwächsten sich von den stärksten verjagt sahen, und tausenderley andere Ursachen, welche unendliche Völkerzüge, haben hervor bringen müssen, haben die aus Europa nach Amerika gekommenen Einwohner vermehren, vermindern, verändern und versetzen können, so daß es schwer, wo nicht unmöglich wird, den ersten Samen aufzusuchen. Und hierüber dürfen wir uns gar nicht wundern. Wir können ja die Europäischen Völker nicht einmahl mehr alle in ihren ursprünglichen Stämmen mehr erkennen; geschweige die Amerikaner. Es scheint also auch hier ziemlich ausgemacht zu seyn, daß Asien die ersten Einwohner nach Amerika geschickt habe; allein, welche Völker es gewesen sind, welchen Weg sie genommen haben, das ist eben die hauptsächlichste Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit. Der Vater Lafitau hat sich getrauet, seine Meinung mit einer gewissen Dreistigkeit vorzutragen. Sie ist diese: Die Völker in Amerika, und besonders in den nördlichen Theilen, kommen von denjenigen Barbaren her, die das feste Land von Griechenland und dessen Inseln besessen haben, und die man Pelasger nannte; von hieraus schickten sie viele Jahrhunderte hindurch Colonien auf allen Seiten aus, und wurden endlich genöthigt, alle zusammen auszugehen, und sich in verschie-

denen Ländern auszubreiten, indem sie zuletzt von den Cadmäern oder Agenoriden vertrieben wurden. Dieses geschah zu der Zeit, wie die Cananiter von den Hebräern ausgetrieben wurden, die darauf wie ein Strohm andere Länder überschwemmten. Diese Pelasger zogen sich immer weiter gegen Norden, und es ist wahrscheinlich, daß, da sie sich weiter gegen Abend ausgebreitet haben, sie auch den nördlichen Theil von Amerika betreten, und sich hernach weiter gegen Süden herunter gezogen haben. Diejenigen, welche die barbarischen Völker in Norden kennen, wollen viele Spuren der alten Pelasger daselbst gefunden haben. Einige von diesen Asiatischen Wilden lebten bloß von der Jagd, von der Fischerey, von Früchten der Bäume und Wurzeln. Diese konnten nicht lange ohne Trennung bey einander bleiben; denn sie mußten ein weites ausgebreitetes, und ihrer Anzahl gemäßes Land suchen. Andere legten sich auf den Feldbau, lebten mit mehrerer Bequemlichkeit, doch so, daß sie es nicht zur Vollkommenheit der cultivirten Länder brachten. Von jener Gattung sind die Algonquinen, die noch bis diese Stunde ein herumschweifendes Leben führen, und von dem, was sie antreffen, leben; vor dieser sind die Huronen und Irokesen, an welchen man besonders starke Züge der ehemahligen Asiatischen Thracier zu finden glaubt. So meint Lafitau.

Andere, welche eben diese Meinung haben, suchen sie durch umständlichere Beweise zu unterstützen. Sie berufen sich auf die Gewohnhei-

ten und Sitten. Sie fühlen die Schwierigkeiten dieses Beweises, die wir oben angeführt haben; aber sie suchen sie auf eine Art zu heben; die ihrer Meinung günstig zu seyn scheint. Die Gewohnheiten und Sitten der Völker, sagen sie, könnten uns zwar durch ihre Vergleichung zu einer genauern Kenntniß führen; es sind aber unter solchen auch allgemeine und auf die ersten Begriffe gegründete Gewohnheiten anzutreffen, welche die Väter der Kinder auf ihre Kinder fortgepflanzt, und die auch bey den meisten fast ohne Verstümmelung, oder wenigstens merkliche Veränderung, aufbehalten werden. Das sind solche Begriffe, die mit den meisten Gebräuchen des menschlichen Lebens Gemeinschaft haben. Aus diesen läßt sich gar nichts Bestimmtes schliessen. Es gibt aber auch andere Gebräuche, welche wirklich unterscheidend und charakteristisch sind, aus denen sich schon etwas Mehreres herleiten läßt. Wir wollen zur Probe einige anführen. Bey einigen Amerikanischen Völkern treffen wir die sonderbare Gewohnheit an, daß der Mann, wenn seine Frau in das Kindbett gekommen ist, sich in das Bett legt, und sich von derselben bedienen läßt. Die nähmliche Gewohnheit fand man auch bey den Iberiern, bey den Tibarenern in Asien, bey den Japanern. Sollte diese sonderbare Gewohnheit nicht zu einem Beweise dienen, daß die Völker, bey denen solche angetroffen wird, einen gemeinschaftlichen Ursprung gehabt haben? Bey den Illinesen finden sich junge Leute, welche Weibskleider anlegen, und solche Zeitlebens tragen, und es für eine

besondere Ehre halten, wenn sie sich bis auf alle weibliche Verrichtungen herunter lassen; sollte sich nicht zwischen ihnen und den Verehrern der Phrygischen Venus eine Ähnlichkeit finden? Daß die Weiber der Caraiben nicht mit ihren Männern essen, auch eine von ihrer Mundart ganz verschiedene Sprache reden, davon will man bey den Weibern der alten Carier etwas Ähnliches gefunden haben. In dem alten Lycien sucht man ebenfalls den Ursprung der Irokesen und Huronen auf. Die Lycier, sagt der Vater Lafitau, bedienen sich zum Theil der Carischen Gesetze. Darin aber hatten sie etwas Besonders, und welches man sonst nirgends antrifft, daß die Kinder den Nahmen ihrer Mütter annahmen. Wenn sich daher zwey einander begegneten, und sich fragten, wer sie wären, und zu welcher Familie sie gehörten: so führte ein jeder sein Geschlechtsregister aus dem Hause seiner Mutter her, wie sie denn überhaupt dem weiblichen Geschlechte mehr Ehre erwiesen, als dem männlichen. Dieses längst in Europa ausgestorbene Volk will man unter den Huronen gefunden haben. Die erste Spur finden sie in dem Nahmen der Lycier selbst, der von dem Lycus, dem Sohn Pandions, herkomme. Da nun dieses Wort in der Griechischen Sprache einen Wolf bedeutet, eine Familie unter den Huronen aber eben von dem Wolfe den Nahmen führt, und sich eben dieses rühmt, daß sie von dem allerersten Menschen herkomme, so meynen sie, daß dieses Niemand anders, als der Lycier Lyrus seyn könnte. Die zweyte Spur der Ähnlichkeit soll in den Vorzügen bestehen, wel-

che die Alten dem weiblichen Geschlecht der Lyrier zuschreiben. Auf diesen beruhete bey den Huronen und Irokesen gleichfalls die Nation das adelige Herkommen, der Stammbaum, die Geschlechtsordnung und Erhaltung der Familie. Allein alle diese Beweise sind viel zu seicht, als daß sie uns nur zu einer mittelmäßigen Beruhigung bringen könnten; sie beweisen weiter nichts, als die bloße Möglichkeit, und damit können wir uns in der Geschichte nicht befriedigen. Aus der Erde sind die Amerikaner nicht gewachsen; ein neues Menschengeschlecht, das von den Nachkommen Adams und Noá unterschieden wáre, anzunehmen, finden wir gar keinen Grund. Es bleibt also nichts anders úbrig, als daß sie aus den drey úbrigen Welttheilen hinúber gekommen sind. Am wahrscheinlichsten ist also wiederum, daß sie aus dem nórdlichen Theile von Asien ausgegangen sind, und also Nordamerika zuerst bevólkert worden.

Da dieser Welttheil von den Europáern entdeckt wurde; so ging es den Nordamerikanern wie den úbrigen Einwohnern dieser Halbkugel. Sie wurden von ihren Wohnungen verdrángt, und ihren Platz nahmen die Europáischen Colonisten ein, die jene entweder ausgerottet, und unterjocht, oder einen Freundschafts = Tractat mit ihnen errichtet haben. Durch die Bekanntschaft mit den Europáern wurde die ganze Einrichtung und Art des Landes geándert, und die Beschreibungen, die uns die ersten Abenteurer davon machen, sind von den jetzigen unendlich

unterschieden. Bey der ersten Landung der Europäer fanden sie weder Wein, noch Korn, noch Öhl. Die Einwohner kannten an vielen Orten das Korn nicht, sondern sie lebten von Hülsenfrüchten und Wurzeln; ihr Trank war Wasser aus der klaren Quelle; Geld war ihnen gleichfalls unbekannt. Unsere Arten von Schafen, Ziegen, Kühen, Eseln und Pferden waren daselbst nicht vorhanden, ob es gleich Weiden im Überflusse gab. Allein alle diese Thiere sind so häufig dahin gebracht worden, und sind in den dasigen Weiden so stark angewachsen, daß das Land jetzt gar keinen Mangel daran hat; und die Lebensart der Wilden, die theils unter den Europäern, theils in ihrer Nachbarschaft wohnen, wurde hierdurch merklich geändert. Die Amerikaner liefern uns ein lebhaftes Bild von dem Zustande der Menschen in der Kindheit der Welt. Die Künste und Wissenschaften waren ehemahls in der ganzen westlichen alten Welt, so wie bey der Ankunft der Europäer in Amerika, unbekannt. Aus Egypten kamen sie westwärts nach Griechenland, von da nach Rom, von da in die übrigen westlichen Länder von Europa. In gleicher Richtung setzen sie ihre Reise fort, kommen nach Amerika, greifen da immer weiter um sich, und es kann leicht die Zeit kommen, daß Europa gegen Amerika dasjenige wird, was Babylon gegen Europa ist. Die Wildheit hat sich wirklich in Amerika von den westlichen Küsten entfernt, und nur in den inneren Theilen und gegen Osten zu ihren Sitz behauptet.

Amerika war lange Zeit entdeckt, ehe die Europäer sich in den nördlichen Theilen nieder zu lassen anfingen. Die Begierde nach den edlern Metallen trieb sie an, sich in den südlichen Theilen fest zu setzen; die Producte, welche Nordamerika lieferte, schienen ihnen nicht der Mühe werth zu seyn, Unternehmungen anzustellen. Erst zu Anfange des vorigen Jahrhunderts fingen die Engländer und Franzosen an, sich in diesen Gegenden nieder zu lassen. Diese machten den Anfang ihrer Colonien im Jahr 1605 mit Quebec, welches ungefähr 300 Meilen von der Mündung des Lorenzoflusses liegt, und legten darauf noch einige andere Pflanzstädte an. Die Engländer errichteten im Jahr 1606 ihre Colonien in Virginien, 1609 in Neufundland, 1602 in Neu England, 1627 in der Massachusets-Bay, 1632 in Maryland. Nicht lange hernach wurde Carolina, Neu-York, Neu-Jersy angelegt, im Jahr 1680 wurde die Colonie Pensylvanien gestiftet. Um eben diese Zeit setzten sich auch die Franzosen an der Mündung des Missisipi fest, und legten ihre Colonien auf verschiedenen der Antillischen Inseln an. Diese Colonien wuchsen auf eine erstaunliche Art. In der Provinz Louisiana rechnet man auf 100000 Französische Colonisten. In den Englischen Colonien haben sie sich eben so stark vermehrt. Im Jahr 1620 kamen 120 Colonisten in Neu-England an, und dieß waren die ersten Europäer, die sich daselbst anbaueten; neun Jahre hernach zählte man schon 30000 Pflanzer in Neuengland. Im Jahr 1751 sollen nach Herrn Franklins Rechnung eine Million Seelen in ganz

Nordamerika gewesen seyn; Duglas zählte nicht lange hernach 1051000, ohne Schwarze und Kriegsvölker. Nach Franklins Beobachtungen sollen sich alle fünf und zwanzig Jahre die Einwohner in Nordamerika verdoppeln. Ist dieses richtig, so müssen jetzt über drey Millionen Europäische Einwohner in Nordamerika seyn.

Der schnelle Anbau so vieler Colonisten bringt uns natürlich auf die Gedanken, daß der Boden in diesen Ländern sehr leicht und fruchtbar seyn müsse, weil die darauf gesäeten Erdfrüchte so geschwinde eine reiche Ärnde gewähren. Wenn man bedenkt, wie viele Mühe es in unsern Gegenden kostet, einen nur etwas schweren Boden, der mehrere Jahre ungebauet gelegen hat, in ein Fruchtfeld zu verwandeln, so wird man sich leicht einbilden, daß der Boden in jenen Ländern sehr leicht seyn müsse, da der Erfolg so geschwinde die Arbeiten belohnt. Die Europäischen Einwohner in den Englischen Colonien sind von verschiedener Art. Man theilt alle Einwohner ein: 1) in Herren, Pflanzer, oder Kaufleute, 2) weisse Knechte, 3) indianische Knechte, und 4) Sclaven, so wohl weisse als schwarze. Weisse Sclaven sind entweder solche, die aus England wegen ihren Verbrechen dahin geschickt sind, oder solche, die in der Colonie selbst dazu verdammt sind. Ein Transportirter ist auf 7 bis 14 Jahre verkauft, alsdenn ist er frey; ein Neger aber ist mit allen seinen Kindern und Nachkommen ein Eigenthum dessen, der ihn gekauft hat. Diese sind in Nordamerika viel seltener,

als in den Antillen oder Zuckerinseln. Sie werden nicht unmittelbar aus Afrika hierher gebracht, sondern man kauft sie erst auf den Inseln. Sie genießen übrigens als Unterthanen des Staats in den gesammten Colonien den Schutz der Gesetze so gut, als ein freyer Eigenthümer, und wer einen Sclaven vorsetzlich umbringt, muß wieder sterben, wenn es auch selbst der Eigenthumsherr wäre. Auch wenn der Herr zu grausam mit ihm umgeht, so kann er ihn bey dem Richter verklagen. Die Knechte, oder das freye Gesinde, vermiethet sich wie bey uns. Es gehen häufig Arme nach Amerika, die dem Schiffs-Capitain die Fracht nicht bezahlen können. Dieser sucht dafür einen Herrn für sie aus, der ihm ein Stück Geld bezahlt, wofür aber dieser etliche Jahre für die bloße Kost, ohne Lohn dienen muß. Auch wenn eine ganze Familie ankommt, und sich nicht fortzuhelfen weiß: so verkauft der Vater eines oder etliche von seinen Kindern an einen Herrn; diese müssen auf gewisse Zeit, bloß gegen den nothdürftigen Unterhalt dienen, und dabey lernen sie den Ackerbau, oder ein Handwerk. Dieser Dienst dauert bey dem männlichen Geschlechte bis in des 21. und bey dem weiblichen bis in das 18. Jahr. Nachher sind sie frey, und bekommen von ihrem Herrn etwas, ihre eigene Haushaltung anzufangen. Wer sieben Jahre in den Colonien etablirt, und protestantischer Religion ist, der hat das Englische Bürgerrecht. Hat aber jemand nicht nöthig, sich auf gewisse Jahr zu vermiethen; so arbeitet er um Tagelohn, und kann sich in kurzer Zeit so viel

verdienen, daß er seine eigene Haushaltung anfangen kann.

Was die Französischen Colonien anbelangt, so hat man den Grundsatz festgesetzt, daß, so wie das Mutterland allein den Vortheil von dem Anwachse und den Arbeiten der Colonien hat, also dieser ihr Flor von der Aufmerksamkeit, die man ihr zu Hause gönnt, abhangt. Daher sind die Amerikanischen Colonien der besondern Sorgfalt und Aufsicht des Handlungs-Conseil unterworfen, und diese bedienen sich des Raths der Deputirten aus allen großen Handelsstädten, welche aus den reichsten und erfahrensten Handelsleuten erwählet werden. Um die Colonien so wenig als möglich zu belästigen, so haben die Gouverneurs ihre Besoldungen von der Krone; auch ist ihnen strenge verbothen, Handel zu treiben, Pflanzungen auf dem festen Lande, oder den Inseln zu haben, oder sich sonst bey Gütern innerhalb ihres Gebiethes zu interessiren. Um die Colonien gehörig mit Leuten zu versehen, muß ein jedes Schiff, das von Frankreich nach Amerika segelt, eine gewisse Anzahl Leute, die in diesem Welttheile dienen wollen, mit nehmen, z. B. ein Schiff von 60 und weniger Tonnen, muß drey, eines von 60 bis 100 vier, eines von 100 und mehr Tonnen muß sechs gesunde und starke Bediente zwischen 80 und 40 Jahren am Bord haben. Doch ziehen die Pflanzer die schwarzen Sclaven immer den Europäischen Bedienten vor; sie sind unterwürfiger, kosten weniger, und sind das völlige Eigenthum ihrer Herren. Doch sind die Neger

auf den Französischen Colonien nicht, wie bey andern Europäern, mit Leib und Seele der Willkühr des Pflanzers unterworfen. Ihre Herren müssen sie in der katholischen Religion unterrichten lassen; es sind Anstalten getroffen, die Sclaven auf einer Seite gegen die Grausamkeit ihrer Herren zu schützen, auf der andern Seite aber so einzuschränken, daß aus einer Gelindigkeit gegen sie keine schlimmen Folgen für die Colonie entspringen können.

Die ehemahlige Politik der Spanier, Amerika seiner ursprünglichen Einwohner zu berauben, und an deren Statt Europäer einzuführen, ist die Ursache, daß wir auf vielen Inseln, und in großen Landstrichen nichts als Europäische Einwohner und Negersclaven antreffen, und dieß nicht allein in denen Theilen von Amerika, die der Spanischen Herrschaft unterworfen sind, sondern auch in andern Provinzen. Sie vertilgten erst die Einwohner, und wenn ihnen alsdenn das Land nicht gefiel, oder keine solche Producte lieferte, die sie erwarteten, so verließen sie es wieder. Andere Nationen kamen, und nahmen die verlassenen Länder ein, und befanden sich wohl dabey. Spanier, Portugiesen, Engländer, Franzosen, Dänen und Holländer haben sich darein getheilt, und eine jede Nation benutzt ihre Eroberungen auf eine besondere und ihre eigene Art. Der Spanier, stolz, träge und prächtig, hat ein großes Land, um darin auszuschweifen; das Klima seiner Amerikanischen Besitzungen ist gelinde, damit er seiner Bequem-

lichkeit nachhängen kann; er hat einen Überfluß an Gold und Silber, um sich alle Üppigkeiten zu verschaffen, die sein Stolz verlangt. Der Portugiese, von Natur dürftig zu Hause, und auswärts unternehmend, hat Gold und Diamanten, und verschafft sich dadurch dasjenige, was ihm die Arbeitsamkeit nicht verschaffen würde; er benutzt seine Amerikanischen Provinzen, ohne damit zu prahlen. Die Engländer, zum Vernünfteln aufgelegt, nachdenkend und kaltblütig, mehr geschäftige als arbeitsame Leute, ungeduldig bey vieler fruchtlosen Arbeit, Feinde alles Zwangs, und Liebhaber des Landlebens, haben bey der Austheilung von Amerika ein Los bekommen, das weder Gold noch Silber mit sich führt; aber dafür haben sie ein großes Stück hübsches festes Land, ein schönes Feld, um den Ackerbau zu treiben, und das ihren Handel hinlänglich versehen kann, ohne daß sie sich großen Schwierigkeiten unterwerfen dürfen. Die Franzosen, geschäftig, lebhaft, biegsam, unternehmend und staatsklug, verändern zwar oft ihren Vorsatz, verfolgen aber immer den gegenwärtigen Gegenstand mit Eifer; sie lassen sich leicht behandeln, und sind den Vorschriften und Gesetzen, die ihre Neigung im Zaum halten, gehorsam. Sie besitzen ein Land, wo mehr durch die Regierung der Leute, als durch Bebauung des Bodens ausgerichtet werden muß; wo ein Handel ins Detail, der eine beständige Bewegung erfordert, mehr blüht als der Ackerbau, wo sie Schwierigkeiten finden, um sich munter zu erhalten, und wo Gehorsam ihnen

anstatt persönlicher Klugheit dient. In ihren Niederlassungen ist das Ganze ein Werk der Staatsklugheit, und der richtigen Wendung, die die Regierung genommen hat. Die Holländer haben etliche Felsen bekommen, und daran Wunder der Frugalität und des Fleißes bewiesen. Eine jede von diesen Nationen behandelt aber auch die noch vorhandenen ursprünglichen Einwohner, die man Wilde nennt, nach ihren angenommenen Grundsätzen.

Es ist unsere Absicht, diese Wilden genauer kennen zu lernen. Hier treffen wir aber außer den gewöhnlichen Hindernissen in der Kenntniß fremder Völkerschaften noch eine besondere Schwierigkeit an. Alle Europäischen Nationen, die mit den Amerikanern zu thun gehabt haben, schildern sie uns, nach ihren eigenen Grundsätzen und Absichten; daher entsteht oft ein in die Augen fallender Widerspruch. Anders schildert uns z. B. ein Franzose die Irokesen, anders ein Engländer, beyde nach dem Gesichtspuncte, aus welchem sie sie ansahen. Dieser Unterschied schafft uns aber doch auch den Vortheil, daß wir durch Vergleichung der Beschreibungen mehr Zuverlässigkeit erhalten, als wenn wir uns auf einseitige Nachrichten verlassen müßten. Wir haben durch die verschiedenen Europäischen Nationen, die mit einem und eben demselben Nord-Amerikanischen Volke, bald Handel getrieben, bald Krieg geführt, weit mehr historische Data, als von Süd-Amerika. Wir müssen sie aber erst im Allgemeinen kennen lernen.

Erster Abschnitt.

Von den Nord-Amerikanischen Völkerschaften überhaupt, und ihren allgemeinen Eigenschaften.

Wir haben gleich anfangs die Gränzen bezeichnet, in welchen wir unsere gegenwärtige Schilderung einschränken, nähmlich von dem Mexicanischen Meerbusen, bis an die Hudsons-Bay, und von dem Ufer des Atlantischen Oceans, bis an den Mississipi-Fluß. Wir werden uns aber nicht nach der Europäischen Eintheilung dieser Länder richten, ob wir gleich manchmahl die Wilden nach demjenigen Nahmen benennen werden, welchen ihr Land von den Europäern bekommen hat: wenn wir also von Canadern, von Virginiern reden werden, so verstehen wir darunter die in diesen von den Europärn so genannten Provinzen noch übrigen Alt-Amerikanischen Völkerschaften. Viele unter diesen sind dermaßen zusammen geschmolzen, daß kaum noch ein Saame davon übrig ist; viele haben sich auch dem Umgang der Europäer dermaßen entzogen, daß wir kaum etwas mehr, als ihren Nahmen, von ihnen wissen. So viel wir von ihnen erfahren können, wollen wir unsern Lesern mittheilen. Welches sind denn nun die verschiedenen Amerikanischen Völkerschaften, die wir in dieser großen Strecke Landes antreffen?

Wir wollen von der Nordseite anfangen. An der Ostseite der Hudsons-Bay wohnen die Eskimaux, oder wie die Engländer das Wort schreiben, Eskimows. Dieser Nahme soll von einem Indianischen Worte herkommen, welches Leute anzeigt, die rohes Fleisch essen. Allein sie thun dieses nicht immer, sondern nur auf der Jagd, da sie das Fleisch der erlegten Thiere trocknen, und ohne weitere Zubereitung essen: außerdem aber kochen sie ihre Speise. Im Winter leben sie in Höhlen unter der Erde, und schützen sich durch Pelzwerk gegen die Strenge der Kälte. Es ist eine sehr arme Nation, und muß im Winter oft den äußersten Mangel leiden; man sagt, daß sie sich oft selbst verwunden, um ihren Hunger mit ihrem eigenen Blute zu stillen. Im Sommer streifen sie herum, und wohnen in Hütten, die mit Fellen bedeckt sind. Sie sind mittelmäßig groß, stark, und werden leichtlich fett. Ihr Kopf ist groß, ihr Gesicht rund und schwärzlich, ihre Augen sind schwarz, klein und glänzend, ihre Nase platt, ihre Lippen dick, und ihre Haare dünn und schwarz; sie haben kleine Schultern, aber ihre Füße sind außerordentlich klein. Ihr Betragen ist frey und lebhaft. Sie bestehen aus verschiedenen Stämmen. Einige sollen sehr listig, verschlagen, betrügerisch, große Schmeichler, und sehr geneigt seyn, die Fremden zu bestehlen. Ungeachtet sie ein armseliges Leben führen, so haben sie doch eine große Anhänglichkeit an ihr Land. Wenn sie aus ihrem Lande mit Gewalt weggeführt werden, so betrauren sie das Vaterland viele Jahre lang. Einer unter ihnen war

bereits eine geraume Zeit unter den Engländern gewesen, und an ihre Lebensart so ziemlich gewöhnt; dieser sah einst einen Engländer einen Seehund aufhauen, aus welchem der Thran häufig herab floß. Er faßte mit seinen Händen so viel, als er konnte, und rief, als er denselben hinunter schluckte, aus: Ach bringt mich wieder in mein liebes Vaterland, wo ich hiervon meinen Bauch voll füllen kann. Da ihr Land einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt ist, und dieser durch das zurückfallende Licht den Augen große Beschwerlichkeit verursacht; so haben sie eine ganz besondere Erfindung, wodurch sie der Schneeblindheit vorbeugen. Sie nehmen zwey Stücke Holz, in einem jeden sind zwey Spalten, die so lang wie die Augen, aber schmäler sind. Durch diese können sie alles ganz deutlich sehen, und es kommt nicht zu viel Licht in die Augen, daß es ihnen Schmerz n verursachte. Diese Hölzer nennen sie Schnee-Augen; sie stärken das Gesicht, und wenn die Eskimows etwas in der Ferne sehen wollen, so binden sie sich diese Hölzer vor die Augen. Wenn wir sie vorhin eine diebische und betrügerische Nation genannt haben, so leidet dieses eine große Ausnahme. Von den Reisenden werden uns eben so viel gute als schlimme Nachrichten von ihnen erzählt. Ein Engländer Ellis that im Jahr 1746 eine Reise hierher. Er gerieth mit seinem Schiff auf spitzige Felsen. Es kamen sechs Boote der Eskimows zu ihnen. Diese Leute waren so weit entfernt, Nutzen aus der Noth der Engländer zu ziehen, daß sie sich vielmehr alle Mühe gaben,

sie los zu machen. Ein alter Mann war so freundschaftlich, daß, als die Engländer wieder flott waren, er vor ihnen herruderte, um die Untiefen auszuzeichnen, und ihnen den Weg zu zeigen. Dieß dient zu einem Beweise, daß man sich in der Bestimmung des moralischen Charakters einer ganzen Nation leicht betrügen kann, wenn man aus einzelnen Fällen schließt.

Weiter herunter, in dem nördlichen Theile von Canada wohnen die Algonkiner, oder Adirondaker. Diese haben alle einerley Sprache, ob sie gleich in verschiedene Stämme getheilt sind. Ob ihrer gleich sehr viele von den Irokesen entweder ausgerottet, oder in andere Gegenden versetzt sind; so sind sie doch noch immer sehr zahlreich. Die Abenaquis, die die Mickmack und Surikesen mit unter sich begreifen, sind eine sehr streitbare Nation. Diese drey haben einerley Sprache, Sitten und Gewohnheiten, und können den Irokesen kühn die Spitze biethen. Sie stehen unter Oberhäuptern von kleinen Distrikten, die sie Sapamoren nennen; diese haben aber nur den ledigen Mannspersonen zu befehlen, sonst sind sie bloße Schiedsrichter in Privat-Streitigkeiten. Um den Lorenzo-Fluß herum wohnt eine Indianische Nation, die man von ihrer Lage nur die See-Indier zu nennen pflegt. Sie bestehen ungefähr aus fünf- bis sechstausend Mann. Ihr Land ist beträchtlich, aber der Zugang beschwerlich; deßwegen haben sie auch wenig Umgang mit den Franzosen und Engländern, und man weiß nicht viel von ihnen zu sagen. Sie

haben kein anders Gewehr als Bogen und Pfeile. Sie bekümmern sich wenig oder gar nichts um andere indianische Stämme; sie leben beynahe so unabhängig, als wenn sie eine Welt für sich ausmachten. Sie geben sich nicht mit dem Ackerbaue ab, und begnügen sich mit dem, was ihnen das Land und die See von sich selbst gibt. Sie leben in dem eigentlichen Stande der Wildheit. Nicht weit von ihnen wohnen die Atawawas, oder, wie sie auch genannt werden, Suties. Sie haben ihre Wohnung an der Mündung des Lorenzo-Flusses, wo er in den obern See fällt. Sie wohnen in Hütten, die sie gegen die Kälte oben mit Matten von Binsen bedecken. Sie haben keine bleibende Stätte, sondern ziehen von einem Orte zum andern herum. Wenn sie entweder der Jagd, Fischerey oder anderer Ursachen wegen von einem Ort zum andern ziehen; so führen sie die Decken ihrer Hütten mit sich, und können alsdenn in kurzer Zeit ihren Wohnsitz, eine neue Stadt anlegen. Sie thun dieses gemeiniglich im Frühlinge und Herbste; den Sommer bringen sie an den Ufern der Flüsse und Seen zu, wo sie fischen und Getreide bauen; den Winter aber ziehen sie sich in die Berge, weil sie daselbst an dem Wildbret hinlängliche Nahrung finden. Sie haben wenig Verkehr mit den Europäern, weßwegen sie auch wenig von gebrannten Wassern wissen. Sie haben schon einen Schritt gethan, um sich dem gesitteten Zustande etwas zu nähern. Sie haben nähmlich ein Privat-Eigenthum, welches sie durch Tausch und Handel auf andere übertragen. Wenn sich einer desselben widerrechtlich

bemächtigt; so sehen sie den Räuber mit Verachtung an. An der Nordseite des Ober-Sees wohnt ein anderer Stamm Indianer, die die Bulls genannt werden. Sie sind von den vorigen in den Sitten wenig unterschieden, und scheinen ursprünglich eine Nation mit ihnen gewesen zu seyn.

Unter allen Nord-Amerikanischen Völkerschaften sind die Irokesen die berühmtesten. Sie sind die Überwinder fast aller Indianischen Völker, nicht nur in ihrer Nachbarschaft, sondern auch in den entlegenen Theilen von Nord-Amerika. Ihr nördlichster Sitz ist eine Stadt am südlichen Ufer des Lorenzo-Flusses; ihre größten Wohnplätze aber sind an den Quellen der Flüsse Mahocktanese, Oncoida, und Onneaga, zwischen dem See Ontario und den Provinzen Neu-York und Pensylvanien. Anspruch machen sie auf das ganze Land in Süden vom Flusse Lorenzo bis an den Ohio: westwärts dehnen sie sich bis an den Ontario- und Erie-See und Miamee-Fluß; ostwärts sind der See Champlain und die brittischen Colonien ihre Gränzen. Da sich die Amerikaner zuerst im Lande niederließen, konnten sie 15000 Mann ins Feld stellen, jetzt aber sind sie nicht über 4 bis 5000 Mann stark. Sie werden insgemein die fünf oder sechs Nationen genannt, weil so viele Völkerschaften eine Verbindung unter einander, wie etwa in Europa die vereinigten Niederlande mit einander, gemacht haben; jedes ist für sich unabhängig, doch zum Beystande der übrigen durch den Bund verpflichtet. Die besondern Nationen, die unter dem allgemeinen Nah-

men der Irokesen begriffen werden, sind folgende: Erstlich, die Mohowcks, oder Mohacks, sonst der zahlreichste Stamm unter ihnen, machen jetzt den kleinsten aus; aber sie behaupten noch immer eine Art von Oberherrschaft über die übrigen. Sie werden von den übrigen Stämmen um Rath gefragt, und auf sie beruft man sich bey allen wichtigen Vorfallenheiten. Vor ungefähr hundert Jahren vertilgten sie den größten Theil der Huronen, welche an der Südseite des Ontario-Sees wohnten, und der Rest davon floh, um sich zu retten, zu den Franzosen in Canada; aber die meisten von ihnen sind hernach wieder in ihr Land zurück gekehrt, und wohnen mit Erlaubniß der Irokesen in den Ländern, die an das westliche Ende der Erie-See stoßen. Eben diese machten auch die ganze Nation der Schawanesen, welche an dem Wabach wohnten, zu Gefangenen, ertheilten ihnen aber hernach auf Vermittelung der Engländer die Freyheit, sich in den westlichen Gegenden von Pensylvanien nieder zu lassen, und erklärten sie für ihre Verwandte. Sie bezwangen auch noch einige andere Nationen, die am Hudsons-Flusse wohnten, z. B. die Delawaren, Mohegons, und andere, und setzten sie in eine ähnliche Unterwürfigkeit, so daß sie sie zu einem jährlichen Tribute verpflichteten. Verschiedene von den incorporirten Nationen dürfen noch bis auf diese Stunde nicht auf die General-Versammlung der fünf Nationen kommen. Die Mohawks waren Erbfeinde der Franzosen, seit ihrer Niederlassung in Canada, und in verschiedenen hundert Meilen waren sie die einzigen In-

dier, die den Lockungen der Franzosen widerstanden, ihre Waffen gegen die Engländer zu führen. Sie haben die meisten Abenakis unterjocht, und führen noch bis jetzt einen beständigen Krieg mit den Cherokesen, Chikesaws und Creeks, gegen welche sie alle Jahre einen Theil ihrer jungen Mannschaft ausschicken.

Nebst den Mohaws gehören die Oneydoer, Onondagaer, Caygaer, Senakaer, zu der Nation der Irokesen, und seit 1711 sind ihnen auch die Tuscaroraer einver leibt. Jetzt haben sie alles Land jenseit der Linie, die von Oswego über den Oneida-See, bis an das Fort Bute, und von da bis zur Quelle des kleinen Flusses Tienaderha, und längs demselben bis zum Delaware-Fluß gehet, gegen ein jährliches Geschenk abgetreten.

Zwischen dem Fluß Myamis und dem Ohio wohnen die Delavaren und Schavanesen. Diese sind durch ihre Treulosigkeit und Betrügereyen vor andern ausgezeichnet. Die Huronen bewohnten ehemahls die Küsten des Huron-Sees. Jetzt haben sie ihren Sitz am südwestlichen Ende des Erie-Sees, um den Sanduski-Fluß und See, in einem zwar kleinen, aber überaus fruchtbaren und wohl angebaueten Lande. Sie waren ehemahls die getreuesten Freunde der Franzosen, und haben durch ihren Umgang ihre Sitten merklich gebessert. Einige sind auch von ihnen zur christlichen Religion bekehrt worden, und man findet nahe bey Quebeck ein ganzes Dorf christlicher Huro-

nen. Diese bauen ordentlich gezimmerte Häuser, und decken sie mit Baumrinde; sie halten eine Menge Rindvieh, Pferde und Schweine; bauen auch Getreide zum Verkaufe, und sind die reichsten Indianer in ganz Amerika. Ihre Sprache soll auch die übrigen an Reichthum und Nachdruck übertreffen, doch aber nicht so zierlich seyn, als die Algonkinische. Unter ihnen ist die Würde eines Oberhauptes erblich in weiblicher Linie, so daß allezeit der Schwestersohn demselben nachfolgt. Sie sollen unter allen Indianern die schönsten Weiber haben. Diese haben sich dem gesitteten Zustande mehr genähert, als die übrigen Amerikaner.

An dem Missisipi-Flusse wohnen die Illineser, die auch sonst Chictaghicks genannt werden. Diese Indianer leben sehr vergnügt, haben gute Häuser, und bedienen sich der Pferde, die sie von den Europäern bekommen haben, sehr stark. Man kann nicht leicht ein schöneres Land finden, als hier, man mag nun entweder auf die Gesundheit der Luft, oder auf die Fruchtbarkeit des Bodens sehen. In diesem Lande sind über tausend Indische Städte. Gesundheit, Freude, Friede und Überfluß scheinen hier ihren Sitz zu haben; Sorgen, Angst, Ehrgeitz und Gelddurst sind ganz von ihnen getrennt. Hier wohnen auch die Chikataws, oder Chikasaws, ein tapferes Volk, groß und ansehnlich, in einem fruchtbaren Lande. Weiter gegen Südwesten wohnen die Cherokeesen, einem bergigen Lande, wo der Zugang überall schwer ist. Sie leben in einer so gu-

ten Ordnung, als irgend Wilde auf dem festen Lande. Sie ziehen Korn in Uberfluß, und umzäunen ihre Felder, welches sonst keine Indianer thun. Sie halten auch Federvieh, haben Obstgärten, legen sich aber doch dabey stark auf die Jagd. Südwestwärts von ihnen wohnen die Creek-Indianer in einem flachen Lande. In der Lebensart stimmen sie mit den vorhergehenden ziemlich überein.

Dieses sind nun die vornehmsten Indianer, deren Sitten und Gebräuche wir uns zu schildern vorgenommen haben. Nachdem sie mit den Europäern mehr oder weniger Umgang gehabt haben, so haben sie sich auch mehr oder weniger von der Wildheit entfernt. Aber man hat gefunden, daß in dem Maße, wie sie ihre alten Gebräuche ablegen, und sich nach unserer Lebensart gewöhnen, sie nach und nach verschwinden; entweder weil diese Veränderung ihrer Leibesbeschaffenheit nachtheilig ist, oder weil sie sich seit ihrer Bekanntschaft mit den Europäern leichter gebrannte Wasser verschaffen können, denen sie ergeben sind, und wodurch sie sehr entkräftet werden. Auf diese Art ist jetzt da, wo vor einigen Jahren ansehnliche Niederlassungen von ihnen waren, ihr Nahme fast ganz vergessen, und die noch übrigen haben sich mit andern Nationen, die in dem Innern des Landes wohnen, vereinigt.

Diese Wilden sind höher und schlanker, als alle anderen Nationen. Ihre Körper sind stark, allein

man hat bemerkt, daß sich diese Stärke mehr dazu schickt, die Beschwerlichkeiten der Jagd, als sehr harte Arbeiten zu ertragen, wodurch sie bald aufgerieben werden. Sie haben gerade und zarte Beine, und selten sieht man den geringsten Grad der Verunstaltung unter ihnen. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, ihre Farbe etwas kupfrig, und röthlich braun, ihre Haare lang, dünn, und so stark als Pferdehaar; und was ganz besonders ist, so haben sie keine Bärte, noch sonst ein Haar am ganzen Leibe, als bloß auf dem Kopfe. Man will von dem letztern verschiedene Ursachen angeben; gemeiniglich sucht man sie in der Feuchte des morastigen Landes. Andere sagen, weil bey ihnen die Ehe zwischen Bruder und Schwester üblich wären, so artete nach und nach die Nation aus, und würde immer schwächer. Wir wollen es den Naturkündigern überlassen.

Darin stimmen aber alle Nachrichten mit einander überein, daß, als die Amerikaner zum ersten Mahle Europäer mit Bärten sahen, sie in die größte Verwunderung geriethen, und solche als die größte Häßlichkeit verlachten. So bald sich ein Härchen blicken läßt, so reissen sie es mit der Wurzel aus. Im übrigen werden die Nord-Amerikaner weiß geboren, wie wir. Ihr Nackendgehen, die Öhle und Säfte aus den Kräutern, womit sie sich schmieren, und die freye Luft, verändern ihre Farbe, und machen ihre Haut hart. Beydes wird stärker, nachdem sie an Jahren zunehmen. Sonst geben sie uns Europäern, was die Beschaffenheit des Körpers anbelangt, nichts

nach, und die Vergleichung würde in manchen Stücken zu unserm Nachtheile ausfallen. Die meisten sind groß, wohl gewachsen, gut gebildet, von einer gesunden Leibesbeschaffenheit, wohl bey Leibe, geschickt und stark. Sie würden sehr lange leben, wenn sie darauf bedacht wären, ihre Kräfte zu schonen; sie richten sich aber durch übertriebenes Laufen und Bewegungen, und übermäßige Enthaltungen, die mit einer ausschweifenden Unmäßigkeit abwechseln, selbst zu Grunde. Der Branntewein, den ihnen die Europäer zu ihrem Unglücke zuführen, und dem sie bis zur Wuth ergeben sind, hat einige Völkerschaften gleichsam ganz aufgerieben. Hierin mag wohl eine Ursache ihrer Ausartung liegen.

Es scheinet, daß alle Amerikaner, von der Straße Davids an, bis herunter nach Florida von einerley Abkunft sind. Alle haben einerley Farbe, alle plattgedruckte Gesichter, ein mattes Ansehen, kleine Augen, dünne Lippen, schwarze starke Haare, welches lauter Kennzeichen eines gemeinschaftlichen Ursprungs sind. Im übrigen sind sie noch, außer einigen wenigen, die man in Dörfer gesammelt, und einiger Maßen cultivirt hat, alle mit einander wild. Sie sind noch in ihrer Lebensart so beschaffen, wie man sich die Völker des frühesten Weltalters denken kann. Ihre Wohnungen, Kleider, Speisen und andere Dinge, die sich bey jeder Nation in einigen Stücken mehr oder weniger verändern, sind im Ganzen genommen noch eben so, als wie sie bey der Ankunft der Europäer

waren. Ein Dach von Rinde auf Pfähle gestützt, ein Zelt mit Häuten behängt, im Winter eine Höhle unter der Erde, vertreten bey den meisten amerikanischen Völkern noch jetzt die Stelle eines Hauses. In ihrer Kleidung sind sie noch eben so ungebildet. Verstattet es die Witterung, so gehen sie nackend; ist es kalt, so hängen sie eine Thierhaut um sich. Kurz, sie leben noch in dem vollkommenen Stande der Wildheit.

Wenn sie einige Vorzüge vor den Europäern haben, so ist es die Schärfe ihrer Sinne, woran sie uns bis zum Erstaunen übertreffen. Ungeachtet des Schnees, der sie blendet, und des Rauchs, der sie sechs Monate lang in ihren Hütten plaget, schwächt sich doch ihr Gesicht nicht. Wenn sie ihre Feinde aufsuchen wollen, so dürfen sie nur einige Fußtapfen sehen. Wenn diese einem Europäer gleich ganz undeutlich vorkommen; so können sie doch voraus anzeigen, wie viele Personen, und seit wie langer Zeit sie da gegangen. So gar die Nationen wissen sie daraus zu unterscheiden. Sie suchen deßwegen auf ihren Märschen nichts so sorgfältig zu verbergen, als ihre Fußtapfen. So vortrefflich ihr Gesicht ist, eben so ein zartes Gehör und feinen Geruch haben sie; sie riechen das Feuer lange vorher, ehe sie es auf andere Art entdecken. Wenn sie daher auf dem Marsche sind, so machen sie nicht gern Feuer an, damit sie von andern nicht in der Ferne durch den Geruch möchten entdeckt werden.

So stark nun die Sinne der Wilden sind,

eben so stark sind auch diejenigen Geisteskräfte, die zunächst von den Sinnen abhangen. Wir rechnen zuvörderst ihre Einbildungskraft hierher, die bey ihnen sehr stark ist. Sie brauchen nur ein einziges Mahl an einem Orte gewesen zu seyn, um eine richtige Vorstellung davon zu haben; und diese vergeht gewiß so leichtlich nicht wieder. Sie gehen durch die weitläufigsten und wildesten Wälder, ohne sich zu verirren. Die Einwohner um die Gegenden des Meerbusens St. Lorenz setzen sich in ihre Canote, und schiffen ohne Compaß nach dem Lande Labrador, um die Eskimows aufzusuchen. Sie fahren dreyßig bis vierzig Seemeilen weit, und landen gerade an dem Orte, wo sie sich es vorgesetzt haben. Auch an den dunkelsten Tagen folgen sie der Sonne, ohne sich zu verirren. Ist diese Geschicklichkeit eine Frucht ihrer Beobachtungen, oder ist sie ein bloßes Geschenk der Natur? Die Kinder, welche niemahls aus ihren Wohnungen gekommen sind, können sich eben so leicht darein finden, als die Erwachsenen. Diese Lebhaftigkeit der Imagination zeigt sich in tausend Auftritten ihres Lebens. Von der Erfindung der Eskimows, durch ihre so genannten Schneeangen den üblen Folgen vorzubeugen, die der blendende Schnee dem Gesichte verursacht, haben wir oben schon geredet. Wir treffen noch mehr Erfindungen dieser Art an, die eine gewisse Lebhaftigkeit der Imagination verrathen. Wir wollen einige derselben anführen. Nichts ist leichter, und ihrer Absicht gemäßer, als die Geräthschaften, die eben diese Eskimows zum Fisch- und Vogelfange brauchen. Ih-

re Boote sind leicht zu regieren, und schnell zu bewegen. Der Rand ist von Holz oder Fischbein gemacht, und bis auf eine in der Mitte gelassene Öffnung ganz mit einer Art eines aus Seehundshaut gemachten Pergaments bedeckt. Diese Öffnung ist mit einem Ringe von Holz oder Fischbein eingefaßt, damit nicht das Wasser von der Decke in das Boot hinein laufe, und sind just so groß, daß ein Mann mit vorwärts gestreckten Beinen darin sitzen kann. Mit diesen Booten fahren sie durch Wind und Wellen hindurch. In dem Fortgange dieser Beschreibung werden wir nach und nach mehrere Proben ihres erfinderischen Geistes sehen.

Die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft zeigt sich auch in ihren Reden. So viel man von ihrer Sprache weiß, so ist sie sehr bilderreich: und dieß ist die Eigenschaft aller Sprachen, wenn sie noch nicht durch die Kunst verfeinert sind; reich an Bildern, und arm an bestimmten Ausdrücken. Man erzählt uns einige artige Histörchen von ihnen. Einer von der Nation der Uttawas wurde einst von einem Europäer gefragt, ob er wohl wisse, woraus der Brannntewein, wonach er so begierig wäre, gemacht würde? Der Wilde war gleich mit der Antwort fertig: aus Zungen und Herzen; denn fuhr er fort, wenn ich Branntewein getrunken habe, so bekomme ich so viel Herz, daß ich mich vor keinem Menschen fürchte, und kann so fertig reden, daß es ein Wunder ist. Ob sie gleich keine Buchstaben haben, so dienen ihnen die Muscheln zu einem Er-

innerungszeichen, die sie als Urkunden ihrer Verträge, Geschichte und Handlungen brauchen.

Sie haben ferner ein ganz unvergleichliches Gedächtniß. Sie brauchen dabey keines von den Hülfsmitteln, die wir Europäer erfunden haben, um dem unsrigen zu Statten zu kommen. Man muß sich wundern, wie viele Sachen, und in welcher Ordnung, und wie umständlich sie solche zuweilen vortragen. Sie haben lederne Riemen mit Muscheln von verschiedenen Farben besetzt, oder kleine gefärbte Stäbchen, die ihnen ganz leserliche Chroniken sind. Diese sind ihre Erinnerungszeichen, und vermittelst derselben können sie in einem Vortrag, der oft etliche Stunden dauert, alle in der General-Versammlung ausgemachte Puncte vortragen. Sie vergessen nichts, ja man hört sie nicht einmahl in ihrer Rede stocken. Sie haben meistens eine gesunde Urtheilungskraft; sie begreifen alles leicht, was nicht über ihren Verstand ist. Der Mangel der Cultur ihrer geistigen Eigenschaften ist die einzige Ursache, daß sie von den Europäern für dumm gehalten werden; von Natur sind sie es nicht. Freylich würde eine lange Arbeit erfordert werden, wenn man sie zu denen Künsten abrichten wollte, wovon sie gar keinen Begriff haben, und das um so viel mehr, weil sie alles dasjenige verachten, wovon sie keinen Begriff haben, und was sie für unnöthig halten. Es würde schwer seyn, wenn man sie zum Zwang und zum Fleiß bey solchen Sachen anhalten wollte, die bloß den Verstand angehen. Wovon sie aber den Nutzen ein-

mahl eingesehen haben, darauf wenden sie viel Eifer und Fleiß. Den Bemühungen der Missionarien, die unter ihnen gewesen sind, hat man viele Beobachtungen über die Eigenschaften ihres Geistes zu danken. Wir wollen einige derselben anführen. Ehe sie sie genauer kennen lernten, wurden sie oft von ihnen betrogen. Es geschah oft, daß die Wilden den Vortrag der Missionarien billigten, aber deßwegen waren sie doch noch nicht davon überzeugt. Nach Endigung einer Rede geben sie oft aus Höflichkeit, oder auch um nicht mehr davon zu hören, alle Merkmahle einer gänzlichen Überzeugung von sich, und wenn man auf den Grund geht, so haben sie nichts weniger, als geläuterte Begriffe. Viele Indianer besuchten die Kirchen der Christen viele Jahre lang ungemein fleißig, und mit vieler Bescheidenheit. Wenn nun der Missionar glaubte, jetzt wäre der schicklichste Zeitpunct, in ihrer Bekehrung fortzufahren; so gingen sie mit der größten Kaltsinnigkeit weg. Einen solchen Streich spielte einst ein Wilder von der Nation der Huronen einem Französischen Jesuiten. Da sich dieser am Ende seiner Bemühungen zu seyn glaubte, und den Wilden taufen wollte; so sagte der Wilde: ich hatte Mitleiden mit dir, daß du immer ganz allein bethen mußtest; nun aber, da andere da sind, und dir diese Gefälligkeit erweisen, so will ich meiner Wege gehen. Ein anderer sagte zum Missionar: „Du schwatzest uns eine Menge schöner Sachen vor; es kann alles wahr seyn, allein es gehört nur für euch Leute jenseits des Meeres. Siehest du nicht, weil wir in einer ganz andern

Welt wohnen, als ihr, daß wir auch ein eigenes Paradies für uns haben müssen?" Man siehet also, daß nicht so wohl ein Mangel des Verstandes, als vielmehr die von Jugend auf eingesogenen Vorurtheile, die Ursache sind, daß man sie für so sehr dumm hält.

Man schreibt ihnen eine große Standhaftigkeit und Gleichheit der Seele zu. Die Beyspiele, die man davon anführt, sind sehr außerordentlich. Die plötzlichsten Widerwärtigkeiten verursachen nicht einmahl eine Veränderung in ihrem Gesichte. Ihre Beständigkeit in den Schmerzen ist nicht auszudrücken, und scheint beyden Geschlechtern gemein zu seyn. Ein junges Weib würde ganze Tage lang in den heftigsten Geburtsschmerzen zubringen, ohne nur einen Schrey zu thun. Sie würde sich bey den geringsten Kennzeichen von Schwachheit für unwürdig halten, Mutter zu seyn, und nicht anders glauben, als daß sie eine feige Memme zur Welt bringen würde. Ihre Gefangenen von allerhand Alter und Geschlecht erdulten viele Tage lang alles, was das Feuer nur Brennendes hat, und was die sinnreichste Wuth nur erfinden kann, ohne daß ihnen im geringsten nur ein Seufzer entfährt. Unter diesen Martern sind sie beschäftigt, ihre Henker mit den anzüglichsten Schimpfreden zu überladen. Es ist dieses ein Charakter, den man bey allen Wilden antrifft. Überlegte Standhaftigkeit kann es wohl nicht seyn, weil es sich mit ihrer übrigen Dummheit nicht reimet. Wollte man es bloße natürliche Unempfindlichkeit nennen; so widerspricht der

allgemeine Instinct alles zu vermeiden, was Schmerzen verursacht. Es bleibt uns also nichts anders übrig, diese Gleichgültigkeit zu erklären, als die Gewohnheit, wodurch sie sich von Jugend auf gegen alle widrigen Eindrücke waffnen. Und in der That finden wir auch, daß die Wilden nicht unterlassen, sich ihr ganzes Leben hindurch hierin zu üben. Wir haben bereits in einem der vorhergehenden Theile bemerkt, daß einige Süd-Amerikanische Völker die Gewohnheit haben, ihre Kinder von den zartesten Jahren an zu dieser Unempfindlichkeit zu gewöhnen; man sieht kleine Jungen sich an einem Arme zusammen binden, und zwischen beyde eine glühlende Kohle legen, um zu sehen, wer am ersten zucken wird. Eben dieses wilde Kinderspiel erzählt man uns auch von den Nord-Amerikanern. Ihre ganze übrige Lebensart stimmt damit überein. Es gibt keinen Menschen auf der Welt, der sich weniger schont, als diese Wilden. Die Gewohnheit, beschwerliche Arbeit zu ertragen, macht ihnen jede schmerzhafte Empfindung leicht. Bey aller dieser Unempfindlichkeit aber setzen sie sich der Gefahr so wenig aus, als es möglich ist, und suchen einen besondern Ruhm darin, ihren Sieg nicht zu theuer zu erkaufen. Sie haben zum Grundsatz angenommen, sich nicht zu schwächen, weil ihre Völkerschaften gar nicht zahlreich sind. Kommen sie aber einmahl ins Gefecht, so rasen sie wie wilde Bestien. Ihr Charakter ist also eine Mischung von Vorsicht und Brutalität. So wenig sich sonst beyde Eigenschaften mit einander vertragen; so treffen wir sie doch bey den Wilden, nur in ver-

schiedenen Verhältnissen, an, und auch dadurch beweisen sie, daß ihr Charakter nicht consistent, und von der Cultur noch sehr weit entfernt ist.

Wenn man uns Beyspiele der Sanftmuth, Mäßigkeit und Freundschaft von diesen Völkern erzählt, so sollte dieses bey einem Volke, dessen ganzes äußeres Ansehen nichts als Wildheit ist, höchst unwahrscheinlich scheinen; und dennoch stimmen die Erzählungen der Reisenden damit überein. Man bewundert an ihnen eine Ernsthaftigkeit ohne Stolz, eine besondere Höflichkeit gegen ihres Gleichen, und eine Ehrerbiethung der jungen Leute gegen die Alten. Nichts ist so selten, als daß Zänkereyen unter ihnen entstehen; und wenn auch zuweilen einige Mißhälligkeiten sich eräugnen, so werden sie nicht mit denjenigen unanständigen Ausdrücken begleitet, die unter den gesitteten Europäern so gemein sind. Allein alle diese scheinbaren guten Eigenschaften verschwinden wenn man den Grund ihrer Handlungen genauer untersucht. Einer von ihren Lieblings-Grundsätzen ist, daß ein Mensch dem andern nichts schuldig sey; und aus diesem Grundsatze schliessen sie, daß man einen andern zwar nicht beleidigen dürfe, aber man brauche ihm auch nichts Gutes zu thun. Allein, den Satz, niemanden zu beleidigen, erstrecken sie nicht weiter, als auf ihre Nation, und dieß hält sie im geringsten nicht ab, andere anzugreifen, oder in der Rache alle Gränzen zu überschreiten. Auch an ihren guten Eigenschaften haben Eitelkeit und Temperament allzu vielen Antheil, als daß wir sie für etwas mehr,

als bloße instinctmäßige Handlungen halten können. So uncultivirt sie auch immer sind, so haben sie einen ungemein großen National-Stolz, und schätzen sich unter allen Sterblichen am höchsten. Ehemahls waren die Huronen die hochmüthüthgisten Creaturen; nachdem sie aber von den Irokesen so sehr gedemüthigt worden sind, so sind sie sehr geschmeidig, hingegen sind die letztern desto hochmüthiger geworden. Je weniger die Wilden sich dem gesitteten Zustande nähern, desto mehr sind die Sclaven der Leidenschaften leichtsinnig, unbeständig, argwöhnisch, Verräther, wenn es auf ihren Nutzen ankommt, können sich meisterhaft verstellen, und kennen in der Rache keine Gränzen. Der Hang zur letztern ist so groß, daß ihn auch die Zeit, die doch sonst alle Leidenschaft schwächt, nicht in ihrer Seele dämpft. Sie ist das liebste, und oft auch das einzige Erbtheil, welches die Ältern ihren Kindern hinterlassen. Sie gehet von Geschlecht zu Geschlecht, bis ihnen endlich die Gelegenheit fehlet, sie auszuüben. Ihre Freundschaft, ihr Mitleiden, ihre Ergebenheit, haben ihren Grund nicht in einem edlen Herzen; sie sind mehr Wirkungen eines natürlichen Triebs, als der Überlegung Ihre Gastfreyheit, die sie auf eine so vortreffliche Art ausüben, hat darin ihren Grund, daß sie glauben, daß alles unter den Menschen gemein sey. Wenn die Ältern Zärtlichkeit gegen ihre Kinder haben, so wird sie oft Schwachheit, denn sie ist bloß thierisch. Eben so muß man von dem Verhältnisse der Kinder gegen die Ältern urtheilen. Ein Irokese diente lange Zeit unter den Franzosen; in einem

Treffen traf er seinen Vater, und war eben im Begriffe ihn zu durchbohren: in diesem Augenblicke gab sich der Vater zu erkennen. Der Sohn hielt ein, und sagte: du hast mir einmahl das Leben gegeben, ich gebe dir es jetzt wieder: aber hüte dich, daß du mir nicht wieder unter die Hände gerathest, denn ich habe dir nunmehr dasjenige bezahlt, was ich dir schuldig bin. Die Wilden unterhalten also die Freundschaft mehr des Nutzens wegen, als daß sie die Süßigkeit derselben empfinden sollten. Unter ihren Landsleuten treiben sie oft solche bis zur Schwärmerey. Sie glauben, daß so wie sie einander in diesem Leben nutzbar gewesen wären, so würden sie auch in jener Welt bey einander seyn, und einander beystehen. Ein Missionair drohete einst einem Wilden mit der Hölle. Kurz vorher war einer seiner geliebtesten Freunde gestorben, und nun fragte er den Geistlichen: ob er denn glaubte, daß sein verstorbener Freund an eben dem Ort wäre? Der Missionar antwortete, er glaube, der Himmel würde ihm Gnade erwiesen haben: und dieß war Grund genug, den Wilden zu bewegen, ein Christ zu werden. Man versichert, daß Freunde, wenn sie an verschiedenen Orten sind, einander anrufen, und glauben, daß ihre Schutzgeister ihnen das Verlangen des andern kund thäten.

Die nördlichen Wilden hatten, ehe sie mit den südlichen in Verbindung kamen, bey weitem kein so großes Verderben der Sitten, als sie hernach gezeigt haben. Letztere hatten in dem Umgange mit Weibspersonen kein Ziel und Maß,

und da diese von der unumschränktesten Geilheit waren, so ging das Verderben immer weiter. Man weiß aus dem Munde der Missionarien, daß die Irokesen ziemlich keusch waren, ehe sie mit den Illinesen bekannt wurden. Durch den Umgang mit diesen haben sie auch gelernt, sie nachzuahmen. Die Weichlichkeit und Schlüpfrigkeit ging bey ihnen bis zur größten Ausschweifung. Man sah Mannspersonen, die sich aus Geilheit nicht schämten, wie Weibspersonen gekleidet zu gehen, und sich allen Beschäftigungen dieses Geschlechts zu unterwerfen. Sie verheuratheten sich nicht, überließen sich aber den schändlichsten Lüsten. Durch diese wurden viele von den Irokesen zu gleicher Schändlichkeit verführt, aber auch von dem bessern Theile ihrer Nation verachtet. Was die Unmäßigkeit im Essen und Trinken anbelangt, so ist ihr Charakter darin sehr widersprechend. Sie sind sehr große Fresser, und stehen oft des Nachts auf, um ihren Appetit zu stillen. Wenn sie Wildbret oder sonst einige Speisen haben, so hören sie nicht eher auf, als bis alles verzehrt ist. Auf der andern Seite können sie aber auch dermaßen hungern, daß es unbegreiflich ist. Sie enthalten sich oft zwey und mehrere Tage alles Essens, und setzen dennoch ihre Arbeit, es mag nun im Kriege oder auf der Jagd seyn, ununterbrochen fort. Sie liegen oft mehrere Tage unter einem Baum ganz stille, ohne das geringste zu essen, und lauern auf ihren Feind. Eben so unmäßig sind sie in Ansehung der Bewegung. Sie können eine geraume Zeit unthätig in ihren Cabanen liegen, ohne sich zu be-

wegen; aber zur andern Zeit laufen sie bis zum Erstaunen. Diejenigen Völker, die um den Mississipi-Fluß herum wohnen, haben eine außerordentliche Geschwindigkeit im Laufen. Ob sie gleich in einem viel wärmern Lande wohnen, als die Irokesen, und man also glauben sollte, ihre Körper wären weniger stark, als dieser, so geben sie ihnen im Laufen dennoch nicht nur nichts nach, sondern übertreffen sie noch. Wenn sie Krieg haben, so treten sie oft Reisen von drey und mehr hundert Meilen an, und achten dieses so wenig, als die Europäer einen Spaziergang. Sie nehmen alsdenn keine Lebensmittel mit sich auf den Weg, sondern begnügen sich mit dem, was sie auf der Reise finden; meistens leben sie alsdenn von der Jagd.

Daß die Gleichgültigkeit einer von den Hauptzügen in dem Charakter aller Wilden sey, haben wir schon bey den südlichen Wilden gesehen; und eben diese finden wir auch bey den Nord-Amerikanern. Sie lieben nichts, was es auch seyn mag, mit einem gewissen Eifer, und achten auch das allerkostbarste nicht. Die Europäer haben sich diese Gleichgültigkeit oftmahls zu Nutze gemacht, und sie zu ihrem großen Schaden hintergangen. Was man ihnen vorsagt, damit sind sie zufrieden, aber so bald sie etwas anders hören, so lassen sie sich auch dieses gefallen. Die Missionarien sind schon oft durch ihre Gleichgültigkeit betrogen worden. Wenn sie ihnen sagten, sie sollten mit ihnen bethen, so sagten sie ihnen alle Worte nach, so auch wenn sie ihnen befah-

ken, nieder zu knien, u. s. w. Wenn sie ihnen in diesem Augenblicke versprochen hatten, sich nicht mehr zu berauschen, und sie hatten in dem andern Augenblicke Gelegenheit Brannteweiu zu bekommen; so war alles wieder vergessen. Die Rachbegierde ausgenommen, sollte man nicht glauben, daß sie Affecten hätten; von einer solchen Gleichmüthigkeit sind sie gegen alle Gegenstände. Sie ertragen alle Unglücksfälle, sie mögen so plötzlich und unerwartet kommen, als sie wollen, mit einem ruhigen und gesetzten Wesen, ohne ein Wort zu sagen, oder die Miene zu verändern. Selbst ein Gefangener, der nicht weiß, ob er in wenigen Stunden den grausamsten Tod zu erdulden hat, scheint ganz unbekümmert zu seyn; er ißt und trinkt eben so fröhlich, wie diejenigen, in deren Hände er gefallen ist. Ihre Entschlossenheit und ihr Muth, den sie in Krankheiten und Schmerzen beweisen, geht bis zum Erstaunen. Selbst unter den entsetzlichsten Qualen, welchen die Gefangenen oft ausgesetzt werden, sind sie nicht allein lustig, sondern sie fordern noch ihre Henker heraus, und reitzen sie durch die härtesten Vorwürfe zu größerm Zorne. Bey wichtigen Gelegenheiten ist ihr Betragen ernsthaft; sie geben auf diejenigen Acht, mit denen sie in Gesellschaft sind. Ihr Temperament ist kalt, und wäre zur Überlegung sehr aufgelegt, wenn sich der Horizont ihrer Kenntnisse erweiterte. Sie halten für einen Menschen nichts so unwürdig, als einen wilden auffahrenden Zorn. Sie bleiben so lange gleichgültig, bis die Rache mit ins Spiel kommt. Dann ist der Amerikaner nicht nur un-

versöhnlich, sondern auch unermüdlich. Keine Entfernung ist groß genug, den Gegenstand vor seiner Rache zu schützen. Er übersteigt die steilsten Gebirge, dringt durch die unwegsamsten Wälder, und durchstreift die abscheulichsten Wüsten; die Rauhigkeit der Jahrszeiten, die Beschwerlichkeit der Unternehmung, und den äußersten Hunger und Durst erträgt er mit Geduld und Fröhlichkeit, in der Hoffnung seinen Feind zu überfallen, und sich an ihm zu rächen.

Gegen Fremde, die ihn nicht beleidigt haben, ist der Wilde sehr gastfrey. Ihre Häuser, ihre Lebensmittel, selbst ihre jungen Frauenzimmer werden dem Gaste angebothen. Diese freundschaftliche Gesinnung geht oft so weit, daß sie Fremde an Kindes Statt annehmen, wenn sie die Ihrigen im Krieg verloren haben. Alsdenn mahlen sie ihn, wie sie gemahlt sind; sie stecken ihm einen Federbusch auf. Alsdenn sieht ihn diese ganze Nation als ihren Bruder an, und beweist ihm eben die Freundschaft, als ihren Landsleuten. Selbst verschiedene Europäer sind auf diese Weise von den Wilden gleichsam naturalisirt worden. Der Charakter aller Wilden ist also, daß sie in keiner Sache eine vernünftige Mittelstraße halten; aber deßwegen sind sie auch wild, und nicht gesittet.

So wie sich nun die eine oder die andere Nation aus dem Stande der Wildheit mehr oder weniger heraus arbeitet, so treffen wir auch diese Tugenden mehr oder weniger an. Unter allen

Nord-Amerikanischen Völkern zeigen die Huronen den meisten Verstand; aber aus eben der Ursache kann man ihnen auch nicht so viel trauen, als den andern. Sie wissen sich dermaßen zu verstellen, als wenn sie die feinste Politik studiert hätten. Aus eben der Ursache finden wir auch bey ihnen mehr Industrie und Geschicklichkeit, als bey andern; sie können sich in jedwedem Falle besser helfen, als die andern. Sie haben mehr Tugenden und Fehler, als alle anderen Amerikaner: so viel sie auf der einen Seite gewonnen haben, so viel haben sie auf der andern verloren. Nur eine vollkommen aufgeklärte Vernunft kann dasjenige wieder ersetzen, wenn man sich beym Anfange der Cultur von der Natur entfernt.

Im Ganzen genommen, ist eine dumme Unempfindlichkeit der Haupt-Charakter der Amerikaner. Ihre Faulheit hindert sie, auf den Unterricht aufmerksam zu seyn; keine Leidenschaft hat Gewalt genug über sie, ihre Seelen zu erschüttern, und über sich selbst zu erheben; sie folgen nur den Trieben ihres Instincts, keine Bewegungsgründe der Ehre kommen jemahls in ihr Herz; ihre Niederträchtigkeit erhält sie in der Sclaverey, worein sie sich selbst gestürzt haben, oder in dem wilden Leben, woraus sie sich niemahls Muth genug haben zu reissen. Es sind nunmehr dreyhundert Jahre verflossen, daß Amerika entdeckt worden ist; man hat nicht unterlassen, ihnen Unterricht beyzubringen, aber keiner hat in den Wissenschaften und Künsten sich noch bis jetzt einen Nahmen erworben. Die Missionarien haben sich

viel Mühe gegeben, ihnen Begriffe des Christenthums beyzubringen; wie wenig sie aber ausgerichtet haben, liegt am Tage. Man hat Versuche mit Kindern gemacht. Man entdeckte an ihnen einige Merkmahle der Einsicht; so wie sie aber zu männlichen Jahren kamen, so sahen sie das Beyspiel ihrer Landsleute; sie wurden nachlässig, stumpf, und legten sich auf nichts. So gar die Liebe ist schwach bey ihnen. Die beyden Geschlechter lieben sich mit solcher Gelassenheit und Trägheit, daß man ihre Liebe kaum eine geringe Gewogenheit nennen kann. Ihre Verachtung des Todes kommt nicht von einer Hoheit der Seele her, sondern es ist mechanische Wirkung ihrer schwachen Empfindungen. Deßwegen macht ihnen auch die Gleichgültigkeit gegen das Leben keinen Muth, sondern verleitet sie zur schändlichsten Verzweiflung. So sehen die Amerikaner im Ganzen aus.

Zweyter Abschnitt.

Von der Religion der Nord-Amerikanischen Völker.

Wir haben bisher die allgemeinen Eigenschaften der Nord-Amerikanischen Wilden gesehen, und schreiten nunmehr zu den besondern Merkwürdigkeiten, die wir bey ihnen antreffen, fort. Nichts

ist schwerer zu bestimmen, als die Religion dieser Völker. Alles, was eine Untersuchung dieser Art schwer und mühsam macht, das kommt hier zusammen. Eigene Erklärungen dieser Völker von dem, was sie von Gott und göttlichen Dingen wissen und glauben, wäre zwar die sicherste Quelle dieser Kenntnisse; aber wie erhält man sie? Die wenigen Europäer, die sich unter ihnen aufhalten, haben ganz andere Absichten, als die Geheimnisse ihrer Religion kennen zu lernen; noch weniger haben sie den gehörigen Beobachtungsgeist, aus den äußern Umständen auf die innere Beschaffenheit zu schliessen. Die Unwissenheit in ihrer Sprache ist keines von den geringsten Hindernissen. Aus diesen Gründen darf man sich gar nicht wundern, wenn die Nachrichten der Reisenden hierin einander so sehr widersprechen. Wir wollen nicht bey einer Aussage allein bleiben, sondern mehrere anführen, sie mit einander vergleichen, und sehen, ob wir auf diese Art etwas Wahrscheinliches von der Religion dieser Wilden heraus bringen können.

Gleich bey der ersten Frage: ob die Nord-Amerikaner einen Gott annehmen, und was sie von ihm glauben? sind die Antworten völlig widersprechend. Einige schreiben ihnen einen vollkommenen, klaren, richtigen, und einer aufgeklärten Vernunft würdigen Begriff von dem höchsten Wesen zu; andere im Gegentheile behaupten, daß sie so wild und unwissend hierin wären, daß sie nicht einmahl ein Wort in ihrer Sprache hätten, welches den Begriff, Gott, anzeige. Ohne Zweifel sind

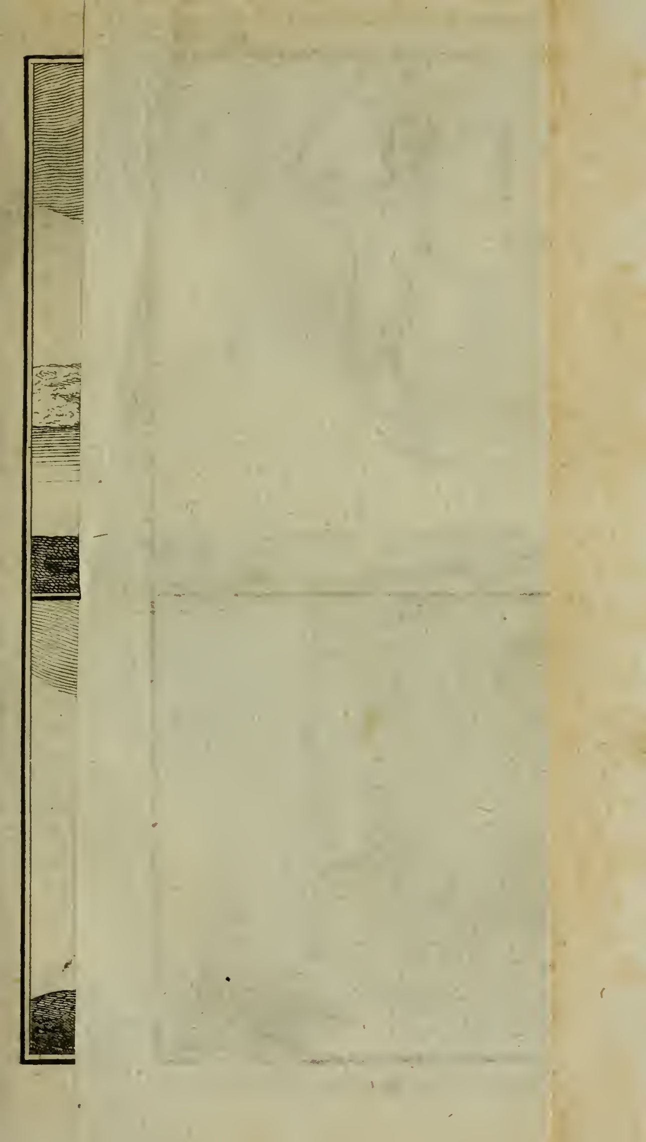
beyde Äußerungen übertrieben, und es scheint, daß, wie in andern Dingen, also auch hier, die Wahrheit in der Mitte liege. Es scheint nicht, daß es ein einziges Indianisches Volk gebe, welches nicht einigen Begriff von einer Gottheit, und eine Art einer Religion hätte; allein diese ist so verschieden, so verwickelt und verwirrt, daß es schwer ist; eine genaue Beschreibung davon zu geben. Ihre Begriffe von der Natur und den Eigenschaften Gottes sind sehr dunkel, und einige ganz ungereimt; alle aber erkennen ihn für den Herrn der Welt.

Einige nennen Gott Michabu, andere Atohokan. Die meisten glauben, dieser ihr Gott habe einen großen Hofstaat, der aus lauter vierfüßigen Thieren bestehe; mit diesen habe er ehemahls auf dem Wasser geschwebt, und habe die Erde aus einem Sandkörnchen, welches er aus der Tiefe der See genommen, heraus geholet, und die Menschen aus den todten Äßern der Thiere gebildet. Sie reden auch von einem Gott des Wassers, der sich diesem Gott widersetze, oder sich wenigstens weigere, dessen Absichten zu befördern. Diesen Gott nennen sie den großen Tieger. Zu diesen setzen sie noch einen dritten, den sie Matcomek nennen, und nur den Winter über anrufen. Die Huronen nennen das höchste Wesen Areskui, und die Irokesen Agreskue, welches vermuthlich nur eine Benennung und ein Begriff ist. Beide sehen ihn als den Kriegsgott an. Einige Schriftsteller sind der Meinung, daß die Huronen und Irokesen hierdurch nichts an-

ders, als die Sonne, verstehen, und daß sie hierin mit andern Völkern gleiche Gedanken haben. Wir wollen ihre Beweise anführen. Sie sagen: außer den vorhin angeführten Benennungen geben sie ihrem Gott auch den Nahmen Tharonhiauagon, welches in ihrer Sprache so viel bedeuten soll, als, er befestigt den Himmel auf allen Seiten. Dieß Wort, sagen sie (und wir müssen ihnen glauben, weil wir die Sprache nicht verstehen), ist aus Garonhia, oder wie es auch ausgesprochen wird, Saronhia, und Uagon zusammen gesetzt. Das erste Wort bedeutet so wohl den materialischen Himmel oder die Luft, als auch den Herrn des Himmels, fast wie der Griechen ihr Uranos, oder Jupiter, oder Juno. Wenn sie diesen anbethen, so sagen sie: Saronhiate, d. i. du, der du der Himmel bist. Außer diesen nennen sie Gott auch Harakuannentakton, dessen buchstäbliche Bedeutung ist, er hat die Sonne angehängt. Sie bezeichnen damit, wie mit den vorhergehenden Nahmen, einerley Begriffe. Die zuerst angeführte Benennung, Agriskove und Areskovi, ist die gewöhnliche. Die Missionarien, die unter den Huronen und Irokesen gewesen sind, haben die Wurzel dieses Worts niemahls erfahren können. Die Irokesen wissen solche so wenig, als die Huronen. Es schein't, daß dieses eine von den durch einen langen Gebrauch bestimmten Redensarten ist, wovon man den Ursprung nicht mehr weiß, und folglich auch die wahre Bedeutung nicht fest setzen kann. So viel man heraus bringen kann, so scheinen sie dadurch den Herrn

aller Dinge, oder den Schöpfer Himmels und der Erde anzuzeigen. Als eine Huronische Frau durch einen Missionär von den Vollkommenheiten Gottes unterrichtet worden war, schrie sie mit einer Art von Verwunderung: „Ich verstehe es, und habe mir immer eingebildet, daß unser Areskovi eben der Gott seyn müsse, den du mir jetzt beschreibest."

Die Indianer sind mit ihrer Religion sehr geheimnißvoll, und halten es für eine große Gottlosigkeit, etwas davon zu entdecken. Will man etwas von ihnen erfahren, so muß man sie überraschen. Ein Engländer machte folgende Entdeckung. Zu einer Zeit, da eine Indianische Nation auf der General-Versammlung war, um sich über die Gränzen zu berathschlagen, ging er in Begleitung etlicher Freunde in einen Wald spatzieren; sie trafen eine von den Cabanen an, die sie Quioccosan nennen, und die bey ihnen die Stelle der Tempel vertritt. In diese Hütte erlauben sie keinem Fremden den Eintritt. Um so viel mehr freueten sich die Engländer, jetzt eine Beobachtung machen zu können, da sie von den Indianern nicht würden gestört werden. Vor dem Eingange der Hütte lagen zehn bis zwölf Stämme von Bäumen; diese räumten sie weg, und gingen hinein. Die Wände der Cabane waren nackend, und in der Mitte derselben stand ein Herd. Es war kein anderes Licht darin, als dasjenige, welches durch eine Öffnung von oben her hinein fiel. Unsere Engländer gingen dem ungeachtet hinein. Sie entdeckten gegen dem Eingang





Götze und Priester der Virginier Quioccos genañt.

über einen durch dichte Matten abgesonderten Platz. Sie fanden einige zusammen gewickelte Matten, trugen solche heraus, und fanden in einer etliche Menschenknochen, in dem andern eine Indianische Streitaxt, die sie Tomahawk nennen, und in der dritten verschiedene Stücke, woraus das ganze Bild des Götzen zusammen gesetzt werden konnte. Sie setzten sie zusammen, und brachten das Bild, das wir auf der neunten Kupfertafel gezeichnet haben, heraus. Dieses Bild bekommt niemand zu sehen, als der Priester, und das Volk verehrt es mit einem dummen Aberglauben. Dieser Götze wird von einigen Okee, von andern Quioccos, und von noch andern Kiwasa genannt. Es ist aber nichts anders, als das Bild eines Schutzgeistes, dergleichen bey den Indianern fast eine jede Stadt einen hat.

Wenn auch die Indianer einen Begriff von einem Gott haben, so wird er durch die Menge Geister, die sie glauben, dermaßen verdunkelt, daß man ihn kaum mehr erkennen kann. Diesen Geistern, oder wie man sie sonst nennt, Untergottheiten, sind sie mit einem abscheulichen Aberglauben ergeben. Nachdem sie einen oder den andern Begriff von der Entstehungsart der Welt haben, so sind auch dieser mehr oder weniger. Wir müssen also vor allen Dingen erklären, was sie sich von dem Ursprunge der Welt für einen Begriff machen.

Die meisten Indianischen Völker verwechseln den Ursprung der Welt und ihrer Nation mit

einander. Die Irokesen setzen anfänglich sechs Menschen in der Welt, ohne zu wissen, wer sie dahin gesetzt habe. Einer von diesen Menschen stieg hinauf in den Himmel, um daselbst eine Frauensperson zu suchen, welche Atahentsic hieß. Er hatte einen Umgang mit ihr, den man aber bald merkte. Der Herr des Himmels stürzte sie beyde aus seinem Reiche. Sie wurden von einer Schildkröte auf den Rücken genommen. Von dem Manne der Atahentsic, so wie auch von den übrigen fünf Menschen, schweigt die Nachricht ganz und gar stille. Die Atahentsic selbst wurde schwanger, und gebar eine Tochter, und diese war die Mutter des Juskeka und Tahuitzaron. Der erste erschlug den andern, und zur Vergeltung seiner Stärke wurde ihm die Sorge für die Regierung der Welt aufgetragen. Sein Geschlecht dauerte aber nicht länger, als bis in das dritte Glied, da das menschliche Geschlecht durch eine Sündfluth zerstöret wurde. Um nun die Erde wieder zu bevölkern, so wurden die Thiere in Menschen verwandelt.

Mit dieser Nachricht stimmen auch die Traditionen anderer Völker überein; zum Theil aber gehen sie davon ab. Die Irokesen halten einen gewissen Geist, den sie Otkan, andere aber Atahanta nennen, für den Schöpfer der Welt; nachdem sie aber durch eine Überschwemmung wieder zerstöret worden, so sey sie von einem andern, mit Nahmen Messou, wieder erneuert worden. Dieser, sagen sie, sey einst auf die Jagd gegangen, und seine Hunde verloren sich in ei-

nem großen See: hiervon trat die See aus ihren Ufern, und bedeckte die ganze Erde dermaßen, daß ein unergründlicher Abgrund aus derselben wurde; Messon, oder Otkon, habe, durch Hülfe einiger Thiere, ein wenig Erde mit Wasser vermischt, und daraus wieder eine Welt gemacht.

Die Wilden in der Gegend des Missisipi-Flusses schmücken diese Traditionen noch mehr aus. Sie sagen: ein Weib wäre vom Himmel gekommen, und habe einige Zeit in der Luft geschwebet, ohne daß sie einen Platz gefunden, wo ihr Fuß ruhen konnte. Die Fische hätten endlich Mitleid mit ihr gehabt, und hätten sich berathschlagt, wer sie aufnehmen sollte. Die Schildkröte habe sich hierauf angebothen, daß sie sich der verlassenen Frau annehmen wollte; sie hätte ihren Rücken über das Wasser erhoben, auf welchen sich die Frau gesetzt, und ihren Wohnplatz daselbst aufgeschlagen habe. Die Unreinigkeiten des Meers hätten sich darauf an die Schildkröte angehängt, und daraus wäre das große Stück Land, oder die Welt, welche die Amerikaner bewohnten, entstanden. Die Frau saß nun in der Einsamkeit, und hatte keinen Menschen, mit dem sie umgehen konnte. Ein Geist aus der Höhe erbarmte sich über sie, und kam zu ihr, um ihr die Zeit zu vertreiben. Vor lauter Verdruß und langer Weile war das Weib eingeschlafen. Und so fand der Geist das Weib. Er näherte sich ihr, und aus ihrer Seite kamen zwey Söhne hervor. Beide konnten sich nicht mit einander vertragen,

und hatten alle Zänkereyen mit einander. Es kam endlich zu Thätlichkeiten. Beyde Brüder hatten ein ganz verschiedenes Naturell. Der eine war wild, halsstarrig, grausam; der andere sanft und gelinde. Der erste plagte den andern dermaßen, daß er es nicht länger ertragen konnte, sondern sah sich genöthigt, sich von ihm zu trennen. Er zog sich gen Himmel, und um sein Mißfallen gegen seinen Bruder zu erkennen zu geben, so ließ er etliche Mahle über dem Haupte seines Bruders donnern. Das Geschlecht des letztern verlosch gleichfalls von der Erde. Nun kam der vorhin gemeldete Geist zur Frau; sie zeugte eine Tochter, und von dieser wurde die Erde bevölkert.

Die Irokesen rühmen sich von diesem Weibe abzustammen, und sagen, daß die drey vornehmsten Stämme unter ihnen, die sie die Nation der Wölfe, der Bären, und der Schildkröten nennen, noch davon herkämen, und also gleichsam eine lebendige Tradition wären. Der Mann, der die Frau vom Himmel herab geplaudert hätte, wäre Hoguaso, d. i. Wolf, genannt worden; dieser hätte ihr ein Präsent mit Bärenfett gemacht, wovon sie eine große Liebhaberinn gewesen wäre; und die Schildkröte hätte ihr zum Wohnplatze gedient. Einige Ausleger wollen durch diese Fabeln die Schicksale unsrer ersten Ältern durchschimmern sehen. Der Schlaf Adams, die Verführung der Eva, die Austreibung aus dem Paradiese, die entgegen gesetzte Gemüthart Kains und Abels, soll sich durch die mündliche Fortpflanzung unter diesen Völkern erhalten haben,

und in diesen angeführten Erzählungen zum Grunde liegen. Der Hauptpunct, worauf es bey der Entscheidung dieser Frage ankommt, wäre, ob diese Traditionen unter den Amerikanern gewesen wären, ehe sie einige Bekanntschaft mit den Europäern gehabt haben. Ist dieses, so ist es wahrscheinlich, daß die Geschichte, die uns Moses von dem Ursprunge des menschlichen Geschlechts gibt, auch diesen Völkern von undenklichen Jahren her durch mündliche Erzählungen bekannt muß gewesen seyn. Das Merkwürdigste dabey ist, daß alle Amerikanischen Wilden, so wohl südliche als nördliche, den Ursprung ihres Geschlechts von einer Überschwemmung herleiten. Die ältesten Nachrichten der Völker der alten Welt stimmen gleichfalls damit überein. Sollte es bloßer Zufall seyn? Das kann ich nicht glauben; vielmehr scheint die Mosaische Erzählung der Grund von allen diesen Traditionen zu seyn.

Wenn die Indianer also auch einige Idee von Gott, der ihre Welt hervor gebracht hat, haben sollten; so vermengen sie ihn doch mit ihren Schutzgeistern und Untergöttern, deren sie unzählige annehmen. Fragt man sie, wer den Himmel hervor gebracht habe, so entschuldigen sie ihre Unwissenheit damit, daß es sie nichts anginge. Den Ursprung der Erde erzählen sie entweder auf die vorhin gemeldete Art, oder nennen den Nahmen eines gewissen Geistes, Micaboche, der die Erde mit Wasser bedeckt, und wornach sie wieder zum Vorscheine gekommen wäre. Den Raum zwischen Himmel und Erde füllen sie mit Geistern

an, die sie zu ihren Wahrsagungen und Beschwörungen brauchen. Sie sind theils gute theils böse. An die Spitze der bösen Geister setzen die Irokesen die Atahentsic, den Juskeka aber machen sie zum Haupte der guten. Sie wenden sich nur an die bösen Geister, um sie zu bitten, daß sie ihnen nicht schaden möchten; von den guten glauben sie, daß sie zur Bewachung der Menschen bestimmt wären, daß ein jeder Mensch seinen eigenen habe, und also sey es unnöthig, sie besonders anzurufen. In der Huronischen Sprache nennt man sie Okkisik, und in der Algonquinischen Manitue. Zu diesen nehmen sie in Gefährlichkeiten, und bey wichtigen Begebenheiten ihre Zuflucht. Man ist aber nicht in ihrem Schutz, so bald man geboren wird, sondern man muß sich denselben erst verdienen. Man muß Bogen und Pfeile zu führen wissen, wenn man denselben genießen will, und die Zurüstungen, welche erfordert werden, wenn man sich dem Schutz eines solchen Geistes anvertrauen will, sind die wichtigsten Verrichtungen des Lebens. Zuerst schwärzet man den Kopf des jungen Wilden; darauf läßt man ihn acht Tage scharf hungern, und unter der Zeit muß sich ihm sein künftiger Schutzgeist durch Träume offenbaren. Das Gehirn eines Kindes, welches jetzt in die Jünglingsjahre tritt, ermangelt nicht, ihm Träume genug zu verschaffen. Die Wilden glauben, daß sich ihm sein Schutzgeist unter gewissen Bildern offenbaren werde. Diese Bilder sind weder selten noch kostbar. Es ist der Fuß eines Thieres, oder ein Stück Holz, und dergl. Wenn sie beym Erwachen etwas dergleichen fin-

den, so verwahren sie es mit der größten Sorgfalt, als ein sicheres Zeichen von der Gunst ihres Schutzgeistes. Es ist nach ihrer Meinung nichts in der Welt, welches nicht einen Schutzgeist für einen Wilden haben sollte. Die Dinge aber, in welchen ihre Geister wohnen, sind nicht von einerley Ordnung, wie denn auch die Geister selbst nicht einerley Kraft haben. In allem, was sie nicht begreifen, vermuthen sie einen obern Geist, und ihr gemeinster Ausdruck ist, daß sie sagen, es ist ein Geist. Sie brauchen diesen Ausdruck auch von solchen, die sich durch ihre Gaben, oder einige außerordentliche Thaten hervor thun. So bald nun ein junger Mensch weiß, was er für seinen Schutzgeist ansehen soll, so unterrichtet man ihn sorgfältig von der Ehrerbiethung, die er ihm schuldig ist. Der Tag, an welchem der junge Mensch etwas zu seinem Schutzgeiste annimmt, wird mit Schmausen und Feyerlichkeiten begangen. Es ist eine Gewohnheit, daß man sich das Bild dieses Okki oder Manitu auf seinen Leib stechen läßt. Beyde Geschlechter haben ihre Schutzgeister; aber diejenigen, die die Männer annehmen, sind wichtiger, als diejenigen, welche sich die Weiber erwählen. Sie verehren sie auf verschiedenerley Art. Zu Ehren der Wassergeister wirft man Tobak, und abgewürgte Vögel in die Seen und Flüsse; zu Ehren der Feuergeister oder der Sonne in das Feuer. Zuweilen geschieht es aus Erkenntlichkeit, mehrern Theils aber aus Eigennutz. Man hat Leute gefunden, die beständig ein Gerippe von einem Raben bey sich führen, und solches für den Meister ih-

res Lebens halten; andere führen einen Knochen, oder Muschelschale in gleicher Absicht bey sich. Wenn sie Biber gefangen haben, so verwahren sie die Knochen derselben sorgfältig; denn sie bilden sich ein, wenn sie sie wegwürfen, so würde es der Geist, der sich darin aufhielte, den andern sagen, und sie hernach nicht so glücklich auf der Jagd seyn. Die bösen Geister aber, oder Teufel, sind der eigentliche Gegenstand ihrer Anbethung; an diese wenden sie sich durchgängig recht herzlich, und bitten sie, daß sie ihnen keinen Schaden zufügen möchten.

Ein Engländer, der sich eine Zeitlang unter den Wilden aufgehalten hatte, traf einst einen Wilden von den übrigen abgesondert an. Er kannte ihn, und wußte, daß es ein Mensch von gutem natürlichen Verstande war. Er ergriff also die Gelegenheit, da sich derselbe für niemand zu scheuen Ursache hatte, und hoffte, daß er seine Gedanken mit einer Freymüthigkeit entdecken würde. Er fragte ihn, was er für Begriffe von Gott hätte. Der Wilde war nach seiner Gewohnheit mißtrauisch, und wollte nicht mit der Sprache heraus. Etliche Gläser guten alten Cides aber machte den Wilden treuherzig. Er sagte, er glaube einen gutthätigen Gott, der im Himmel wohne und seine Gaben auf der Erde austheile. Seine Vortrefflichkeit wäre unbegreiflich, und seine Glückseligkeit ohne Gränzen. Der Engländer fragte ihn, warum er denn dieses gutthätige Wesen nicht anrufte, da er doch eine so große Idee von ihm hätte; und warum er lieber den Teufel an-

bethe? Der Wilde antwortete: es ist wahr, Gott theilt alles Gute aus, aber er theilet es ohne Unterschied über alle Menschen aus; er bekümmert sich nicht um uns und unsere elenden Handlungen, sondern überläßt die Menschen ihrem freyen Willen, daß sie sich von den Gütern, die von ihm herkommen, so viel zueignen, als sie können. Im Gegentheile bemühe sich der Teufel, alles Gute, daß sie genießen könnten, wegzunehmen, er mische sich in alle Geschäfte der Menschen, besuche sie sehr oft, wäre in der Luft, im Donner und Stürmen wirksam. Wenn sie nun diesen bösen Geist nicht zu besänftigen suchten; so würde er ihnen alles das Gute, das ihnen Gott gegeben hätte, verderben, oder gar wegnehmen. Der böse Geist verlange diese Verehrung, bey Vermeidung seiner Ungnade. Der Engländer wollte sich weiter mit ihm einlassen, allein auf einmahl bekam er Gewissensbisse, daß er schon so viel gesagt hatte. Hieraus bestätigt sich die Anmerkung, daß die Wilden zwar einen Begriff von Gott haben, der aber durch Vorurtheile und Aberglauben sehr verunstaltet ist.

Letzterer ist besonders aus ihrer unvernünftigen Anhänglichkeit an Wahrsagereyen und Zäubereyen sichtbar, als welche der Wildheit und dem uncultivirten Zustande in allen Welttheilen eigen ist. Die Neugierde der Menschen, ihr zukünftiges Schicksal zu wissen, und der Vorwitz in die verborgenen Geheimnisse einzusehen, ist die Mutter der Wahrsagerey bey allen heidnischen Völkern, und List und Betrug haben sie zu einer po-

litischen Kette gemacht, woran ganze Nationen geschmiedet worden sind. Je weiter die Menschen in der Cultur zurück sind, desto sichtbarer ist der Betrug, und desto dümmer der Aberglaube. Nach ihren Meinungen ist die Seele von dem Leibe ganz unabhängig, und hat eine beynahe uneingeschränkte Freyheit. Sie trennt sich, wenn sie es für gut befindet, von dem Leibe, und thut während der Zeit eine Reise anders wohin, um die nöthigen Nachrichten von dorther einzuhohlen. Sie schreiben deßwegen ihren Träumen eine beynahe göttliche Kraft zu, und die Traumdeuterey ist die gewöhnlichste Art ihrer Wahrsagungen.

Die Träume selbst erklären sie auf verschiedene Art. Die eine beruhet auf dem erst angeführten Grundsatze von dem Herumreisen der Seele; sie glauben beym Erwachen, daß die Seele alles dasjenige wirklich gesehen habe, was ihr im Traume vorgekommen ist. Die andere Art der Träume ist jenige, wenn der Schutzgeist, mit dem ein Mensch in Verbindung steht, sich unmittelbar mit der Seele durch eine Art der Entzückung vereinigt, und ihm dasjenige zu erkennen gibt, was ihm zu wissen nöthig ist. Diese Träume der Wilden sind einander nicht alle gleich: einige sind immer geheimnißvoller als andere. Wenn ihnen von einer Sache träumt, die mit ihrem Leben ein Verhältniß hat, so ist dieses die wichtigste Wahrsagung; denn sie glauben, ihr Leben, oder die übrigen Theile ihrer Glückseligkeit hinge davon ab, daß sie die Sache, von welcher ihnen geträumt hat, habhaft würden. Wenn sie deßwegen eine

solche Sache erblicken, so suchen sie solcher, es koste auch was es wolle, theilhaftig zu werden. Ist dasjenige, wovon ihnen geträumt hat, daß es mit ihrem Leben in Verbindung stehe, eine leblose Sache, so suchen sie solche zu überkommen, und heben solche als das größte Heiligthum auf. Alsdenn glauben sie vollkommen glücklich zu seyn, weil sie dasjenige, wovon, nach der Erklärung ihres Traums, ihr Leben abhing, in ihrer Gewalt hätten. Ist es aber ein lebendiges Geschöpf, so sind sie nicht so ruhig dabey; denn sie glauben, wenn dieses stürbe, so folge ihr Tod bald nach. Es macht ein solcher Traum oft eine so heftige Wirkung auf sie, daß sie vor Furcht, wo nicht sterben, doch wenigstens dem Tode sehr nahe kommen. Bekommt der Mensch dasjenige gar nicht, was ihm geträumt hat, und kann es auch nicht bekommen, so ist dieses die traurigste Vorbedeutung. Damit sie nicht etwas aus den Händen lassen möchten, was zur Erhaltung ihres Lebens dienlich wäre, so bemerken sie alle ihre Träume mit der größten Sorgfalt; sie erzählen sie auch einander, damit einer dem andern behülflich seyn könne, dasjenige zu erhalten, von dessen Besitze sein Leben abhangt. Oftmahls gerathen sie darüber in wunderbare Verlegenheit. Einem Huronen träumte einst, als ob die Glückseligkeit seines Lebens in dem Besitze einer an einen Vornehmen verheuratheten Frau bestände. Er trug kein Bedenken, beyden Eheleuten seinen Traum zu erzählen; eine Sache, die für einen Wilden weniger Schwierigkeit hat, als für einen gesitteten Europäer. Beyde Eheleute liebten sich

mit einer Zärtlichkeit, wie Wilde einander zu lieben pflegen. Sie wären gern beysammen geblieben, aber dem Traum ihres Freundes nicht entgegen zu seyn, und dadurch sein Glück, welches an dem Besitze dieser Frau hing, zu hindern, trennten sie sich. Die Frau heurathete den Träumer, und dieser aus Point d'Honneur, um allen Verdacht zu vermeiden, entschloß sich gleichfalls zu einem neuen Bündnisse. Ob nun gleich der Träumer die Sache, mit welcher er sein Leben verknüpft zu seyn glaubte, zum Besitze bekam; so hat ihn sein Traum dießmahl doch betrogen. Er starb bald hernach, und der erste Mann nahm seine Frau wieder. Glück für Europa, daß diese Traumdeuterey bey uns nicht Mode ist. Wie manche Träume würden zum größten, wie soll ich sagen, Ärgerniß oder Vergnügen, erzählt werden!

Wenn die Erfüllung der Träume Schwierigkeiten verursacht, daß verdrießliche Folgen daraus entstehen könnten; so brauchen die Verwandten des Träumers folgendes Auskunftsmittel: sie machen die Sache, von der ihm geträumt hat, nach, oder stellen sich, als wenn sie den Traum auf alle mögliche Art erfüllen wollten. Einem Wilden träumte, er wäre von den Fremden gefangen worden: sollte der Traum wirklich erfüllt werden, so wäre es ihm höchst verdrüßlich gewesen; gleichwohl mußte der Traum als göttliche Eingebung seine Vollziehung haben. Was thaten sie also? Die Freunde des Träumers überfielen ihn als einen Feind, machten ihn gefangen, marterten ihn eine Zeitlang mit Feuer, und ge-

sachten hierdurch die wirkliche Erfüllung eines so kläglichen Traums zu erfüllen. Haben sie einen Traum, dessen Erfüllung sie nicht wünschen, so bemerkt man an ihnen eine gewisse Langsamkeit und Trägheit, die Ausführung desselben zu begehren. Man sucht auch wohl den Träumer durch Geschenke zu bewegen, daß er von der Erfüllung seines Traumes abstehen möge. Aber diese begnügen sich nicht immer damit. Ein Wilder hatte auf einen Sclaven einen unversöhnlichen Haß geworfen, den er verschiedene Jahre zu verstellen wußte. Endlich aber, da er ihn nicht länger verbergen konnte, so sagte er, es habe ihm geträumet, er habe Menschenfleisch gegessen, und einige Tage hernach erklärte er sich genauer, daß es Fleisch von diesem Sclaven gewesen sey. Man wandte alles an, die Erfüllung dieses Traums zu vernichten. Man machte einen Mann von Teig, und buck ihn in der Asche, damit er davon essen, und durch diese Nachahmung den Traum erfüllen möchte: allein alles wurde verworfen. Der arme Mensch mußte den Kopf hergeben, um dem vorgegebenen Traume sein Recht zu lassen. So dumm und abergläubisch also auch die Wilden sind, so mischt sich doch nicht selten Bosheit mit unter; sie mißbrauchen ihre Träume, um dasjenige, was sie begehren, mit desto größerer Dreistigkeit zu fordern. Ein Wilder sah an einem Franzosen, der ein Sclave unter ihnen war, eine beßere Decke, als er hatte: er bekam Appetit darnach, und sagte, es habe ihm geträumt, daß er diese Decke hätte, und verlangte sie. Der Franzose merkte die List, und gab ihm die Decke;

denn er war versichert, daß er sich schadlos halten würde. Einige Tage hernach kam der Franzose in die Cabane des Wilden, und sah einen Rock von schönen Ochsenhäuten. Er sagte, es habe ihm davon geträumt; der Wilde gab ihm solchen sogleich, ohne sich lange darum bitten zu lassen. Beyde träumten beständig zu ihrem Vortheile, und keiner blieb dem andern etwas schuldig. Der Wilde wurde es endlich überdrüssig, ging zu dem Franzosen, und nahm die Abrede mit ihm, daß ihnen in Zukunft nicht mehr von etwas träumen sollte, was dem einem oder dem andern zugehörte. Oftmahls nimmt das ganze Dorf die Erfüllung eines Traumes auf sich. Sie sparen dabey keine Arbeit und Mühe. Man muß es finden, es koste was es wolle. Diese Sache wird weit ernsthafter, wenn es jemand einfällt zu träumen, er schlage einen andern todt: denn wenn er kann, so schlägt er ihn wirklich todt, und wehe ihm, wenn einem andern träumt, diesen Todschlag zu rächen! Das einzige Mittel bey denen, die nicht blutgierig sind, ist, daß sie den Schutzgeist durch Geschenke versöhnen.

Träume setzen die Wilden oft in die unsinnigste Schwärmerey. Wir wollen ein Beyspiel hiervon anführen. Einige Missionarien thaten in Gesellschaft einiger Wilden eine Reise mit einander. Mitten in der Nacht, als sie schliefen, wachte einer von den Wilden mit den heftigsten Bewegungen auf. Er war ganz außer Athem; das Herz klopfte ihm entsetzlich; er bemühte sich zu schreyen, ohne daß er konnte, und schlug sich her-

um als ein rasender Mensch. Die ganze Gesellschaft war so gleich auf den Beinen. Man glaubte, er habe einen Anfall von der fallenden Sucht, und wendete alles an, ihn zu besänftigen. Alles war vergebens; seine Wuth nahm beständig zu. Endlich sagte er, es habe ihm geträumet, es sey ihm eine Eule in den Magen gekrochen. Die andern Indianer fingen an, sich gleichfalls unsinnig zu stellen, und schrien aus allen Kräften, sie hätten ein Thier im Magen. Ein jeder machte die Stimme des Thieres, das er im Leibe zu haben vorgab, nach, und schlugen nach genommener Abrede herzhaft auf den Träumer los. Durch Schläge ermüdet, fiel er in einen tiefen Schlaf, und wachte gesund wieder auf, ohne daß er von den empfangenen Schlägen etwas wußte. So weit kann eine schon verdorbene Einbildungskraft durch Vorurtheile überspannt werden, daß sie zur Narrheit wird. Ein Mensch kann sonst sehr vernünftig seyn; bringt man ihn aber auf den Gegenstand, woran seine Einbildungskraft krank ist, so merkt man, daß er ein Narr sey. Eine Beobachtung, die sich bey verunglückten Personen häufig bestätigt.

Bey dieser allgemeinen Freyheit, alles zu verlangen, wovon sie geträumt haben, haben sie noch ein allgemeines Fest, welches sie als ein feyerliches Traumfest begehen. Man weiß nicht, ob die Religion einen Antheil daran hat; so viel ist indessen gewiß, daß die Erfüllung der Träume der Hauptgegenstand desselben ist. Sie nennen es Ononhuarori, d. i. Thorheit, oder Verrückung des Gehirns, weil sie zu der Zeit wirklich im Kopf ver-

rückt zu seyn scheinen. Ein jedes Dorf, worin es gefeyert wird, gibt das Ansehen von sich, als wenn sie in eine Art von Wahnsinnigkeit gefallen wären. Alle Einfälle der Unsinnigkeit sind alsdenn erlaubt. Jeder vermummt sich nach seinem Gutdünken. Sie machen Larven von Baumrinden, oder sie ziehen einen Sack über den Kopf, in welchem Augen und Mund ausgeschnitten sind. Sie bemahlen sich auf eine ungeheure Art. In diesem Aufzuge laufen sie als Besessene von einer Cabane zur andern; sie zerschmeißen und zerschlagen alles, was ihnen unter die Hände kommt, und niemand hat das Herz sich zu widersetzen. Wer klug ist, begibt sich zu dieser Zeit auf das Feld. Sie schreyen aus vollem Halse, daß sie geträumet hätten; sie geben durch emblematische Verkleidungen und räthselhafte Worte ihre Träume zu erkennen, und fragen diejenigen, die ihnen begegnen, was der Traum bedeute. Derjenige, der so glücklich ist, den Traum zu errathen, der muß der Larve dasjenige, was sie verlangt, geben. Sie thun auch dieses mit dem größten Vergnügen; denn ein jeder macht sich eine Ehre daraus, die Schwierigkeiten der Träume aufzulösen. Das Fest endigt sich damit, daß sie, wie sie sagen, die Narrheit zum Dorfe hinaus jagen, oder wie man in Europa zu sagen pflegt, den Fastnachtsnarren begraben. Die Geschenke, welche man während dem Feste einander gegeben hat, und die nicht das Losungswort des Räthsels gewesen sind, werden hernach wieder zurück gegeben. Das Fest endigt sich mit einem Schmause, und jeder denkt, die

verdrießlichen Wirkungen dieses Traumfestes wieder gut machen.

Ein Französischer Jesuit, der sich als Missionar unter den Huronen befand, war ein Augenzeuge dieses Traumfestes. Er beschreibt es auf folgende Weise. Es wurde den 22ten Hornung ausgerufen, und die Alten thaten es mit einer so ernsthaften Miene, als wenn es die wichtigste Staatssache wäre. Kaum waren diese in ihre Cabane wieder zurück gekommen, so liefen Männer, Weiber und Kinder fast nackend aus ihren Cabanen heraus, obgleich die Kälte sehr scharf und beissend war. Sie breiteten sich auf allen Seiten aus, und liefen wie Besoffene und rasende Menschen herum, ohne zu wissen, wo sie hin wollten, und was sie verlangen sollten. Die einen trieben ihre Thorheit nicht weit, und verschwanden bald. Andere bedienten sich der Freyheit des Festes, welches alle Gewalthätigkeiten rechtfertigt, und dachten nun ihrer Privatrache ein Genüge zu leisten. Sie prügelten diejenigen, denen sie nicht gut waren; einigen gossen sie ganze Kübel mit Wasser über den Kopf, andere bestreueten sie mit heißer Asche, und andern Unreinigkeiten. Sie warfen dem ersten, den sie antrafen, glühende Kohlen an den Kopf. Das einzige Mitel, sich vor dieser Verfolgung zu verwahren, ist, daß man unvernünftige und dunkele Träume errathen muß. Der Missionar wurde bedrohet, einen größern Antheil, als bloßer Zuschauer, zu haben. Er hatte sich in eine Cabane geflüchtet, und einer dieser Wahnsinnigen ver-

folgte ihn. Er rufte, man solle seinen Traum errathen, und da sich niemand dazu verstehen wollte, so erklärte er ihn selbst, und sagte: ich tödte einen Franzosen. Der Eigenthümer der Hütte, wohin sie sich geflüchtet hatten, warf ihm ein Französisches Kleid hin, welches er im Augenblicke durchstach. Sein Traum schien nun erfüllt zu seyn, da derjenige, der ihm das Kleid hingeworfen hatte, sagte, er müsse seinen Traum auch in die Erfüllung bringen; er wolle den Franzosen rächen, und das ganze Dorf in die Asche legen. Man warf ihm einen Hund hin, in der Hoffnung, er würde seine Wuth hieran stillen, aber es war ihm noch nicht genug: man warf ihm noch einen hin, den zerriß er in Stücke, und seine Wuth war gestillt.

Dieser Wilde hatte einen Bruder, der seine Rolle auch auf diesem Traumfeste spielen wollte. Er war so bekleidet, wie man die Satyrn vorzustellen pflegte, vom Kopfe bis auf die Füße mit Blättern bedeckt. Zwey Weiber, die ihn begleiteten, hatten das Gesicht geschwärzt, die Haare zerstreuet um den Kopf fliegen, eine Thierhaut auf dem Leibe, und eine jede einen Pfahl in der Hand. Der Wilde ging mit diesem Gefolge in alle Cabanen, heulete aus allen Kräften, kletterte auf ein Dach, machte daselbst allerhand geschickte Wendungen, die mit entsetzlichem Geschreye begleitet waren, stieg darauf herunter, und ging ernsthaft fort; seine Bacchantinnen gingen voran, die nun auch ihrer Seits rasend geworden waren, und mit ihren Pfählen alles, was ihnen vorkam, niederstießen. Kaum waren sie von dieser Wuth

wieder zu sich selbst gekommen, so trat eine Weibsperson an ihre Stelle, und drang mit Gewalt in die Cabane. Sie trug ein Schießgewehr, welches sie dadurch bekommen hatte, da sie vorgab, es habe ihr davon geträumt. Sie sang darauf die gräulichsten Verfluchungen, wenn sie keine Gefangenen bekommen würde. Dicht hinter ihr kam ein Kriegsmann mit Bogen und Pfeilen. Nach langem Geheule fiel er über das Weib her, und dieses wurde nunmehr ruhig. Er faßte es bey der Kehle, schnitt ihm eine Hand voll Haare ab, und ging davon. Darauf erschien ein Gaukler mit einem Stabe, der mit weißen Federn geziert war, wodurch er vorgab, daß er die geheimsten Sachen entdecken könnte. Man trug ein Gefäß vor ihm her, welches mit einem Trank angefüllt war; bey jeder Frage trank er aus demselben, und spie es wieder weg, indem er zugleich auf seine Hände und seinen Staub hauchete: und nun errieth er allemahl das vorgelegte Traumräthsel. Ihm folgten zwey Weiber, und gaben zu erkennen, daß sie eine Begierde nach etwas hätten. Die eine breitete eine Matte aus, dieß legte man so aus, als wenn sie Fische begehrte: und man willfahrte ihr auf der Stelle. Die andere trug ein Werkzeug zum Ackerbaue in der Hand, und man schloß daraus, daß sie ein Feld verlangte, solches zu bauen. Man führte sie sogleich zum Dorfe hinaus, und wies ihr ein Stück Land an. Einem Oberhaupt träumte, er sähe zwey Menschenherzen. Dieser Traum, der nicht erklärt werden konnte, setzte jedermann in die größte Verlegenheit. Man verlängerte das Fest um ei-

nen Tag, aber alle Untersuchungen waren vergeblich, und um sich zu beruhigen, suchte man den Schutzgeist des Oberhauptes mit Geschenken zu besänftigen. Dieses Fest dauert verschiedene Tage lang; das Sonderbare dabey wird die Weitläufigkeit unserer Beschreibung rechtfertigen. Der P. Lafitau siehet hier Überbleibsel von den Bachantinnen der Griechen, und macht daraus den Schluß, daß dieses Volk von den alten Asiatischen Barbaren abstamme.

Sie haben noch eine andere Art von Wahrsagungen, als vermittelst der Träume. Sie bedienen sich hierzu gewisser Menschen, die bey ihnen Priester und Wahrsager in einer Person sind. Sie glauben, daß es Personen gäbe, denen die Geister gewogener wären, als andern, und denen sie das Ojaron öfters zeigten. Dieses Ojaron ist eigentlich das Wesentliche ihrer geheimnißvollen Träume. Die erste Kleinigkeit, die ihrer verwirrten Einbildungskraft im Schlafe vorkommt, eine Pflanze, eine Bärenhaut, ein Messer 2c. ist alsdenn ein Symbolum des Vertrags, der zwischen ihrer Seele und dem Geiste ist; mit diesem können sie alles ausrichten. Ihre Priester, Zauberer, Wahrsager, sind in der Erklärung dieser Bilder weit aufgeklärter, als der gemeine Haufe; ihre Seele empfindet nicht nur dasjenige, was sie insonderheit angehet, sondern erblicket auch das Innerste in den Seelen der andern, und schauen mitten durch die Decke, die sie umhüllet, hindurch; hier sehen sie das Verlangen eines Menschen, welches er oft selbst nicht weiß, oder vergessen hat. Bey den Huronen werden sie Sajotkatta,

und bey den Irokesen Agotsinnachen, genannt: beides soll so viel heissen, als Seher: weil sie aber auch durch ihre Lieder und Tänze außerordentliche Dinge hervor bringen können, so werden sie auch Arendiovannen, d. i. göttliche Sänger, genannt; und weil man ihnen einen besondern Umgang mit den Geistern zuschreibt, so werden sie auch Agotkon genannt. Man siehet diese Wahrsager, Zauberer, Gaukler, Geisterseher ꝛc. als eine besondere Art von Menschen an, die ihr Stand ansehnlich macht, und die in allen Stücken als Quellen der Wahrheit zu Rathe gezogen werden. Sie legen Träume aus, entdecken das Verlangen der Seele, verkündigen die Zukunft, bestimmen den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Kriegs, erklären die verborgenen Ursachen einer Krankheit, und überhaupt alles, was zur Wahrsagerey gehört, muß durch ihre Hände gehen. Eine besondere Gattung dieser Agotkons sind diejenigen, die Hexereyen oder Zaubereyen veranlassen. Unter beyderley Geschlechtern ist zwar ihre Anzahl nicht geringe, insbesondere aber wird das weibliche in Verdacht gezogen; denn da nach ihrer Kosmogonie, wie wir bereits gemeldet haben, alles Böse durch eine Frau herkommt; so sehen sie auch die Weiber als besonders dazu aufgelegt an, daß sie durch Hülfe der bösen Geister allerley Unheil stiften können. Aber dadurch wird auch das Ansehen der Wahrsager desto mehr erhoben, weil ihre Hauptverrichtung darin mit bestehet, die Zauberey und ihre Urheber zu entdecken, und Gegenmittel an die Hand zu geben.

Die Wilden erkennen zweyerley Arten von Geistern, gute und böse. Mit beyden haben ihre Agotkons Umgang. Und daraus entsteht so wohl die Hochachtung gegen diejenigen, von denen sie glauben, daß sie mit den ersten in Verbindung stehen, als auch der Abscheu gegen diejenigen, von denen sie sich einbilden, daß sie durch theurgische Künste Schaden zufügen können. Daß die ganze Beschäftigung der einen und der andern nichts anders als lauter Betrug sey, brauchen wir wohl nicht zu beweisen; weßwegen auch der gemeine Nahme, mit dem sie von den Franzosen benannt werden, Jongleurs ist. Wenn man ihre Verrichtungen untersuchet, so sind es eben diejenigen, die wir bey einigen alten Völkern der alten Welt antreffen, und die eben so wenig, als jene, Verhältniß mit dem Unglücke haben, das sie anrichten wollen. Zu gewissen Zeiten des Mondes und bemerkten Stunden der Nacht Kräuter sammeln, bey Sammlung derselben tausenderley abergläubische Ceremonien vornehmen, bey Abpflückung derselben sich unvernehmlicher Worte bedienen, Bilder von Teig oder baumwollenen Faden machen, welche die Person vorstellen, denen die Zauberey gilt, selbige mit Dörnern stechen, und mit kleinen Pfeilen durchschiessen, u. d. gl. dalles dieses ist der Charakter und die Beschaffenheit dieser Bezauberungen. Man hat durch Hülfe einiger bekehrten Huronen solche Zauberstücke bekommen: sie bestanden in Packeten von zusammen gewickelten Haaren, Schlangenbeinen, Stückchen Kupfer, Bildern aus Teig von Türkischem Weitzen, und was dergleichen

Zeug mehr ist, wodurch der blinde Indianer betrogen wird.

Wenn der Indianische Zauberer, oder Wahrsager, sein Amt verrichten will, so fällt er in eine Art von einer Entzückung, oder Begeisterung, die alle Sinne bindet, und ihren Gebrauch verhindert, wenigstens dem äußern Anscheine nach. Der fremde Geist scheint sich seiner zu bemächzigen, und seinen Verstand zu fesseln. Man sagt, daß ihre Schwärmerey so stark sey, daß sie, wenn man sie brenne und schneide, keine Empfindung davon hätten. Dieß ist aber überhaupt eben so gar sehr nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, wie sehr sich die Amerikaner von Jugend zur Erduldung des heftigsten Schmerzens gewöhnen. Ein Französischer Officier, der sich etliche Jahre lang unter den Huronen aufgehalten hatte, erzählet folgende Begebenheit, wovon er ein Augenzeuge gewesen ist. Einige Wilden wollten gern das Schicksal sieben ihrer Landsleute, die im Krieg waren, wissen, und bathen eine alte Frau, von welcher sie glaubten, daß sie eine Wahrsagerinn wäre, daß sie ihnen solches bekannt machen möchte. Es kostetr viel Mühe, ehe sie sie dazu bereden konnten, weil sie außerordentlich viel dabey ausstehen mußte. Endlich aber durch versprochene Belohnung, wozu der Franzose noch heftige Bitten hinzu fügte, entschloß sie sich, ihren Geist zu befragen. Sie machte den Anfang mit der Zubereitung des Platzes, den sie wohl reinigte, und mit Mehl und gesiebter Asche bestreuete. Auf diesen Staub setzte sie einige Bündel Späne, die

die verschiedenen Dörfer unterschiedener Völker vorstellen sollten. Hierauf bekam sie entsetzliche Convulsionen, und aus dem Bündel Späne, welches ihr Dorf vorstellte, fuhren sieben Feuerfunken heraus, die sich auf dem mit Asche bestreuten Boden einen Weg machten, und von einem Dorf zum andern liefen. Da diese einige Zeit unsichtbar geworden waren, so erschienen neun Funken, und machten wieder einen andern Weg, bis sie endlich bey dem Bündel Späne, wo die ersten Funken heraus gekommen waren, still standen. Die wilde Wahrsagerinn hatte noch immer convulsivische Bewegungen; sie sprang unter die Späne, trat sie mit Füßen, und warf sie unter einander. Sie wurde darauf still, setzte sich nieder, und nachdem ihre Geister wieder in Ordnung waren gebracht worden, so erzählte sie alles, was diesen Kriegsmännern begegnet war, den Weg, den sie genommen, die Örter, wohin sie gekommen, und die Zahl der Gefangenen, die sie gemacht hatten. Sie nannte auch den Ort, wo sie sich damahls aufhielten, und versicherte sie, daß sie in drey Tagen nahe bey dem Dorfe seyn würden.

Die Abenaquis und Algonquinen sind insonderheit der Wahrsagung durch das Feuer sehr zugethan. Sie brennen eine Kohle aus Cedernholz, reiben dieselbe fast zu Staube, und bereiten sie auf eine gewisse Art, hernachmahls legen sie Feuer darauf, und wahrsagen aus dem Laufe dieses Feuers. Es sind viele unter ihnen, die den Christlichen Glauben angenommen haben, aber

ihre Anhänglichkeit an diese Art der Wahrsagung ist so groß, daß sie bey aller Gelegenheit zu dieser Kunst ihre Zuflucht nehmen. Eine Wilde sagte einst zu einem Missionar, der ihr diese Sünde der Zauberey begreiflich machen wollte: „Ich habe niemahls geglaubt, daß hierin etwas Sündliches verborgen sey, und halte es auch noch jetzt nicht für Unrecht. Denn Gott hat seine Gaben verschiedentlich ausgetheilt; euch Franzosen hat er die Buchstaben und Schrift gegeben, durch welche ihr alle entfernten Dinge erfahren könnt; uns aber hat er die Kunst verliehen, die abwesenden und entfernten Dinge durch das Feuer zu erkennen: wenn du nun annimmst, daß dieses unser Buch, unsere Schrift ist, so wirst du leicht begreifen, daß zwischen beyden kein Unterschied ist, und in einem so wenig Böses, als in dem andern ist."

Insgemein aber schreiben sie diese Wirkung der Kraft ihrer Beschwörungen zu. Unter ihren Priestern sind einige besonders ausgezeichnet, von denen sie glauben, daß sie sich des Umgangs der höhern Wesen besonders würdig machten. Man nennt sie Powawes, oder Beschwörer. Sie haben unter den Indianern das größte Ansehen, sie sind ihre Gesetzgeber, auf die sie ein uneingeschränktes Vertrauen setzen. Sie haben alle mit einander eine eigene Sprache, die unter ihnen in allen Nationen gemein ist, die aber keiner von den andern versteht. Sie tragen am Oberleibe eine Jacke, die sie über die rechte Schulter hängen, den linken Arm aber frey behalten. Un=

ten geht diese Art eines Mantels rings um sie herum, und bedeckt ihnen die Hüfte. Sie werden von zubereiteten Thierfellen verfertigt, und sehen, wenn sie eine Zeitlang getragen sind, und die Haare verloren haben, abscheulich aus. (s. d. 9te und 10te Kupfertafel). Am Kopf sind sie beschoren, ausgenommen oben auf dem Wirbel lassen sie einen Haarbusch, in Form eines Hahnenkamms, stehen, und dieser gehet von der Stirne bis an das Genicke. Vorn an der Stirne lassen sie auch gleichsam einen Kranz von Haaren stehen. Diese Haare stehen ganz strack in die Höhe, entweder durch ihre natürliche Stärke, oder, weil sie durch das beständige Schmieren steif werden. Wenn die Zauberer ihr Amt verrichten, so sind sie am Oberleibe ganz nackend, haben auf der Seite des Kopfes einen ausgestopften Vogel von schwarzen Federn; um ihre Blöße binden sie eine Biberhaut, an welcher eine Tasche herab hangt.

Um die Art ihrer Beschwörungen und Zaubereyen besser einzusehen, wollen wir eine Geschichte anführen, die uns ein Engländer, der selbst ein Gegenstand derselben war, erzählet hat. Ein Englischer Hauptmann, mit Nahmen Smith, war in dem Dorf Pamunkie in Virginien von den Wilden zum Kriegsgefangenen gemacht worden. Sie wollten seine wahren Gesinnungen durch Zauberey entdecken, und gingen nach seiner eigenen Erzählung folgender Maßen mit ihm um. Mit Anbruche des Tages zündeten sie in einer langen Canabe ein Feuer an, und breiteten auf beyden Seiten derselben Matten aus. Sie be-

fahlen dem Engländer, daß er sich auf eine derselben setzen sollte: darauf gingen diejenigen, die ihm zur Wache waren beygegeben worden, zur Cabane hinaus. Hierauf trat ein großer Mann mit einem mürrischen Gesichte herein; sein ganzer Leib war mit Kohlen geschwärzt, und mit Öhl beschmiert, auf dem Kopfe hatte er einen Pack ausgestopfter Schlangenhäute, die eine Art eines Casquets ausmachten; und ihm bis auf die Schultern herab hingen, so daß sie ihm das ganze Gesicht bedeckten. Über dieß hatte er eine Krone von Federn, die ihm ein sehr wunderbares Ansehen gaben; in der Hand hatte er eine Schlangenklapper. Nachdem er viele wunderbare und närrische Stellungen gemacht hatte, so fing er seine Beschwörungen mit einer donnernden Stimme an, und machte zugleich um das Feuer einen Kreis von gestoßenen Maiskörnern. Hierauf kamen drey von seinen Mitbrüdern, die am ganzen Leibe roth und schwarz, um die Augen weiß, an den Backen aber mit Streifen, wie mit einem Schnurrbarte, gemahlt waren, in die Cabane hinein gehüpft. Sie fingen an, um den Englischen Gefangenen herum zu tanzen, und in dem Augenblicke kamen noch drey andere Zauberer, die eben so abscheulich aussahen, wie die vorhergehenden, mit rothen Augen und weiß gemahlten Schnurrbärten hinein. Sie nahmen nunmehr den ersten Zauberer, der vielleicht ihr oberster Priester war, in die Mitte, und diese sieben Personen setzten sich gegen ihn über. Sie fingen darauf einen gräßlichen Gesang an, und accompagnirten sich mit ihren Klappern. Nach Endi=

gung dieser Zaubermusik warf der oberste Zauberer fünf Maiskörner auf die Erde, und bewegte Hände und Arme mit solcher Heftigkeit, daß ihm der Schweiß über das Gesicht herunter floß, und alle Adern aufschwollen. Er that darauf eine kurze Rede, nach deren Endigung sie alle einen tiefen Seufzer hohlten. Darauf legte er drey Maiskörner in einer gewissen Entfernung zu den vorhergehenden. Dieß Manöuvre wiederhohlte er so oft, bis er um das Feuer zwey Kreise von Maiskörnern gemacht hatte. Endlich nahmen sie einen Bündel Reiser, die zu dem gegenwärtigen Gebrauche besonders zubereitet waren, und nach Endigung eines jeden Gesangs warfen sie einen zwischen die Maizkörner. Mit diesen Zaubereyen brachten sie den ganzen Tag zu, ohne etwas zu essen, noch zu trinken, und der arme Engländer mußte eben so lange nüchtern aushalten. Am Abend aber aßen sie das Beste, was sie hatten. Diese nähmliche Ceremonie wurde drey Tage hinter einander wiederhohlet, und hatte, wie wir schon gemeldet haben, zur Absicht, die Gesinnung des Engländers gegen ihre Nation zu erfahren. Unter dem Kreise von gestoßenen Maiskörnern stellten sie ihr eigenes Land vor, durch den Kreis von ganzen Körnern, die Ufer der See, und durch die Reiser das Vaterland des Engländers; denn sie bilden sich ein, ihr Land liege in dem Mittelpuncte des Erdbodens. Sie schenkten ihm darauf die Freyheit, vermuthlich, weil die Wahrsagung zu seinem Vortheile ausgeschlagen war.

Dergleichen Zaubereyen schreiben die India-

ner eine beynahe wunderthätige Kraft zu. Es war einst ein berühmter Einsiedler, mit Nahmen Schonnoukuiretsi, oder der Langhärige, unter den Irokesen, dessen Andenken noch jetzt von ihnen verehret wird. Zu seiner Zeit wurde das Dorf, worin er geboren war, durch ein allgemeines Sterben heimgesucht, wobey dieses das Besondere war, daß es nur die Vornehmsten des Dorfes hinweg raffte. Alle Nächte, sagt man, flog ein Todtenvogel um die Cabane herum, machte mit seinen Flügeln ein fürchterliches Geräusch, und stimmte ein erbärmliches Geheul an. Jedermann glaubte, daß dieses der Ojaron oder Geist desjenigen wäre, der die Zauberey machte; aber man wußte nicht, wo man sich Raths erhohlen sollte, denn die gewöhnlichen Wahrsager konnten mit aller ihrer Kunst die Quelle dieses Übels nicht erforschen. Man schickte also eine Gesandtschaft an den vorhin genannten Schonnonkuiretsi, und bath ihn, daß er sich des Dorfs erbarmen möchte. Vermöge seines Gelübdes und Standes durfte er seine Einöde nicht verlassen: er ließ sich aber doch so weit erbitten, daß er den Abgeordneten einen gewissen Tag bestimmte, wenn sie wieder zu ihm kommen sollten. Sie kamen, und der Einsiedler zeigte ihnen drey Pfeile, die er während ihrer Abwesenheit verfertigt hätte. Er zeigte ihnen solche, und ohne etwas weiter von seiner Absicht merken zu lassen, befahl er ihnen nur, sie genau anzusehen, damit sie selbe wieder kennen möchten. Gegen Untergang der Sonne versteckte sich der Einsiedler auf einem nahe bey dem Dorfe gelegenen Hügel. Der vor-

hin genannte Vogel kam bey Einbruche der Nacht aus einem hohlen Baum heraus, und schwang auf gewöhnliche Art seine Flügel, woraus man ganz deutlich zu erkennen glaubte, daß den folgenden Tag wieder einige der Vornehmen ein Raub des Todes werden würden. So bald der Einsiedler diesen fürchterlichen Vogel erblickte; so ging er langsam auf ihn zu, und drückte einen Pfeil auf ihn ab. Den andern Morgen verbreitete sich ein Gerücht im Dorfe, daß ein junger Mensch, der mit seiner Mutter allein in einer Cabane wohnte, sehr krank sey. Die Vornehmsten schickten insgeheim, und ließen ihn durch eben die Gesandten, die bey dem Einsiedler gewesen waren, besuchen. Der Kranke war durch seine Krankheit allzusehr darnieder geworfen, als daß er es hätte verbergen können. Es stak ihm ein Pfeil in der Seite, und man sah, daß es einer von den Pfeilen war, die der Einsiedler gemacht hatte. Nunmehr glaubten die Abgeordneten gewiß zu seyn, daß dieses der böse Zauberer wäre, der so viele Menschen zu Tode gehext hätte. Unter dem Schein, als wenn sie ihm helfen wollten, drückten sie ihm den Pfeil in das Herz. Seine Mutter merkte gar leicht, wo der Streich herkam, und wer ihrem Sohne diesen Dienst gethan habe. Die Rache wachte in ihrer Brust auf, und der Einsiedler sollte das erste Opfer derselben werden. Allein ihr Vorhaben wurde gar bald entdeckt, sie wurde ergriffen, und nach Irokesischer Art lebendig verbrannt. Nach ihrem Tode hörte deßwegen das Sterben nicht auf, und die Wahrsager antworteten, daß

diese hingerichtete Alte daran Schuld sey; denn sie wäre in eine Meerkatze verwandelt worden. Man lauerte auf sie, und sie kam aus eben der Höhle heraus, wo ihr Sohn heraus geflogen war. Die Irokesen schlugen sie todt, und zeigen noch heut zu Tage den Eingang der Höhle, als ein Denkmahl dieser schönen Fabel, die in der tausend und einen Nacht keinen üblen Platz einnehmen würde.

Durch dergleichen Erzählungen suchen die Wahrsager und Zauberer ihren Credit unter diesem abergläubischen Volke zu erhalten. Und diese widersetzen sich deßwegen der Einführung des Christenthums am allermeisten. Alle Missionsberichte stimmen darin überein. Man kann sich nichts Erschrecklichers denken, als das Geschrey und Getöse, das diese Betrüger bey ihren Zaubereyen machen. Sie wissen tausend Ausflüchte, wenn ihre Wahrsagereyen nicht eintreffen, oder ihre Zaubereyen ohne Wirkungen sind: aber so blind auch diese Völker sind, so machen sie sich auch kein Gewissen daraus, ihre Wahrsager, wenn sie den Betrug merken, todt zu schlagen.

Ein Englischer Missionar, der sich lange Zeit unter den Irokesen aufgehalten hatte, führt die bittersten Klagen gegen diese Betrüger, die, indem sie sich der Ausbreitung der Christlichen Religion widersetzen, von ihren Landsleuten mit den größten Lobeserhebungen beleget werden. Der vorhin gemeldete Missionar beschreibet insonderheit einen, mit dem er selbst viel zu thun ge-

habt hatte. Sein hohes priesterliches Gewand bestand in einem langen Rocke von Bärenhäuten, woran die Haare noch waren; dieser hing ihm bis auf die Fußzehen herunter, seine Strümpfe, die er an hatte, waren gleichfalls von Bärenhäuten; sein Gesicht war mit einer hölzernen Larve bedeckt, die auf der einen Seite schwarz, und auf der andern schwarzgelb, wie gemeiniglich die Indianer aussehen, angestrichen war; in die Larve war ein ungeheuer großes Maul, welches zugleich sehr krumm war, geschnitten. Diese Larve war auf beyden Seiten an einer Kappe von Bärenhaut, die über den Kopf gezogen war, fest gemacht. In der Hand trug er ein ausgetrocknetes Dach einer Schildkröte, worin einige Körner von Indianischem Korn waren: dieses war seine Klapper, die er bey seinen Amtsverrichtungen brauchte, und zu dem Ende war sie mit einer Handhabe versehen. In diesem Aufzuge ging er einst auf unsern Missionar los, und so wie er nahe zu ihm kam, schlug er mit einem Kleppel auf die Schildkröte, und machte damit seine Zaubermusik. Er tanzte dabey aus allen Kräften, verbarg aber alle seine Gliedmaßen auf das sorgfältigste, so, daß wenn man es nicht aus andern Gründen gewußt hätte, man aus seinem Aufzuge wohl nicht würde vermuthet haben, daß unter demselben ein menschliches Geschöpf verborgen wäre. In seiner Cabane, die ihm zugleich zum Tempel diente, waren alle Wände mit verschiedenen Bildern nach Irokesischer Art gezieret.

Alle diese abergläubischen Dinge haben ihren Grund in den Meinungen von den geistigen Kräften, die sie sich durch die ganze Natur ausgebreitet einbilden. Es ist aber sehr schwer, genau zu bestimmen, worin ihre Begriffe davon, so wie überhaupt von göttlichen Dingen, bestehen. Ihre Ideen sind so verwirrt und confus, daß auch selbst diejenigen, die zum Christenthume bekehrt worden sind, von ihrem vorigen Lehrbegriffe wenig oder gar nichts zu sagen wissen. So viel man von ihrem Religions-System, wenn man es anders ein System nennen kann, heraus gebracht hat, so scheinen sie wirklich eine Vielheit von unsichtbaren Göttern anzunehmen; sie bilden sie aber unter so mancherley Gestalten ab, als man sich nur vorstellen kann, und berufen sich immer auf ihre Vorfahren, die eben diesen Göttern Dienst erwiesen hätten. Man findet nicht wenige Menschen unter ihnen, die selbst den Thieren eine Art von Verehrung erweisen. Sie glauben zwar nicht, daß dergleichen Thiere eine göttliche Kraft wesentlich in sich hätten, sondern daß ihnen einige unsichtbare Wesen eine mehr als menschliche Kraft beylegten. Daher wird eine solche Kreatur, von welcher der Indianer glaubt, daß eine unsichtbare Kraft ihr eine große Macht mitgetheilet habe, auch von ihm sehr heilig gehalten; er erwartet von ihr alles Gute, und glaubt, daß er ihr auch göttliche Ehre schuldig sey. So opferte einst ein Irokese in Beyseyn eines Missionarius köstlichen Tobak zu keinem andern Ende, als den Zorn derjenigen unsichtbaren Kraft zu stillen, von welcher er glaubte, daß sie über

eine gewisse Art von Schlangen regiere. Einige setzen die Anzahl dieser unsichtbaren Kräfte auf vier, und glauben, daß sie über die vier Ecken der Erde gesetzt seyn. Andere nehmen nur eine einzige solche Kraft an, und glauben, die Sonne sey es, von welcher alle Dinge herkommen. Noch andere nennen einen gewissen Brunnen oder Quelle der Gottheit, die mit der Weltseele, die man bey einigen heidnischen Weltweisen der alten Welt antrifft, etwas Ähnliches hat, die sich in mancherley Thiere, oder auch unbeseelte Wesen ergieße und ausbreite. Man darf sich deßwegen gar nicht wundern, wenn man alles bey ihnen mit Geistern angefüllt antrifft. Ein gewisser Indianer reiste einst mit einem Deutschen durch einen Wald. Da es Abend wurde, und ein starker Regen einfiel; so machten sie sich eine Hütte. Der Indianer wollte Pfähle in den Grund, der sehr steinig war, einschlagen; da es aber nicht angehen wollte, so glaubte er, die Geister, die in den Steinen wären, machten diese Hindernisse. Er fing also an mit ihnen zu sprechen. Bald gab er ihnen gute Worte, und sprach: „Mein Freund! ich und mein Gefährte wollen diese Nacht hier bleiben, und ihr müsset mir erlauben, diese Pfähle in den Grund zu treiben; darum weichet ein wenig, oder ich grabe euch aus dem Grund, und werfe euch ins Feuer;" bald redete er hart, als ob er sich mit ihnen zankte. Der Deutsche lachte darüber; aber der Indianer ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern sagte zu ihm: „Ihr sehet ja, daß ich gewinne; denn die Steine weichen ja auf die Seite." Nichts ist lä-

cherlicher, als wenn sie einen von diesen Geistern bändigen wollen. Der Beschwerer geht in die Hütte, tanzt und singt, daß er ohnmächtig werden möchte. Während der Zeit sitzen die andern Indianer um seine Hütte herum, und rufen ihm zu: „Vater, Großvater, Bruder, ermuntre dich, bis du den Geist bewegt hast." Dieses thun sie so lange, bis ein Thier an ihre Hütte kommt, und dieß ist alsdenn der Geist, der ihnen Antwort bringt.

Wenn sie auch annehmen, daß sie von einem Gott geschaffen worden; so glauben sie doch nicht, daß es der Gott sey, der das weisse Volk gemacht habe. Sie glauben, daß Gott erst mit den Europäern einige Proben gemacht habe, und wie er gesehen, daß ihm das Werk gerathen sey, so habe er sie, aber noch besser als die Europäer, gemacht. Die Religion der Europäer verwerfen sie zwar nicht schlechterdings, sondern sagen, daß sie zwar für diese gut wäre; aber für sie wäre sie nichts nütze, weil sie nicht eben so gemacht und geschaffen wären, als die Europäer.

Die Missionarien haben sich sehr viele Mühe gegeben, eine genaue Nachricht von ihren Meinungen, besonders aber in Absicht auf ihre Wahrsagungen und Zaubereyen zu erfahren; allein die Ideen, die ihnen die Indianer davon gaben, waren so confus, daß sie sie nicht zusammen reimen konnten. Ein Indianischer Wahrsager, der hernach ein Christ geworden, hat die Art, wie er den Wahrsagergeist bekommen habe, auf fol,

gende Art erzählt: er sey zuerst zu der Gegenwart eines großen Mannes zugelassen worden, der ihm gesagt habe, daß er ihn sehr lieb habe, und daß er ein großes Mitleiden mit ihm habe, und ein großes Verlangen trage, ihm gutes zu thun. Der gewesene Wahrsager erklärte ferner, daß es nicht in dieser Welt gewesen sey, wo er den großen Mann gesehen habe, sondern in einer andern Welt in der Höhe, und die gar weit von dieser Welt entfernet sey; er fügte hinzu, dieser große Mann sey mit dem allerhellesten Tage bekleidet gewesen; über diesen Mann sey die ganze Welt hingezogen worden, so daß in ihm die Erde und alle Dinge auf derselben hätten gesehen werden können; alles, was schön und reitzend auf der Erde angetroffen werde, sey über ihm gewesen, und hätte, wenn man seine Augen auf ihn gerichtet hätte, eben so wohl gesehen werden können, als man etwas auf der Erde in Augenschein nähme. An der Seite des großen Mannes sey sein Schatten oder Geist gestanden (denn das Wort Chichung bezeichnet beydes), und dieser sey so lieblich anzusehen gewesen, als der große Mann selbst; er sey eine Zeitlang da geblieben, und habe sich so wohl an dem Ansehen des großen Mannes, als auch des Schattens ergetzet. Alles dieß sey mit ihm vorgegangen, ehe er geboren worden. Der große Mann habe darauf zu ihm gesagt, er müßte herunter auf die Erde kommen, und von einem Weibe geboren werden; er habe ihm auch alles gesagt, was ihm begegnen werde, und es sey alles haarklein eingetroffen. Der große Mann habe ihn auch gefragt, was er für eins

Profession erwählen wollte, worauf er geantwortet, er wolle zuerst ein Jäger, und sodann ein Zauberer werden; der große Mann habe sein Verlangen gebilligt, und ihm versprochen, daß sein Geist auf die Erde kommen, und allezeit bey ihm bleiben sollte. So lange nun sein Geist bey ihm gewesen, habe er ihm alles offenbaret, aber es sey diese Entdeckung in keiner menschlichen Sprache geschehen. Zu gewissen Zeiten wäre dieser Geist auf eine ganz besondere Weise über ihn gekommen, so daß er mit dem, was er in dem großen Mann gesehen hatte, ganz erfüllet gewesen; alsdenn sey um ihn herum alles Licht, so daß er die Menschen durch und durch sehen, und alle ihre Gedanken wissen könnte. Von eben diesem Zauberer wird uns folgende Begebenheit erzählt. Es wurde ein Indianer von einer Schlange gebissen, und litt darüber große Schmerzen. Er ging zu seinem Wahrsager, und bath ihn um Hülfe. Dieser sagte ihm, er habe einst versprochen, das erste Thier, das er tödten würde, einer gewissen großen Kraft zu opfern, aber er habe sein Versprechen nicht gehalten: nun habe diese große Kraft der Schlange befohlen, ihn für seine Untreue zu bestrafen. Der Indianer gestand, daß es wahr sey, aber er habe sein Gelübde keinem Menschen offenbaret. Ist es Zufall, oder Bosheit, oder Schwärmerey?

So widersinnig nun die Meinungen der Wilden in den bisher angeführten Gegenständen sind, eben so widersinnig sind sie, in Absicht auf die Seele des Menschen und ihren Zustand nach dem

Tode. Sie halten solche nicht für geistig; denn man hat sie niemahls bis zu dieser Vorstellung erheben können. Ihre Götter selbst haben Körper, die sie nur allein von menschlichen Schwachheiten befreyen, ohne zu gedenken, daß sie ihnen eine gewisse Art von Unendlichkeit beylegen sollten. Wenn man sie fraget, was sie von der Seele denken, so antworten sie: es sind Schatten, oder die beseelten Bilder der Körper; und durch eine Folge dieses Grundsatzes glauben sie, daß alles in der Welt beseelt sey. Die menschliche Seele halten sie für eine zu denken fähige Substanz; sie bezeichnen die Seele, und den Gedanken derselben mit einerley Wort. Die Irokesen haben zwey Wörter, Ganningonrha und Erienta, wodurch sie die Wirkungen der Seele ausdrücken. Beyde Ausdrücke werden oft mit einander verwechselt; wenn sie aber von einander unterschieden werden, so brauchen sie das erste Wort für die Wirkungen des Verstandes und Geistes, das andere aber für die Wirkungen des Herzens und Willens. So erzählt es uns der Vater Lafitau: aber es ist schwer zu begreifen, ob die Wilden diesen philosophischen Unterschied von den Wirkungen der Seele machen. Mit dem, was sie sonst von der Seele sagen, ist es schwer zu vereinigen. Alles, was sie brauchen, so wohl lebendig, als leblos, halten sie für beseelt, und glauben, daß sich der Mensch nach seinem Tode mit eben den Dingen abgebe, daß z. B. die Seele des Menschen alsdenn die Seelen der Biber, der Elendthiere, der Bären, der Gänse, rc. jage, daß die Seele der Schlittschuhe, deren sie

sich den Winter über, um nicht in den Schnee zu versinken, bedienen, auch nach ihrem Leben noch gute Dienste thun; die Seelen ihrer Waffen und Geräthschaften, deren sie sich hier in diesem Leben bedienet haben, leisten ihnen nach dem Tode noch eben diesen Dienst, den sie ihnen hier in der Welt geleistet haben. Gegen einige Thiere haben sie in diesem Leben schon eine gewisse Ehrerbiethung, weil sie ihnen eine der menschlichen ähnliche Seele zuschreiben. Sie gehen mit den Knochen dieser Thiere nach ihrem Tode sehr behutsam um; sie werfen sie weder in das Feuer noch in das Wasser, sondern heben sie mit großer Behutsamkeit auf; denn sie glauben, die Seelen dieser Thiere kämen, um zu sehen, wie man ihre Leiber tractirte, und gäben alsdenn den andern, so wohl lebendigen als todten, Nachricht davon: wenn sie nun übel mit ihnen umgingen, so wollten sich die andern weder in dieser noch in jener Welt fangen lassen. Deßwegen schreiben sie auch einem jeden Thier, so wie sich selbst, einen gewissen Schutzgeist zu. Kurz, sie setzen zwischen den Menschen und den Thieren nur einen gewissen stufenmäßigen Unterschied. Der Mensch ist für sie bloß der König der Thiere, welcher eben die Eigenschaften, aber nur in einem höhern Grade hat.

Was die menschliche Seele anbelangt, so halten sie sie nach einer mündlichen Sage für unsterblich. Sie behaupten, wenn solche vom Körper abgesondert wäre, so behalte sie noch eben die Neigungen, die sie im Leben gehabt habe;

und daher kommt die Gewohnheit, daß sie mit den Leichen alles begraben, was zu ihrer Nothdurft dient. Sie glauben, die Seele bleibe auch nach ihrer Absonderung eine Zeitlang bey dem Körper, und nehme an den Gastereyen der Hinterbliebenen Antheil; weßwegen sie ihnen zu Ehren Feste anstellen, die mit Liedern, Essen und Trinken begangen werden. Wenn nun die Seele noch einige Zeitlang unter ihnen herum gewandert sey, so glauben sie, gehe sie in ein anderes Land gegen Süden, wo sie, nach einiger Meinung, in eine Turteltaube verwandelt werde; andere schicken sie nach Westen, wo ihre Vorfahren hergekommen waren. Einige Indianische Völker schreiben jedem Menschen zwey Seelen zu, eine solche, die wir bisher beschrieben haben, und eine solche, die den Körper niemahls verläßt, sondern nur aus einem Körper in den andern geht. Aus der Ursache begraben sie die Kinder an dem Rande der großen Heerstraßen, damit die Weiber, wenn sie vorbey gehen, diese zweyte Seelen auffangen möchten, welche das Leben nicht lange genossen haben, und daher weit begieriger sind, ein zweytes anzufangen. Man muß sie auch ernähren, und daher setzt man allerhand Arten von Speisen auf ihre Gräber. Allein dieser Dienst dauert nur eine Zeitlang, denn sie glauben, daß sich die Seele nach und nach zum Fasten bequeme.

Von dem Zustande der Seele nach dem Tode wissen sie wenig, und beurtheilen ihn nach den Beschäftigungen der Menschen in ihrem hiesigen

Leben. Das Land der Seelen, oder der Schatten, d. i. desjenigen, was nach dem Tode übrig bleibt (so nennen sie die Seele), ist sehr weit entfernt, und die Seele braucht viele Monathe, bis sie dorthin kommt. Auf diesem Wege haben sie gar große Schwierigkeiten zu übersteigen. Sie reden von einem Fluß, über welchen sie hinüber müssen, und auf welchem gar viele Seelen Schiffbruch leiden: wenn sie auch glücklich hinüber sind, so müssen sie mit einem großen Hunde kämpfen; wenn auch diese Schwierigkeit überwunden ist, so kommen sie erst an einen Ort des Leidens, wo sie gleichsam als in einem Fegefeuer ihre Fehler aussöhnen müssen; die Seelen der Kriegsgefangenen, die verbrannt worden sind, kommen an einen eigenen Ort; hier werden sie grausam gemartert; deßwegen eilen sie eben nicht sehr, dahin zu kommen. Auf diese Meinung gründet sich eine besondere Gewohnheit. Wenn einer dieser Unglückseligen zu Tode gemartert ist; so glauben sie, seine Seele hielte sich gern um die Gegend, wo er gemartert worden, auf, um sich an seinen Henkern zu rächen. Daher besuchen sie diesen Ort sehr fleißig, hauen mit Ruthen um sich herum, und suchen dadurch die Seele zu nöthigen, sich zu entfernen. Nach allen diesen überstandenen Schwierigkeiten kommen sie endlich in dem Lande der Seelen an. Die Irokesen behaupten, Atahentsic, von der wir oben geredet haben, halte sich ordentlicher Weise hier auf, und ihre gewöhnliche Beschäftigung sey, die Seelen zu betriegen und zu plagen; Juskeka aber bemühe sich, sie gegen die bösen Anschläge seiner Groß-

mutter zu vertheidigen. Tausend fabelhafte Erzählungen machen sie von den Geschäften der abgesonderten Seelen, womit wir aber den Raum nicht verderben wollen. Das Glück, welches die Wilden in ihren elisäischen Feldern zu genießen glauben, ist nicht die Belohnung der Tugend, sondern nur einiger zufälligen Eigenschaften, zum Beyspiele, weil man ein guter Jäger, tapfer im Kriege, glücklich in Unternehmungen gewesen, oder, daß man eine große Anzahl Feinde getödtet und verbrannt habe. Diese Glückseligkeit bestehet darin, daß man in jener Welt allezeit etwas zu jagen und zu fischen, einen immerwährenden Frühling, einen großen Überfluß an Lebensmitteln ohne Arbeit, und alle sinnlichen Vergnügen habe. Alle ihre Wünsche gehen auf nichts anders, als auf dieses, und ihre Lieder, welche ursprünglich ihre Gebethe sind, haben die Fortsetzung der gegenwärtigen Güter zur Absicht. Weil sie sich jene Welt als einen Ort vorstellen, wo die vollkommenste und ausgesuchteste Befriedigung aller ihrer Sinne auf sie wartet; so ist dieses ohne Zweifel der Bewegungsgrund, der die Indianer antreibt, dem Tode so gleichgültig entgegen zu gehen. Keiner erschrickt über die Nachricht, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe, sondern mit der größten Unerschrockenheit siehet er sich am Rande der Trennung von allen irdischen Dingen; denn er glaubt, er verändere nur den Ort, die Sachen selbst und ihr Genuß bleibe ihm eben derselbe.

Wenn man also von einer Unsterblichkeit der

Seele, die die Wilden annehmen, redet, so muß man sich ja nicht eine solche Unsterblichkeit vorstellen, wozu sich der deutlich denkende Verstand durch Verbindung abstracter Ideen in die Höhe geschwungen hat; es ist bloß thierisches und animalisches Leben, dessen Fortsetzung sie glauben; aber wie lange solches dauern werde, wissen sie nicht; ihre Begriffe sind zu eingeschränkt, als daß wir ihnen die Idee einer gränzenlosen Ewigkeit zuschreiben sollten. Auch dürfen wir dasjenige, was wir etwa durch Reisende von den Religions-Meinungen einer herumschweifenden Horde hören, nicht gleich der ganzen Nation zuschreiben. Wer gibt uns die Versicherung, ob man in einer jeden Familie so denkt, wie in der andern? eine jede hat vielleicht ihren besondern Manetu, Ojaron, Fetisch, Areskue, oder wie es sonsten heißt. Das einzige Mittel, hierin eine Gewißheit zu erlangen, wäre, wenn man untersuchte, ob man in ihrer Sprache Worte anträfe, die solche abstracte Ideen bestimmt ausdrückten. So lange uns der forschende Beobachtungsgeist eines philosophischen Reisenden hierin nicht befriedigt, so können wir auch keine weitere befriedigende Beschreibung von den Religions-Meinungen der Wilden liefern, als wir bisher gegeben haben.

Von dem äußern Gottesdienste dieser Wilden können wir eben so wenig Zuverlässiges und Befriedigendes sagen. Man weiß nicht, ob die Huronen und Irokesen jemahls Tempel gehabt haben. Heutiges Tages ist wenigstens keine Spur davon anzutreffen; auch sagen ihre Überlieferun-

gen nicht, ob sie jemahls dergleichen gehabt haben. Das Feuer ihres Herdes, woraus die Alten ihre Hausgötter gemacht haben, dient ihnen anstatt eines Altars, und wenn sie ja einen Schein eines öffentlichen Gottesdienstes haben, so dienen ihnen ihre Versammlungs-Cabanen zugleich anstatt der Tempel. Nach ihren bilderreichen Ausdrücken hat das Feuer des Raths etwas Heiliges an sich. Die Wilden in Luisiana, die man Natcher nennt, haben wirklich einen Tempel, worin eine beständige Wache die Aufsicht über die Erhaltung eines immer währenden Feuers hat. Drey mit den Spitzen sich berührende Scheiter Holz dienen zu dessen Unterhaltung, ohne daß die Zahl jemahls weder vermehrt, noch vermindert werden darf: ob ein Geheimniß darunter verborgen liege, können wir nicht sagen. So wie sie abbrennen, werden sie immer zusammen geschoben, so lange bis man andere an ihrer Stelle legen muß. In diesem Tempel werden auch die Leichname ihrer Oberhäupter aufbehalten. Ihr Befehlshaber gehet alle Tage zu gewissen Stunden an den Eingang dieses Tempels, wo er sich mit dem halben Leibe bücket, die Arme kreuzweise ausstreckt, und ein verworrenes Murmeln, ohne Sprechung eines einzigen Worts, von sich hören läßt. Wir wollen diesen Tempel, wenn er anders diesen Nahmen verdient, etwas genauer beschreiben.

Er liegt der Cabane des Oberhauptes zur Seite, gegen Morgen, und am Ende eines daran stoßenden großen Platzes. Er bestehet aus eben

den Materialien, wie die übrigen Cabanen; seine Gestalt ist etwas verschieden. Es ist ein längliches Viereck, ungefähr vierzig Fuß lang, und zwanzig breit, mit einem Dache nach der Form der unsrigen. An beyden Seiten sind zwey hölzerne Wetterhähne, welche Adler vorstellen sollen, die aber sehr unschicklich gearbeitet sind. Die Thür ist in der Mitte der längern Seite, und außer dieser ist sonst kein Eingang; auf beyden Seiten befinden sich steinerne Bänke. Das Innere gleicht dem Äußern vollkommen. Drey Stücke Holz, welche an ihren Enden zusammen stoßen und in ein Dreyeck gestellet sind, nehmen beynahe die ganze Mitte des Gebäudes ein; diese brennen sehr langsam, wie wir schon bemerkt haben. Ein Wilder, der vielleicht der Tempelhüter, oder Küster ist, muß das Feuer beständig im Brennen unterhalten. Wenn es kalt wird, so muß er ein besonders Feuer für sich haben; denn es ist ihm nicht erlaubt, sich bey dem heiligen Feuer, das zu Ehren der Sonne brennt, zu wärmen. Zierathen sind gar nicht in dem Tempel, wohl aber verschiedene Kisten, die ohne Ordnung gestellt sind, in welchen einige trockene Knochen liegen; auf der Erde trifft man Köpfe von Holz an, die eben so unschicklich geschnitzt sind, als die Adler auf dem Dache. Ehedem sollen einige mit Häuten behangene Pfeiler darin gewesen seyn, jetzt aber trifft man nicht die geringste Spur mehr davon an. Dem Eingang gegen über stehet etwas, das einem Tische ähnlich sieht, und vielleicht den Altar vorstellen soll. Er ist drey Fuß hoch, fünfe lang, und vier breit.

Vier alte Männer müssen wechselsweise in dem Tempel schlafen, und das Feuer unterhalten, und derjenige, an dem die Reihe ist, darf in acht Tagen nicht heraus kommen. Es sind auch zwölf Personen bestellt, welche beständig so viel Baumrinde von Eichen liefern müßen, daß die Kohlen, die auf dem Herde glimmen, unterhalten werden können. Ein ungestaltetes hölzernes Bild, und die Form einer Glockenschlange wird zu gewissen Zeiten auf den Tisch gesetzt, und ihm göttliche Ehre erwiesen. Wenn ein Oberhaupt stirbt, so wird er sogleich begraben, und wenn man glaubt, daß sein Fleisch verweset sey, so gräbt ihn der Aufseher des Tempels aus, wäscht seine Gebeine, umhüllet sie mit allem, was er kostbares bekommen kann, und legt sie in große von Schilf geflochtene Körbe, bedecket sie mit Rehhäuten, und stellt sie vor den Altar. Hier bleiben sie so lange stehen, bis der nachfolgende Befehlshaber gleichfalls verstorben ist. Alsdenn schließt er die Gebeine in den Altar, und machet dadurch den andern Platz. Der Begriff, den sich diese Nation von ihrem Gott machet, ist sehr materiell. Es scheint daß sie die Sonne dafür erkennen, wenigstens sehen sie ihren Befehlshaber als das Symbol derselben an, benennen ihn mit diesem Nahmen, und erweisen ihm auch eine Verehrung, die sonst die Wilden nicht gegen ihre Oberhäupter zu haben pflegen. Die Vorsteher der Dörfer nähern sich ihm niemahls, ohne ihn dreymahl zu grüßen; sie stoßen dabey ein Geschrey aus, das einem Geheule nicht unähnlich ist. Das Beste von der Ärnde, der Jagd, und

Fischerey wird ihm gebracht. So bald des Morgens die Sonne aufgeht, so tritt dieser Oberbefehlshaber aus seiner Cabane, wendet sich gegen Morgen, und heulet dreymahl; dabey wirft er sich allemahl auf die Erde; alsdenn wird ihm ein Calumet, oder Friedenspfeiffe gebracht; aus dieser raucht er, und stößt den Rauch gegen die Sonne: hierauf wendet er sich nach den übrigen Weltgegenden, und thut eben dieses.

Von besondern Festen wissen diese Wilden wenig oder gar nichts. Diejenigen Völker, die einige Kenntniß vom Ackerbaue haben, feyern gemeiniglich bey Anfang der Ärnde etwas, das einem Feste ähnlich ist. Ihre Oberhäupter kündigen den Tag, wenn das Fest seinen Anfang nehmen soll, nach ihrem eigenen Gutachten an. Spiele und Lustbarkeiten machen den größten Theil der Feyerlichkeiten aus. Jedermann trägt nach seinem Vermögen etwas dazu bey; Wildbret, Fische und andern Vorrath, der in Mais, Bohnen und Melonen besteht. Das Oberhaupt der Nation, das zugleich der Repräsentant ihrer Gottheit ist, wird auf einer Art einer Tragbahre getragen, er hat alsdenn ein Zepter in der Hand, das mit allerhand Federn geschmückt ist. Die Vornehmen des Dorfes stehen um ihn herum. Jedermann bringt die Erstlinge, von alle dem, was er ärndete, in den Tempel, und wer nichts zu ärnden hat, bringt andere Geschenke. Diese werden vor der Thür des Tempels hingestellt; der Hüter des Tempels kommt alsdenn heraus, trägt ein jedes Geschenk in den Tempel, stellt es den

Geistern, die sie in dem Tempel gegenwärtig zu seyn glauben, vor, bringt sie alsdenn dem Oberhaupt, und dieses theilt sie hernach nach Belieben unter die Umstehenden aus. Am letzten Tage des Festes hält der Oberbefehlshaber eine Rede an seine Unterthanen, ermahnet jeden, seine Schuldigkeit auf das genaueste zu beobachten, insonderheit gegen die Geister, die im Tempel wohnen. Hat jemand in dem Jahre eine gute That gethan, so lobt er ihn öffentlich. Außer diesem jährlichen Feste bringen sie auch alle Neumonde Geschenke zum Tempel, die zum Unterhalte des Tempelhüters angewendet werden. Die mehresten Wilden in Louisiana haben ehemahls eben diese Art des Gottesdienstes gehabt.

Wir finden überhaupt bey den meisten Völkern, die noch in dem Stande der Wildheit leben, daß sie eine besondere, ja göttliche Verehrung gegen das Feuer haben. Ehe die Menschen auf den Gedanken kamen, durch künstliche Mittel Feuer anzuzünden, so war es die sicherste Art, daß die ganze Stadt, oder ein ganzes Volk ein ewiges Feuer unterhielte. Man wird leicht begreifen, was für ein großes Unglück die Verlöschung eines solchen Feuers seyn konnte, wenn durch einen Zufall alles Feuer in Privat-Häusern verloschen wäre. Man nahm also die Religion zu Hülfe, unterhielt das Feuer der Gottheit zu Ehren; ja man verehrte es wohl gar als eine Gottheit. Wir finden dieses bey den meisten Völkern der alten Welt: Griechen und Römer hatten ihre Vesta; von den Persern ist es gleichfalls

bekannt. Man vertrauete die Wache und Unterhaltung des heiligen Feuers solchen Personen an, die selbst dem Dienste der Religion gewidmet waren, und die aus dieser Ursache durch die Reinigkeit der Sitten, und durch die über andere Menschen erhabene Tugend hierzu für besonders geschickt gehalten wurden. Ist es also zu verwundern, daß wir auch unter den Nord-Amerikanischen Wilden Spuren des Feuerdienstes antreffen? Es kann also der Feuerdienst aus einer ganz andern Ursache entstanden seyn, als daß das Feuer ein Sinnbild der Sonne war; ob wir gleich nicht läugnen wollen, daß beydes zusammen kommen konnte.

Es scheint, daß auch die Irokesen ehemahls gewisse heilige Jungfrauen gehabt haben, deren besonderes Amt in der Aufsicht über das Feuer bestanden habe. Sie nannten sie in ihrer Sprache Jenninnon. Sie durften niemahls aus ihrer Cabane kommen, und das Volk erwies ihnen die größte Ehrerbiethung. Ein kleiner Knabe mußte ihnen die nothwendigen Sachen bringen, so bald aber seine zunehmenden Jahre seine Dienste verdächtig machen konnten; so wurde sogleich eine Änderung mit ihm getroffen. Sie erhielten sich bis zur Ankunft der Europäer. Diese gaben diesen unschuldigen Kreaturen Branntewein zu trinken, und machten sie zu tollen Jungfern. In der Trunkenheit liefen sie aus ihren Cabanen, und begingen tausenderley Ausschweifungen. Die Vorsteher der Nation ärgerten sich dermaßen darüber, daß sie beschlossen, sie abzuschaffen. Es ge-

schah, und seit dieser Zeit weiß man nichts mehr von ihnen. Sollte vielleicht die Kunst auf leichtere Art Feuer zu bekommen, die sie von den Europäern erlernet hatten, ihren Dienst überflüssig gemacht haben?

Von den übrigen Religions-Gebräuchen, die wir sonst bey heidnischen Völkern gemeiniglich antreffen, finden wir bey den Nord-Amerikanischen Völkern wenig. Die ältesten und am meisten ausgebreitete Religions-Ceremonien sind die Opfer. Diese sind so alt, als die Religion, und auch so ausgebreitet, als die der Religion unterworfenen Nationen sind, indem fast nicht eine einzige anzutreffen ist, bey welcher nicht eine Art des Opfers üblich gewesen seyn soll. Die Opfer waren im Amfange schlecht; einige Thiere aus der Herde, einige Früchte, Pflanzen, Kräuter und dergleichen, waren die Materialien der Opfer. Völker, bey denen dergleichen Opfer üblich sind, leben noch in der Kindheit. Auf diese Weise bringen die Wilden noch jetzt Getreide von ihren Feldern, und Thiere, die sie auf der Jagd bekommen, zum Opfer. Sie werfen Tobak, und, in Ermangelung dessen, andere Kräuter ihrer Gottheit zu Ehren ins Feuer. Eben dergleichen Materialien werfen sie auch ins Wasser, und glauben, damit den über dasselbe gesetzten Geistern eine besondere Ehre anzuthun. Die Irokesen legen zuweilen auf die Dächer ihrer Cabanen Zweige, porzellanene Halsbänder, und zusammen geflochtene Ähren von ihrem Indianischen Korn; sie hängen auch wohl Thiere in die freye Luft. Die

Einwohner des Gebirges und die nördlichen Völker richten eine Stange auf, und binden oben auf die Spitze einen Hund mit Schleifen an, und lassen ihn der Gottheit zu Ehren so lange zappeln, bis er stirbt. Die herumschweifenden Nationen befestigen Häute wilder Thiere an die Bäume. Was sie für Gebräuche dabey beobachten, ingleichen ob die Menschenopfer in dem nördlichen Amerika üblich waren, können wir nicht sagen: doch schliessen wir aus der Abwesenheit aller Nachrichten, daß diese barbarische Gewohnheit niemahls unter ihnen muß herrschend gewesen seyn.

Man trifft auch eine Art von Religions-Gelübden unter ihnen an. Wenn sie sehen, daß sie keine Lebensmittel mehr haben, welches auf ihren Jagden und Reisen sehr oft geschieht; so versprechen sie zu Ehren ihrer Schutzgeister ein Stück von dem ersten Thiere, das sie erlegen würden, dem Haupte ihres Dorfes zu geben, und nicht eher einen Bissen zu essen, als bis sie ihr Versprechen erfüllt haben. Wird die Erfüllung dieses Gelübdes dadurch unmöglich gemacht, weil das Oberhaupt des Dorfes nicht zugegen ist, so verbrennen sie das Stück, das ihm bestimmt war. In Acadien hat man am Ufer des Meeres einen sehr alten Baum stehen gesehen, an welchen die Wilden ihre Opfer hängten, weil sie glaubten, dieser Baum sey der Sitz eines Geistes von einer höhern Ordnung. Da ihn die Europäer umhieben, so bewiesen sie den noch übrigen Zweigen eben diese Verehrung; denn sie glaubten, weil

dieser Baum dem Wind und Wetter so lange Zeit widerstanden hätte, so müßte auch eine übernatürliche Kraft, oder ein Geist in demselben seine Wohnung aufgeschlagen haben.

Der Verfasser der Geschichte von Virginien, der selbst im Lande gewesen, und hierin ein guter Augenzeuge ist, macht uns von der Religion der Wilden, die in jenen Gegenden wohnten, folgende Beschreibung. Die Indianer, sagt er, haben Altäre und gewisse zum Opfer bestimmte Plätze. Man gibt ihnen zwar Schuld, daß sie oftmahls Kinder opferten; aber sie wollen es nicht eingestehen, sondern geben vor, daß sie solche deßwegen von der Gesellschaft der übrigen Menschen entfernen, damit sie sie zum Dienste ihres Gottes desto besser anführen möchten. Die Sache an sich ist unläugbar, daß sie Kinder von einem gewissen Alter unter gewissen Feyerlichkeiten einweihen; ob sie aber geopfert werden, davon haben wir keine Gewißheit. Die Ceremonie dieser Einweihung selbst ist folgender Maßen beschaffen. Sie bemahlen funfzehn junge wohlgestalte Knaben, von zwölf bis vierzehn Jahren, ganz weiß. Diese führen sie aus der Cabane heraus. Das Volk bringt alsdenn den ganzen Morgen mit Tanzen und Singen zu, springt um sie herum, und machen mit Klappern eine Musik dazu. Nachmittags werden diese funfzehn Knaben unter einen Baum gestellt, und zwischen ihnen wird eine doppelte Reihe von Leuten gemacht, die kleine an einander gefügte Stöcke in der Hand halten. Hierauf werden fünf junge Bursche ausge-

sucht, die von diesen funfzehn Knaben einen nach dem andern durch die Reihen führen. Jedermann schlägt mit den Stäben auf sie zu, die Führer aber suchen sie mit ihrem eigenen Schaden und unglaublicher Geduld vor den Schlägen zu bewahren. Während dieser Probe der Geduld weinen die Mütter der Knaben die bittersten Thränen, indem sie nicht anders glauben, als die Kinder würden todt geschlagen. Sie bereiten einstweilen Decken, Häute, Mos und trockenes Holz zu ihrer Beerdigung. Wenn die Knaben auf diese Art durch die Spitzruthen gejaget sind, so wird der Baum, unter welchem diese Ceremonie vor sich gegangen ist, mit der größten Wuth umgerissen, Stamm und Zweige werden in Stücke zerhackt, und die Häupter der Knaben werden mit Blumenkränzen, und ihre Haare mit den Blättern des Baums ausgeziert. Sie werden darauf einer über den andern in ein Thal geworfen, als wenn sie todt wären, der Versammlung aber wird ein großes Gastmahl gegeben. Hierauf wird der Wahrsager über ihr Schicksal, ob sie todt, oder noch lebendig wären, befragt. Dieser gibt ihnen die tröstliche Antwort, daß zwischen dem guten und bösen Geiste um sie geloset würde; denjenigen, die den letzten zu Theil würden, sauge er das Blut so lange aus der linken Brust, bis sie wirklich stürben, die übrigen aber müßten neun Monathe lang in einer Wüste bleiben, während der Zeit aber mit keinem Menschem umgehen; nach Verlauf dieser Zeit würden sie zur Würde eines Wahrsagers erhoben.

Wir finden bey mehrern Amerikanischen Wilden dergleichen harte Prüfungen, die vor der Einweihung zur Wahrsagerey hergehen; wir haben auch schon in den vorhergehenden Bänden verschiedene Proben davon angeführt. Sie hatten vermuthlich diese Gewohnheit eingeführt, um dadurch den Wahrsagern ein desto größeres Ansehen zu verschaffen, und indem sie andere davon durch die harte Zubereitung abschreckten, zu verhüten, daß sich nicht zu viele dazu gebrauchen ließen, und die Kunst selbst dadurch verächtlich würde. Diese Handlung selbst wird in ihrer Sprache Huscanaviren genannt.

Diese Feyerlichkeit aber wird gemeiniglich in vierzehn bis funfzehn Jahren nur einmahl begangen. Es sind einige der Meinung, daß diese Ceremonie nicht so wohl eine Einweihung zur Wahrsagerey zur Absicht habe, als vielmehr dazu gebraucht werde, daß die besten Jünglinge dadurch vorbereitet würden, unter die Zahl der großen Männer, oder Vorsteher der Dörfer aufgenommen zu werden. So viel ist gewiß, daß die Befehlshaber der Städte die wohlgestaltetsten und aufgewecktesten Knaben auslesen, um sie zu huscanaviren; diejenigen, die sich dieser Probe entziehen, sind von allen Ehrenämtern ausgeschlossen, und dürfen sich nicht unterstehen, länger bey ihren Landsleuten zu bleiben. Es sind daher einige der Meinung, daß das Vorgeben, daß der böse Geist einigen das Blut aus der linken Brust sauge, eine bloße Erfindung der Vornehmen sey, damit, wenn einer etwa von der harten Di-

sciplin sterben sollte, ihre Ehre doch gerettet werden möchte.

Der vornehmste Punct bey dem Huscanaviren ist die Einsamkeit dieser jungen Knaben in dem Walde, worin sie, wie wir bereits angemerket haben, verschiedene Monathe lang eingeschlossen gehalten werden, und keine andere Nahrung bekommen, als das Abgekochte einiger Wurzeln, die das Gehirn verwirren. Dieses Getränk, das in ihrer Sprache Wisoccan genannt wird, macht die Knaben, nebst der harten Disciplin, so närrisch, daß sie verdienen angebunden zu werden. In diesem betrübten Zustande müssen sie achtzehen bis zwanzig Tage zubringen. Sie werden zu dem Ende in ein enges dazu besonders verfertigtes Behältniß eingesperrt, welches wir auf der 9. Kupfertafel vorgestellt haben. Es sieht aus wie ein Zuckerhut, und ist auf allen Seiten wie ein Gitter offen, damit die Luft einen freyen Durchzug habe. Durch diese Behandlung wird ihr Verstand dermaßen zerrüttet, daß sie ihre Ältern, Freunde, Güter, ja sogar ihre Sprache vergessen. Wenn nun die Wahrsager, welche zugleich ihre Ärzte sind, finden, daß sie genug von diesem Wisoccan getrunken haben, so mindern sie die Dosis täglich nach und nach so lange, bis sie zu ihren vorigen Sinnen wieder gekommen sind. Ehe sie nun völlig zu ihrer Besinnlichkeit zurück kommen, so werden sie in unterschiedene Städte gebracht. Sie getrauen sich alsdenn nicht zu sagen, daß sie sich nur des Geringsten von ihren vorigen Umständen erinnerten, aus Furcht,

sie möchten noch einmahl huscanavirt werden; denn alsdenn ist diese Disciplin so unerträglich, daß sie nicht leicht mit dem Leben davon kommen würden. Sie müssen gleichsam taub und stumm werden, und alles wieder aufs neue lernen. Sie fangen alsdenn ein neues Leben an, da sie vorher auf gewisse Weise todt gewesen waren; sie werden mannbar, ohne sich, wenigstens wie man glaubt, erinnern zu können, daß sie Knaben gewesen waren. Stirbt einer, so ist er dem bösen Geist ins Los gefallen, und geopfert worden. Die oben bemeldeten fünf jungen Bursche, die zu Hütern dieser Knaben bestellt gewesen, müssen ein so genaues Stillschweigen beobachten, daß sie keinem Menschen etwas sagen dürfen, was mit diesen Knaben vorgegangen ist. Es ist dieß das sicherste Mittel, große Würden in dem Lande bey der ersten Austheilung der Ämter zu bekommen; sie laufen aber auch Gefahr, wenn sie aus Nachlässigkeit oder Leichtsinnigkeit ihre Obliegenheiten nicht beobachten, daß sie bald in die andere Welt geschickt werden. Was das Verdächtigste bey dieser ganzen Handlung ist, so nehmen sie lauter reiche Knaben in diese disciplin, und man glaubt, daß die Vorsteher und Wahrsager diesen Griff erdacht haben, sich unter dem Deckmantel der Religion der Güter dieser jungen Leute zu bemächtigen. Die Indianer aber behaupten, daß man dieses gewaltsame Mittel zu dem Ende gebrauche, damit man die Jugend von den üblen Begriffen der Kindheit und allen Vorurtheilen befreyen möge, die sich gemeiniglich vor dem rechten Gebrauche des Verstandes fest zu setzen pfleg-

ten. Die Sache mag nun seyn, wie sie will, so ist so viel offenbar, daß diese Handlung des Huscanavirens nicht ein eigentliches Menschenopfer, sondern entweder religiöse, oder politische Einweihung sey.

Alles, was einigen Schein eines Gottesdienstes hat, gehet auf die Bedürfnisse dieses Lebens. Wenn sie z. B. eine lange Reise vorhaben, so verbrennen sie zur Ehre der Sonne Tobak, und verlangen dafür gutes Wetter, und eine glückliche Rückreise. Wollen sie über einen Fluß gehen, der etwa angeschwollen, oder durch Winde stürmend ist, so werfen sie Tobak hinein, um den Geist der ihn bewegt, ruhig zu machen. Kommen sie von einer Reise, oder vom Kriege zurück, so opfern sie auf gleiche Weise, Tobak, Pelzwerk, oder was sie sonst nach ihrer Art kostbares haben. Wenn sie ein solches Opfer bringen, so sind Tänze und Gastereyen ein nothwendiges Stück dabey, wovon wir weiter unten reden werden. Alle Unglücksfälle, die ihnen begegnen, schreiben sie der Unterlassung der Opfer zu. Bey ihrem Dienste aber beweisen sie nicht die geringste Ehrerbiethung, und haben dabey nicht die geringste Anstrengung der Gedanken. Sie sind dabey ihren Meinungen so sehr ergeben, daß dieß die größte Hinderniß ist, daß sie gegen die Lehren des Christenthums eine so starke Abneigung haben. Die gewöhnliche Antwort die sie den Missionarien geben, ist, daß sie ihre Väter schon genug gelehrt hätten, und sie nicht erst nöthig hätten, noch zu lernen. Wenn auch einige zur Christlichen

Religion übergegangen sind, so mischen sich ihre vorigen Begriffe, die sie von Jugend auf gehabt haben, immer wieder mit ein. Ihre wilde Lebensart hat in ihre Denkungsart von der Religion einen allzu großen Einfluß, als daß in diesem Puncte etwas Gutes zu hoffen ist, ehe sie zu einer gesitteten bürgerlichen Lebensart gebracht werden. Es haben deßwegen schon viele den Vorschlag gethan, daß es ein leichterer Weg wäre, diese Völker zur Annahme der Christlichen Religion zu bewegen, wenn man sie erst zu einer guten und gesitteten bürgerlichen Verfassung brächte. Doch dieses gehört nicht hierher.

Dritter Abschnitt.

Von der bürgerlichen und politischen Verfassung der Wilden.

Von der bürgerlichen Verfassung der Nord-Americanischen Völker läßt sich wenig Zuverlässiges sagen. Die meisten von ihnen führen eine herumschweifende Lebensart. Freyheit in ihrem größten Umfang ist ihr Lieblings-Privilegium. Der größte und Hauptgrundsatz in einem jeden Staat bey ihnen, ist, daß jeder frey und unabhängig sey, und daß nichts den Verlust derselben ersetzen könne. Nichts, was sonst die Menschen in Thätigkeit setzen, und in einen ordentlichen Staat

mit einander verbinden kann, hat den geringsten Einfluß auf sie. Die wenigsten kennen einen Unterschied zwischen Hohen und Niedern; nur der Tapfere und Starke ist der Verdienstvolle unter ihnen. Doch sind nicht alle Amerikanischen Völker in gleicher Wildheit; es gibt einige, die mehr oder weniger sich einer ordentlichen Lebensart nähern; daher finden wir auch einige, die schon einen gewissen Grad einer bürgerlichen Einrichtung kennen. Jede Völkerschaft hat eine gewisse Art der Herrschaft und Subordination. Bey einigen treffen wir eine unumschränkte Gewalt an, so daß sie ihre Oberhäupter beynahe einer göttlichen Verehrung würdigen; bey andern ist eine Art der Aristokratie; bey einigen möchte wohl gar eine Anarchie seyn. Wir wollen die Spuren, die wir von einer und der andern Art finden, aufsuchen.

Die Völkerschaften haben in ihren vornehmsten Flecken drey Hauptfamilien, die man für eben so alt hält, als die Nationen selbst. Diese Familien, oder Linien, haben einerley Stamm, eine von diesen dreyen aber wird gleichwohl als die erste angesehen, und genießt eine Art von Vorzügen vor den beyden andern, wo man den Personen aus dieser Linie als Brüdern begegnet, sie unter sich aber sehen nur einander als Vettern an. Sie sind alle drey unter einander gemischt, ohne sich zu vermengen. Eine jede hat ihr besonderes Oberhaupt, und in Sachen, welche die ganze Völkerschaft angehen, kommen diese Häupter zusammen, sich mit einander zu be-

rathschlagen. Ein jeder Stamm führt den Nahmen eines Thieres, und die ganze Völkerschaft hat ihren Nahmen von einem, dessen Abbildung ihr Kennzeichen ist. Man unterzeichnet die Verträge mit den Europäern nicht anders, als daß man die Abbildungen von diesem Thiere in rohen Zügen hinmahlet. So wird die ganze Völkerschaft der Huronen mit dem Bilde des Stachelschweins bezeichnet; der vornehmste Stamm unter ihnen führt den Nahmen des Bären, oder nach einigen andern Berichten, des Rehes; der zweyte hat den Wolf, und der dritte die Schildkröte angenommen. Die Irokesen haben diese nähmliche Eintheilung angenommen, weil sie sich aber in sehr viele kleine Dorfschaften vertheilt haben, so zergliedert sich der Stamm der Schildkröten in zwey Zweige, und diese werden von den großen und kleinen Schildkröten benannt. Diese Abtheilung in Stämme finden wir bey allen Völkern, noch nahe bey ihrem Ursprung. Es ist eben das, was man bey den Römern Tribus nannte; bey den Arabern, so wohl den alten, als neuen, halten sich die Personen von einer Familie, von einem Stamme, gleichfalls zusammen. Nur dieses haben die Amerikanischen Stämme besonders, daß sie nach dem Nahmen der Thiere benannt werden. Es scheint, daß die Stämme, anstatt dieser gewöhnlichen Nahmen von Thieren, manchmahl Nahmen bekommen, welche von zufälligen Begebenheiten hergenommen werden. Die Tionontater Huronen, die aus dem ersten Stamme, nähmlich des Stachelschweins sind, nennen sich zuweilen die Völkerschaft des Petun; die Huronen, die

zu Michillimakimac wohnen, unterzeichneten einen Vertrag mit einem Castor. Von diesen Thieren hat nicht nur der Stamm, sondern auch das Oberhaupt desselben den Nahmen, und in öffentlichen Handlungen gibt man ihm sonst keinen andern. Bey diesem Nahmen, der nur bloße Ceremonie ist, haben sie noch einen andern, der sie mehr unterscheidet, und gleichsam ein Ehrentitel ist, z. B. der edelste, der älteste rc. Endlich haben sie noch einen dritten Nahmen, der aber nur auf der Person haftet, und sein eigentlicher persönlicher Nahme ist. Die Figuren dieser Thiere zeichnen sie auf verschiedene Theile ihres Leibes mit Nadeln und Farben ein. Wenn ein Stamm durch einen Wald ziehet, so schneiden sie gemeiniglich bey jedem Lager ihr Zeichen in die Bäume ein, vornehmlich, wenn sie einen glücklichen Feldzug gethan haben, damit ihre Landsleute, die ihnen nachziehen; wissen möchten, daß sie da gewesen sind.

Jeder Flecken, und jeder Stamm hat sein eigenes unabhängiges Oberhaupt, welche Sagamos, oder Sätschäm, genannt werden. Bey einigen Nationen ist diese Würde erblich, bey andern aber wird nach dem Tode des alten der neue gewählt. Das neue Oberhaupt, oder, wenn er bey der erblichen Folge noch zu jung ist, derjenige, der ihn vorstellt, muß bey dem Antritt seines Amtes einen Schmaus geben, auch Geschenke austheilen; er muß seinem Vorgänger eine Lobrede halten, und sein Lied singen. Als eine besondere Hochachtung gegen das verstorbene

Oberhaupt, werden einige Nahmen desselben für so ehrwürdig gehalten, daß sich niemand untersteht, solche anzunehmen; wenigstens dürfen sie in einer langen Zeit nicht gebraucht werden. Wenn man einen solchen Nahmen annimmt, so heißt es bey ihnen, einen von den Todten erwecken. Im Norden und überall, wo die Algonquinische Sprache gesprochen wird, kommt die Würde eines Oberhauptes auf die Wahl an. Die ganze Ceremonie bey der Wahl und Einführung besteht in Schmausereyen, die mit Tanzen und Singen begleitet werden. Das erwählte Oberhaupt unterläßt niemahls, den Schutzgeist seines Vorgängers beym Antritte seines Amtes anzurufen. Bey den Huronen ist diese Würde erblich; aber die Erbfolge wird durch die Weiber fortgesetzt, so daß nach dem Tode des Oberhauptes ihm nicht sein Sohn, sondern seiner Schwester Sohn, oder, in dessen Ermangelung, sein nächster Anverwandter in weiblicher Linie nachfolgt. Ist der Stamm ganz ausgestorben, so kann die edelste Matrone des Stammes oder der ganzen Völkerschaft eine Wahl treffen. Man siehet dabey auf ein reifes Alter: wenn daher die Würde des Oberhauptes erblich ist, und ein Minderjähriger dazu gelangt; so gibt man ihm einen Regenten, welcher zwar alle Gewalt hat, er führet sie aber in dem Nahmen des Unmündigen aus. Diese Oberhäupter werden nicht allemahl sehr geehrt, und wenn sie sich Gehorsam verschaffen, so geschieht es mehr durch gute Vorschläge, als durch eigentliche Befehle. Wenn das Oberhaupt seiner Macht die gehörigen Schranken setzen kann; so kann er viel aus-

richten, die öffentliche Vernunft regieret sie. Wenn bey einem Stamm einer zum Oberhaupt erwählet ist; so gibt man sogleich den andern, die mit diesem in Bündnisse stehen, Nachricht davon. Bey der Wahl selbst hat die angesehenste Matrone den stärksten Einfluß. Diese gehet mit den Vornehmsten ihrer Cabane zu Rathe, und überlegt mit ihnen, wer der tüchtigste dazu sey. Man richtet hier nicht die Absicht auf das Recht der Erstgeburt, sondern wählet denjenigen, den man am tüchtigsten hierzu hält. Wenn die Wahl geschehen ist, so macht man sie dem Dorfe bekannt. Man setzt das neue Oberhaupt durch die Porzellanschnüre, wovon unten geredet werden soll, in sein Amt ein, und er wird sogleich von den andern dafür erkannt. Bey der ganzen Nation der Irokesen geschieht die Bestellung eines Oberhauptes auf gleiche Art. Diese Handlung ist jederzeit mit Festen und Feyerlichkeiten begleitet.

Wenn nun, nach ihrer Art zu reden, der Stammbaum auf diese Art wieder aufgerichtet ist; so werden dem Stamme Wurzeln beygefügt, die ihn unterstützen und vor dem Umsturz bewahren sollen. Dieses sind die Räthe, die eine jede Familie erwählet, daß sie dem Oberhaupte zum Rathe und Beystande gereichen sollen. Diese müssen für ihr Bestes sorgen, und ohne deren Gutachten wird nichts unternommen. Sie haben die Aufsicht über die öffentlichen Güter. Bey den Huronen werden diese Räthe gleichfalls von den Weibern erwählt, und manchmahl wählen sie

auch Personen ihres Geschlechts dazu. Diese Räthe haben den ersten Rang, und sie sind gleichsam das Gegengewicht der despotischen Gewalt. Denn obgleich die Oberhäupter, oder Satschems, eine wirkliche Autorität haben, deren sie sich auch zuweilen wohl zu bedienen bedienen wissen; so nehmen sie doch den Schein an, als ob sie jedermann in völliger Freyheit ließen. Wenn sich auch die kleinen Häupter der monarchischen Staaten auf den Schultern ihrer Unterthanen herum tragen, und sich viele Pflichten erweisen lassen; so haben sie doch weiter keine unterscheidenden Merkmahle, wodurch sie von dem gemeinen Manne unterschieden werden können. Ihre Macht scheint nichts Unumschränktes an sich zu haben; sie haben auch keine Zwangsmittel, wodurch sie sich im Falle eines Widerspruchs Gehorsam verschaffen könnten. Ihre Befehle scheinen nicht viel mehr als Bitten zu seyn, und der ihnen geleistete Gehorsam hat das Ansehen einer völligen Freyheit. Diese Freyheit dienet dazu, die Oberhäupter in Schranken zu halten, und verbindet sie, nichts zu befehlen, was etwa Unannehmlichkeit verursachen, und einen Ungehorsam veranlassen könnte; sie gibt Gelegenheit, daß die Untern die Befehle freywillig befolgen, und sie überreden sich, daß sie nicht so wohl gehorchen, weil es ihnen befohlen wird, sondern, daß sie dasjenige, was ihnen aufgegeben worden, gern thun. Es fehlt ihnen aber dennoch nicht an einer gewissen Ehrfurcht, die insonderheit bey öffentlichen Angelegenheiten erhoben wird. Der Rath versammelt sich in ihren Cabanen; die An-

gelegenheiten werden in ihrem Nahmen betrieben; bey Festtagen und Austheilung der Beute haben sie einen großen Vorzug; bey allen Versammlungen haben sie den Vorsitz; sie werden öfters beschenket, und haben noch andere Vortheile. Damit sie sich nun dieser Vorzüge nicht bedienen, um der allgemeinen Freyheit zu schaden, so sind ihnen die Räthe als ein Gegengewicht beygegeben.

Diese Räthe theilen mit ihnen die Angelegenheiten des Landes. Die erste Classe dieser Räthe wird bey den Huronen Agoiander genannt. Sie sind ihrem Ursprunge nach eben das, was die Ephoren zu Sparta waren. Sie haben ein Oberhaupt an ihrer Spitze, welcher Roiander Goa genannt wird. In einem Stamme hat eine jede Familie einen solchen, der in ihrem Nahmen handelt. Ihre Verrichtungen bestehen besonders darin, daß sie weit unmittelbarer auf den Vortheil der Nation aufmerksam seyn, auf den öffentlichen Schatz ein wachsames Auge haben, dessen Erhaltung besorgen, und bey dem Gebrauche desselben Anordnung machen. Den zweyten Rang nach den Agoiandern haben die Ältesten im Volke, die in ihrer Sprache Agokstenha genannt werden. Die Anzahl dieser Rathsherren ist unbestimmt, und es steht einem jeden frey, in den Senat zu gehen, und seine Stimme zu geben, wenn er dasjenige reife Alter erreicht hat, welchem Klugheit und Kenntniß der Sachen als ein Vorzug zugeeignet wird. Die letzte Classe von solchen, die an den Staatsgeschäften Theil haben,

sind die Agoskenthagete, oder Kriegsmänner. Diese bestehen aus jungen Leuten, die im Stande sind, die Waffen zu tragen. Die Oberhäupter der Stämme sind gemeiniglich ihre Vorsteher; sie müssen sich aber durch tapfere Thaten hervor gethan haben, sonst dienet er unter den andern. Eine große Partie kann zwar viele Oberhäupter haben; denn man gibt diesen Titel auch denjenigen, die schon einen Haufen angeführt haben; aber sie erkennen auch diejenigen für Kriegshäupter, die viele Proben der Tapferkeit und guten Aufführung abgeleat haben. Dieses sind die Staatsmänner, wenn ich so sagen soll, die an der Spitze der Geschäfte, so wohl im Kriege als Frieden, stehen.

Bey allen diesen haben die Weiber in den Staatsgeschäften ein großes Gewicht. Wo das Oberhaupt des Stammes durch die Wahl bestimmt wird, da gilt ihre Stimme sehr viel, wie wir bereits bemerkt haben. Eben diese erwählen auch die Räthe. So wie sich ein Stamm vermehrte, so mußten auch mehrere Personen bestimmt werden, die an den öffentlichen Geschäften Theil hatten. Aus eben der Ursache wurde auch die höchste Gewalt unter mehrere Hände vertheilt. Bey denen Nationen aber, die niemahls sehr zahlreich gewesen sind, hat man auch die Menge der subordinirten Magistratspersonen nicht nöthig gehabt. Die meisten begnügen sich mit ihrem Satschem und seinen Räthen. Jedermann, dem sein Alter den Eingang eröffnet, kann in den Rath kommen; niemand ist von der Regierung

ausgeschlossen. Und hierdurch vermeiden sie alle Unbequemlichkeiten, die aus Cabale und Hochmuth entstehen können. Man trifft auch bey einigen Stämmen eine gewisse Art von aristokratischer Form an, wo mehrere Häupter zugleich das Ruder führen. Zu diesen Häuptern ist keine andere Eigenschaft unumgänglich nöthig, als das Alter, verbunden mit Erfahrung und Geschicklichkeit. Dennoch gibt es gemeiniglich in jedem Stamm gewisse einzelne Familien, welche sie verehren, und gewisser Maßen als ihre Häupter ansehen, außer wenn sie sich dieses Ranges unwürdig machen. Und unter den Stämmen sind einige, welche ihrer Zahl oder Tapferkeit wegen einen Vorzug vor den übrigen haben, welcher, weil er nie mit Stolz gefordert wird, auch niemahls, wenn er ihnen gebühret, bestritten wird.

Die wichtigsten Staatsgeschäfte der Wilden werden auf ihren Rathsversammlungen ausgemacht. Die Weiber haben bey ihnen das Recht, sich über die Angelegenheiten des Landes zuerst zu berathschlagen, wenigstens sollten sie es nach den Gesetzen thun. Sie halten deßwegen ihren Rath besonders. Wenn sie über eine Sache ihre Berathschlagungen gehalten haben; so geben sie den Oberhäuptern der Stämme Nachricht davon, und diese können alsdenn eben darüber zu Rathe gehen. Sie kommen in einer Cabane zusammen, die in einem jeden Dorfe, nicht nur zu dieser Absicht, sondern auch die Gesandten anzunehmen, aufgerichtet ist. Außer diesem haben auch die Kriegsmänner ihre besondern Versammlungen, in wel-

chen diejenigen Dinge, die ihre Verrichtungen angehen, abgehandelt werden. Alle diese besondern Zusammenkünfte aber hangen von dem Rathe der Ältesten ab. Dieser regulirt alles, was die äußere Staatsverfassung angeht; er besorgt aber auch die innere Ruhe und Ordnung des Staats. Von beyden wollen wir reden.

Der Rath der Ältesten versammelt sich bald heimlich, bald öffentlich, nachdem es die Umstände erfordern. In den ersten berathschlagt man sich über das verschiedene Interresse und das gemeine Beste, was man bey jedesmahligen Umständen für vortheilhaft hält; in den andern aber, macht man entweder dasjenige, worüber man sich vorher berathschlaget hat, bekannt, oder man urtheilt über alle übrigen Angelegenheiten, die eine gewiße Feyerlichkeit erfordern, z. B., die Empfangung einer fremden Gesandtschaft, Ankündigung des Krieges, Anstellung eines Festes, und dergl. An den geheimen Rathsversammlungen haben nur diejenigen Antheil, die besonders dazu eingeladen werden; an den öffentlichen aber alle diejenigen Classen von Häuptern, von denen wir oben geredet haben. Es ist zwar keine eigentliche Zeit bestimmt, wenn die Versammlungen gehalten werden, gewöhnlich aber geschieht solches des Nachts. Es wird deßwegen entweder in der öffentlichen Cabane, oder in derjenigen des Oberhauptes ein Feuer angezündet, welches man das Feuer des Raths nennt. Diese zur Rathsversammlung bestimmte Cabane ist fünf- bis sechs Mahl länger, als die gewöhnlichen; man nennt sie deßwegen Cabanen von fünf

bis sechs Feuern, da man die gewöhnlichen nur Cabanen von einem Feuer nennt, weil nur eines in einer jeden angezündet wird. Von einer solchen Rathsversammlung darf man sich eben keine so gar große Idee machen, die man sich von Rathsversammlungen gesitteter Völker zu machen pflegt. Man stelle sich einen Haufen schmutziger Männer vor, die sich platt auf die Erde nieder setzen, und gleich den Affen zusammen gebogen sind, daß ihnen die Knie beynahe bis an die Ohren reichen, auf dem Rücken oder auf dem Bauch liegen, und eine Pfeiffe in dem Mund haben; so hat man das Bild einer Rathsversammlung der Wilden, wo man sich mit aller Gelassenheit über die Staatsangelegenheiten berathschlaget.

Wenn vorher in den geheimen Versammlungen über eine Sache berathschlaget worden ist, worin sich bloß die Häupter der Familien befanden; so wird sie nunmehr in der öffentlichen Versammlung vorgetragen. Hier haben aber bloß die Ältesten das Stimmrecht. Die Oberhäupter und Agoiander würden sich nicht unterstehen, hier den Mund aufzuthun, wenn sie nicht bey ihrer übrigen Würde auch den Vorzug des Alters hätten. Wenn auch verdienstvolle Personen, die aber nicht in einem besondern Alter stehen, dabey sind; so sind sie bloß da um zu hören. Jedermann hat vor dieser Versammlung eine solche Ehrfurcht, daß, wenn jemand einen Vortrag zu thun hat, er solchen mit wenigen Worten thut, und insgemein seinen Vortrag mit den Worten beschließt: Überlegt nunmehro dieses, ihr andern Ältesten! sagt, wie

ihr es haben wollt." Ist die Sache vorgebracht, so überlegt man sie mit vieler Mäßigung und Klugheit. Jeder sagt seine Meinung, und beurtheilt auch zugleich die Meinung derjenigen, die vorher ihre Stimmen gegeben haben. Ist eine Meinung den Anwesenden besonders angenehm, so geben sie ihren Beyfall durch ein lautes: hoo, und etho, zu erkennen. Hierbey wird nicht leicht etwas übergangen, das einen Einfluß in die Sache, oder in ihre Ursachen, haben könnte. Bey aller ihrer Rohigkeit haben sie dennoch ein natürliches Geschick, ihre Meinungen so wahrscheinlich vorzustellen, daß es schwer hält, ihnen den Beyfall zu versagen. Wenn sie sich mit einander berathschlagen; so beweisen sie eine bewundernswürdige Geduld und Mäßigkeit: keiner fällt dem andern in die Rede, keiner widerspricht dem andern mit Unbesonnenheit und Heftigkeit, sondern sie hören einander mit der größten Aufmerksamkeit an. Jedoch ist ihre Politik bey weitem noch nicht so ausgekünstelt, daß jederzeit das gemeine Beste der oberste Grundsatz wäre, sondern sie haben nicht selten ihre eigennützigen Absichten dabey, und ihre Oberhäupter gehen oft krumme Wege, um ihre Privat-Absichten unter dem Scheine des gemeinen Besten zu verstecken. Es geschieht, daß einige verschlagene Köpfe die Versammlung viele Tage hinter einander rathschlagen lassen, und sie haben mit einigen der vornehmsten Häupter die Sache schon fest gesetzt, ehe sie in die General-Versammlung gekommen ist. Die Oberhäupter beweisen insonderheit eine große Behutsamkeit gegen einander; sie wollen einander alle gleich seyn, jeder

will deßwegen den Verdacht vermeiden, daß er vor dem andern etwas voraus habe. Um dieß zu vermeiden, sprechen sie selbst in ihren Versammlungen wenig, sondern hören nur die andern an. Sie halten sich deßwegen gewisse Personen, die die Pfeile, die sie geschnitzt haben, verschiessen müssen. Diesen entdecken sie ihre Meinungen, und müssen an ihrer Statt reden. Es sind dieses gewißer Maßen Sprecher und Redner von Profession, die ihrer Person halber nichts zu besorgen haben, und die mit völliger Freyheit und Sicherheit alles wagen können. Diese Personen reden ganz allein; sie eröffnen die Versammlung, und tragen die Angelegenheiten vor, die erwogen werden sollen. Sie sind gleichsam der Mund, durch welchen die ersten Häupter reden. Sie sind aber dennoch keine bloßen Sprachröhre; denn es erfordert eine große Fähigkeit, eine Wissenschaft des Raths und eine Kenntniß der Gebräuche ihrer Vorfahren, Verstand, Erfahrung und Beredtsamkeit. Bey der Wahl eines solchen Redners wird nicht auf Familien-Vorzüge, sondern auf persönliche Eigenschaften gesehen. Deßwegen werden sie auch so gar häufig nicht angetroffen, sondern man findet oft in einem Dorfe kaum zwey oder drey, die dazu geschickt sind: oftmahls muß man sie auch aus andern Dörfern kommen lassen.

Die Reden dieser Sprecher, wenn man sie also nennen soll, bestehen keines Weges in langen nach einem gewissen Modell eingerichteten Vorträgen; sondern sie sind kurz und lebhaft. Bald entfernen sie sich von der gewöhnlichen Sprache des gemei-

nen Lebens, und reden bilderreich und figürlich, bald unterstützen sie den Vortrag durch lebhafte Leibesbewegungen, wie unsere Komödianten, und reden mit den Stellungen fast eben so viel, als mit dem Munde, und wissen eine Sache so natürlich vorzustellen, als ob sie wirklich in den Augen der Zuschauer vorgehe. Sie haben jedes Mahl gewiße Assistenten bey sich, die sie an dasjenige, was sie reden wollen und sollen, erinnern, ihrem Gedächtnisse aufhelfen, und Acht haben, daß sie alles in der gehörigen Ordnung vortragen, ohne sie in ihrem Vortrage zu stören. Während der Rede bricht der Redner oftmahls ab, und fragt die Versammlung, ob er auch deutlich und verständlich rede, und ihm wird gemeiniglich Beyfall zugeschrien. Ist sein Vortrag geendigt; so fängt man an zu votiren. Einer von den ältesten Häuptern, welcher den Vorschlag des Sprechers annimmt, sagt weiter nichts, als: nio hee, und die übrigen, die seiner Meinung sind, rufen: nio. Dies geschiehet im Nahmen eines jeden Stammes drey Mahl, und es ist dieses die gewöhnliche Formel, seinen Beyfall zu geben. Indessen ist es ein bloßes Formular. Auch die Weiber haben ihre Sprecher, die an ihrer Statt in den öffentlichen Versammlungen reden. Sie wählen dazu eine Mannsperson, welche dergestalt spricht, als wenn es eine Weibsperson wäre, und ihr Geschlecht wirklich vorstelle. Hat ein solcher Sprecher Verstand, so kann er sich große Achtung erwerben. Sie werden oft die Triebfedern eines ganzen Dorfes.

Wenn auf einer solchen General-Versammlung ein Geschäft von Wichtigkeit geendigt ist, so wird ein Gastmahl angerichtet, an dem beynahe das ganze Dorf Theil nimmt. Bey Gegenständen von geringerer und nicht allgemeiner Wichtigkeit werden kleinere Gastereyen angestellt, wozu nur diejenigen eingeladen werden, die dieses besonders angehet. Ehe der Schmaus zu Ende ist, so fängt die Hauptperson einen Gesang an, der von den wichtigsten Vorfällen in ihrer Geschichte, und von dem, was sonst zu ihrer Ehre, oder zu ihrem Unterrichte gereichen kann, handelt; dann singen auch die andern nach der Reihe herum. Sie haben dabey auch Tänze von verschiedener Art, wovon wir in dem folgenden Abschnitte handeln werden.

Bey diesen öffentlichen Berathschlagungen ist, wie wir bereits angemerkt haben, der Einfluß der Weiber sehr groß, und der Ausgang hangt häufig von ihnen ab. Wenn eine von ihnen mit den Häuptern in einer Verbindung stehet, und einen andern, der nicht unmittelbar unter ihnen stehet, etwa zur Theilnehmung an einem Kriege bewegen will; so schickt sie ihm durch die Hand eines treuen jungen Kriegers eine Schnur von Wampum, und gemeiniglich thut dieses die verlangte Wirkung. Wenn sie ein Schutz- oder Trutzbündniß mit einer ganzen Nation schliessen wollen; so schicken sie ihnen einen Gürtel von Wampum, und einen Tomahawk, und bey den Unterhandlungen selbst bedienen sie sich des Calumets. Diese drey Stücke sind wichtige Sinnbilder in den Staatsverrichtun-

gen der Nord-Amerikaner, und wir müssen von ihnen besonders handeln.

Das Wampum bestand vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern bloß in kleinen Schalen, die sie an dem Ufer des Meeres und an dem Gestade der Seen sammelten. Diese Muscheln sind bey uns Europäern unter dem Nahmen der Porzellanmuscheln bekannt, und durch mancherley Benennungen, die ihnen die Liebhaber der Naturalien-Sammlungen beylegen, ingleichen durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gestalt und Farben unterschieden; diese geben dem Auge einen so reitzenden Anblick, daß sie mit Recht ein Wunder der Natur genannt werden können. Diejenigen, deren sich unsere Wilden bedienen, sind hohl, und kommen den St. Jakobsmuscheln gleich, außer, daß sie etwas länglicher sind; das Fleisch ist zwar nicht so schmackhaft als unsere gemeinen] Austern, im Gegentheile aber ist die Mutter desto glatter und von schönerer Farbe. Auf den Küsten von Virginien und Neu-England trifft man sie häufig an. Die Amerikaner brauchen sie auf allerhand Art, und trieben einen starken Handel damit. Jetzt sind sie seltener, und an deren Statt haben sie eine Art von cylinderförmigen Knöpfen, die aus schwarzen und weißen Schalen gemacht sind, und unter ihnen eben den Werth haben, als unter uns Gold und Edelgesteine. Diese werden in Zweige und Bänder abgetheilt. Die Zweige bestehen aus solchen Cylindern, die ohne Ordnung, und einer hinter dem andern, gleich den Korallen am Rosenkranze, eingefädelt sind. Das dazu genom-

mene Porzellan ist mehrern Theils ganz weiß, und man bedienet sich desselben bloß bey Dingen von geringerer Erheblichkeit, oder zur Vorbereitung zu weit wichtigern Geschenken. Die Bänder bestehen aus breiten Gürteln, woran die kleinen weissen und violetfarbenen Cylinder wechselsweise an dünnen ledernen Riemen angeschnüret werden, woraus eine überaus angenehme Abwechselung entstehet. Ihre Länge und Breite und die farbigen Körner sind nach der Wichtigkeit der Sachen eingerichtet. Die gemeinen und gewöhnlichen Bänder bestehen aus eilf Reihen, und jede Reihe aus hundert und achtzig Körnern. Die Wilden verstehen die Kunst, sie in tausend verschiedenen Größen, Gestalten und Figuren zu verändern. Sie verfertigen auf diese Art Gürtel, Halsbänder, sie schnüren sie in die Breite, wie Tücher, so daß sie ihnen nicht nur in allen Theilen ihres Anzuges zur Zierde gereichen, sondern auch alle ihre wichtigen Handlungen ausdrücken. Sie geben diesem Wampum allerhand Farben und Schatten; diese Farben aber sind bedeutend, und sie können mit solchen fast alles ausdrücken; sie theilen andern dadurch ihre Gedanken mit, und erhalten auch dadurch das Andenken ihrer Begebenheiten: sie dienen ihnen fast eben dazu, wozu wir unsere Buchstaben und Schrift brauchen. Daher werden auch die Gürtel, welche bey allen wichtigen Verhandlungen von einer Nation an die andere geschickt werden, in den Hütten ihrer Häupter sorgfältig aufgehoben, und dienen ihnen so wohl zum Archiv, als auch zum öffentlichen Schatz.

Das zweyte wichtige Sinnbild bey der Staatseinrichtung der Wilden ist der Tomahawk. Es ist dieses ein Stück von ihren alten Waffen, dessen sie sich sonst bedienten, ehe sie von den Europäern den Gebrauch des Eisens und des Stahls lernten: seit dieser Zeit bedienen sie sich der Äxte im Kriege; allein bey öffentlichen Handlungen wird dieses alte Gewehr, als ein Sinnbild gebraucht. Dieses alte Instrument gleicht zum Theile einer Axt mit einem langen Handgriffe; der Kopf, der ein runder Knopf von Holz ist, ist so hart, daß man einen Menschen damit zu Boden schlagen kann; auf der andern Seite, die nach dem Handgriffe zuläuft, hat er eine Spitze, und nahe an der Mitte, wo der Handgriff in den Knopf geht, ist eine andere vorwärts gehende ziemlich lange Spitze, mit der man, wie mit einem Spieße, stoßen kann. Der Tomahawk ist mit Farben und Federn ausgeziert, die in sehr viel bedeutenden Gestalten angebracht sind, nachdem es die Gelegenheit, und der Endzweck, wozu er gebraucht wird, erfordert. An demselben wird in hieroglyphischen Figuren eine Art von Tagebuch von ihren Märschen und wichtigsten Vorfällen gehalten. Wenn der Rath zusammen berufen wird, um sich über einen vorzunehmenden Krieg zu berathschlagen, so wird der Tomahawk roth gefärbt; und währendder Sitzung wird er bey demVornehmsten nieder gelegt. Ist der Krieg beschlossen; so nimmt ihn der Anführer der jungen Krieger auf, behält ihn in der Hand, und tanzt und singt den Kriegsgesang. Daher heißt das Beil, oder den Tomahawk aufheben, so viel, als den Krieg erklären. Zu

Ende der Versammlung wird dieses Instrument, oder ein anderes von der nähmlichen Art, durch eben diesen Anführer einem jeden Stamme, den die Sache mit betrifft, zugeschickt. Der Überbringer überreicht zugleich einen Gürtel von Wampum, und richtet seine Bothschaft dadurch aus, daß er den Tomahawk auf den Boden wirft. Will nun derjenige Stamm, an den er geschickt ist, sich mit dem andern vereinigen, so hebt einer von den vornehmsten Kriegern denselben von der Erde auf; wo nicht, so wird er mit einem zu der Gelegenheit sich schickenden Gürtel von dem Wampum des letztern Stammes zurück geschickt. Beyde Instrumente dienen also zu öffentlichen Urkunden und Erklärungsmitteln bey öffentlichen Unterhandlungen.

Das dritte politische Symbolum der Wilden ist das Calumet. Es ist dieses eine Tobakspfeiffe, deren Röhre sehr lange ist, und wovon der Kopf die Gestalt unserer alten Streithämmer hat. Der Kopf ist gemeiniglich von einer Art röthlichen Marmors gemacht, der sich leicht verarbeiten läßt, und in dem Lande der Ajuer gefunden wird. Die Röhre ist von leichtem Holze, bunt gemahlt, und mit den Köpfen, Schwänzen und Federn der schönsten Vögel geziert. Der Gebrauch dieses Calumets bestehet darin, daß sie Tobak, oder ein anderes ähnliches Kraut daraus rauchen, so oft sie ein feyerliches Bündniß errichten, oder in eine feyerliche Verpflichtung treten. Dieses halten sie für den heiligsten Eid, den man nur ablegen kann. Die Verletzung eines Bündnisses,

welches bey dem Gebrauch des Calumets geschlossen worden, wird für so wichtig gehalten, daß sie glauben, der große Geist würde sie in dieser und jener Welt strafen. Wenn sie über den Krieg handeln, so ist die ganze Pfeiffe nebst allen ihren Zierathen roth, zuweilen ist sie nur auf der einen Seite roth; aus der Farbe, der Stellung, Lage der Federn, kann jedermann, der ihre Gebräuche kennt, leicht urtheilen, welches die Gesinnungen und das Verlangen der Nation sey, die das Calumet überreicht. Wenn der Feind mitten in einem Gefechte ein Calumet überreicht, so ist es erlaubt, solches auszuschlagen; wird es aber angenommen, so muß man die Waffen den Augenblick niederlegen. Es gibt Calumets zu allerhand Arten von Unterhandlungen. Im Handel und Wandel ist man kaum wegen des Tausches einig geworden; so überreicht man sogleich ein Calumet zu dessen Bestätigung. Kommt ein Fremder in eine Cabane, und man überreicht ihm ein Calumet, so ist dieß die stärkste Versicherung der Freundschaft. Die Größe und Verzierungen dieses Calumets richten sich nach der Wichtigkeit, Gelegenheit und Eigenschaften derer, die es überreichen.

Man ist nicht einig über den Ursprung des Calumets. Einige wollen hierin den Caduceus, oder den Schlangenstab des Merkurius finden. Sie beschreiben uns dasselbe als einen Stock mit截Federsträußen und großen Flügeln, dem nichts fehlt, um die Ähnlichkeit vollkommen zu machen, als die umwundenen Schlangen. Andere sagen,

es hätten diese Völker, welche aus der Erfahrung gelernt hatten, daß der Rauch ihres Petuns, oder Tobaks, die Dünste des Gehirns nieder schlage, den Kopf freyer mache, die Lebensgeister erwecke, und sie besser in den Stand setze, von Geschäften zu handeln, keine andere Ursache gehabt, den Gebrauch desselben bey ihren Berathschlagungen einzuführen, als sich hierzu desto geschickter zu machen. Aus dieser Ursache hielten sie die Pfeiffe beständig in dem Munde, und nachdem sie ihren Schluß wohl bedächtlich gefaßt, so hätten sie geglaubt, daß kein Sinnbild schicklicher sey, solchen zu versiegeln, und kein Pfand vermögender, die Ausführung desselben zu versichern, als das Instrument, welches so vielen Antheil an ihren Berathschlagungen gehabt habe. Noch andere glauben, durch dieses Sinnbild, wenn alle aus einer Pfeiffe rauchten, würde die genaue Vereinigung angezeigt, die gestiftet wäre, zumahl wenn der Rauch einer Gottheit gebracht wird, und die Religion also das Siegel darauf drückt. Nach der mündlichen Sage der Wilden hat die Sonne den Völkern, die an den Ufern des Missuri ihren Sitz haben, das Calumet geschenkt, welche ihr dafür wieder einen Dienst erweisen wollten, und daraus ein Zeichen der Verbindung gemacht hatten. So unbekannt der Ursprung des Calumets ist, so allgemein ist dessen Gebrauch in ganz Nord-Amerika.

Zu dem Staatsrechte der Wilden gehört auch die Art, wie sie die Gesandtschaften zu den andern

Nationen, mit denen sie gewisse Unterhandlungen vorhaben, schicken. Bey der Eröffnung derselben ist ihre vornehmste Sorge, alle Gelegenheiten zu vermeiden, daß es nicht scheine, sie hätten den ersten Schritt gethan. So bald aber sich eine schickliche Gelegenheit darbiethet, so machen sie sich dieselben zu Nutze. Sie beweisen hierbey, auch, wenn sie die Noth zur Unterhandlungen antreibt, dennoch einen großen Stolz. Weil es aber gefährlich seyn würde, besonders wenn die Gemüther der Nationen gegen einander aufgebracht sind, die Unterhändler, oder Gesandten, dem Gutbefinden aufgebrachter Menschen blindlings zu überlassen; so nimmt man vorher, ehe man sie abschickt, alle Vorsichtigkeit zu Hülfe. Man bedienet sich derjenigen Stämme, welche neutral sind, um den Grund der Gesinnungen der andern zu erforschen; man schickt zuweilen Gefangene, die man in den vorigen Kriegen gemacht hat, mit Geschenken zurück; einige Privat-Personen übernehmen wohl auch die Mühe mit Porzellan-Sträußen den Weg zu eröffnen, und, wie sie zu sagen pflegen, die Dornen und Disteln auf die Seite zu schaffen, und dadurch den Gesandten den Weg zu bahnen. Zur Ausrichtung solcher Gesandtschaften wählet der Rath allemahl einige der Ältesten, deren Gaben und Fähigkeiten bekannt sind. Nachdem man in einer General-Versammlung der Oberhäupter alles wohl überlegt hat, was man dem Gesandten auftragen will; so ist man bemühet, ihnen alles wohl in das Gedächtniß zu prägen. Man gibt ihnen ihre Instruction, auf Schnüren, Porzellan-Zweigen, kleinen Stückchen Holz von

verschiedener Farbe, welches ihnen anstatt eines schriftlichen Aufsatzes dient; und sie wissen sich in diese Zeichen so wohl zu schicken, daß sie nicht leicht etwas vergessen, oder den Befehl überschreiten.

Wenn nun die Gesandten auf diese Art ihren Unterricht erhalten haben, so machen sie sich auf den Weg, und nehmen die Geschenke mit, die sie austheilen sollen. Ihr Gefolge bestehet aus einer Anzahl junger Leute, damit sie desto mehr Eindruck bey der Nation machen mögen. Und darin bestehet auch der ganze Aufwand, den sie machen. Ehe der Gesandte an den Ort seiner Bestimmung kommt, so schickt er einen von seinem Gefolge etliche Tagereisen voraus, der der Nation Nachricht von seiner Ankunft geben soll, damit man zu seinem Empfange die nöthigen Anstalten machen kann. Eine halbe Meile vor dem Dorfe hält er stille, und schickt aufs neue jemand ab, der seine Ankunft meldet. Der Rath desjenigen Dorfes, wo er hingehen will, schickt sogleich einige der Ältesten heraus, die ihn bewillkommen müssen, zugleich auch einige junge Leute, die seine Geräthschaften, die er etwa bey sich hat, tragen sollen. Der abgeschickte Älteste setzt sich bey ihm nieder, man präsentirt einander das Calumet, man raucht, man bewillkommet sich unter einander, und versichert sich der Freundschaft; man führt den Gesandten in die für ihn zubereitete Cabane. Hier trifft er schon Feuer, das für ihn angemacht ist, an. Nunmehr erscheinen die Weiber und die jungen Mannspersonen des Dorfes,

und stellen nach ihrer Art ein Fest an. Nach dessen Ende läßt man den Gesandten in Ruhe.

Wenn der Gesandte ausgeruhet hat, so kommt er in die General = Versammlung, thut seinen Vortrag, und überreicht die Porzellan = Bänder. Die Anwesenden hören ihn an, und belustigen sich mit Singen und Tanzen. Nunmehr setzen sie eine Zeit zu ihren geheimen Unterhandlungen aus, und machen sich alle Gelegenheit wohl zu Nutze, sich zu derselben wohl vorzubereiten. Sie überlegen den Vortrag des Gesandten mit aller möglichen Vorsicht. Der Gegenstand dieser Gesandtschaften ist gemeiniglich Krieg und Friede. Fällt der Schluß auf den Frieden, so schicken sie den Gesandten, wenn die Unterhandlungen etliche Tage gedauert haben, wieder zurück, oder schicken ihm einen andern Gesandten nach, der bey ihnen seine Negociation eben so führet, als wie dieser bey ihnen. Fällt aber der Schluß der Ältesten für den Krieg aus, dann ist der Gesandte übel daran: denn diese Völker haben von den Vorrechten des Gesandtschaftsrechts eine schlechte Idee. Man hat nur so lange Achtung für sie, als die Sache noch nicht entschieden ist. Ist der Krieg beschlossen, so ist es gar nichts Seltenes, daß dem Herrn Gesandten noch in der Cabane auf der Matte der Kopf entzwey geschlagen wird. Wenn es auch nicht so wild zugehet, so ist es doch sehr gewöhnlich, um das Verhaßte bey einer That, wodurch die Rechte der Gastfreyheit und des öffentlichen Vertrauens so sehr beleidigt werden, zu ver=

meiden, daß sie freundschaftlich beurlaubet, unter Weges aber einige Tagereisen vom Dorfe erst ermordert werden. Es fehlt ihnen nicht an Entschuldigungen, wodurch sie diese Gewaltthätigkeit zu bemänteln suchen. Gemeiniglich schützen sie das Recht der Wiedervergeltung vor. Viele Europäer, die zu ihnen gekommen sind, haben sich der Gefahr ausgesetzt gesehen, Schlachtopfer der geringsten Empfindlichkeit zu werden. Man sagt, daß sie bey ihren Feinden Leute unterhalten, die ihnen ergeben sind, und durch welche sie von ihren Absichten Nachricht erhalten. Es wäre in der That wunderbar, wenn sie in der feinsten Staatskunst so sehr geübt wären.

Wir haben oben gesagt, daß die Wilden durch den Gebrauch der Porzellan-Bänder in Stand gesetzt würden, in der Versammlung der Ältesten von allem zu reden, was sie sich vorgenommen hätten. Wir wollen ein Beyspiel von einer solchen politischen Beredtsamkeit geben. Im Jahr 1684 befürchtete der Gouverneur von Neu-Frankreich einen Einfall von den Irokesen, die sich damahls weit furchtbarer gemacht hatten, als jemahls. Er suchte einige Alte von der Nation zu bekommen, denen er die Neigung zum Frieden beybringen wollte, und glaubte ihnen durch seine Standhaftigkeit einen blauen Dunst vorzumachen. Es glückte ihm, daß er einen Alten bekam, dem sogleich dreyßig junge Krieger nachfolgten. Die Zusammenkunft geschah vor dem Lager. Der Indianer setzte sich mitten unter seine Kriegsleute. Er hatte die Pfeiffe im Munde, und das

Calumet nebst einem Halsbande lag gegen ihn über. Der Französische General redete durch seinen Dolmetscher also: „Der König, mein Herr welcher Nachricht hat, daß die fünf Irokesischen Völkerschaften seit langer Zeit wider den Frieden handeln, hat mir Befehl ertheilt, mich mit einer Bedeckung hierher zu begeben, um die vornehmsten Häupter zu bewegen, daß sie sich meinem Lager näherten. Die Absicht meines Monarchen ist, daß wir zusammen, ich und du, aus der großen Friedenspfeiffe rauchen sollen, wenn du mir nur im Nahmen der Tsonnontuaner, der Goyoganer, Onontaguer, der Onoyuthen, und der Agnier versprichst, seinen Unterthanen eine völlige Genugthuung zu geben, und ins künftige nichts vorzunehmen, was einen verdrüßlichen Friedensbruch verursachen könnte." Er führte darauf die Beleidigungen an, welche kürzlich darin bestanden: die Irokesen hätten die Schützen, die zu den Illinesen, Uamiern und andern Völkern gegangen wären, mit ihnen zu handeln, geplündert; die Kriegsleute der fünf Völkerschaften hätten die Engländer in die Seen des Königs geführt, um den Handel seiner Unterthanen zu stören, und diese Völkerschaften zu bewegen, daß sie sich dem Gehorsam entzögen, den sie ihm schuldig wären; eben diese Kriegsleute hätten viele Streifereyen bey den Illinesen und Uamiern gethan; u. s. w.

Auf diese Rede des Dolmetschers antwortete das Oberhaupt der Wilden: „Onontio (diesen Nahmen geben die Wilden dem Gouverneur,

und heißt in ihrer Sprache so viel, als großer Berg) „Onontio, ich ehre dich, alle Kriegsleute, die mich begleiten, ehren dich auch. Dein Dolmetscher hat seine Rede geendigt; ich will meine anfangen. Meine Stimme läuft zu deinem Ohr. Höre meine Worte. Onontio, du mußt geglaubt haben, da du von Quebec abgegangen bist, die Hitze der Sonne hätte die Wälder verbrannt, welche machen, daß die Franzosen nicht zu unsern Ländern kommen können; oder daß der See sie dermaßen überschwemmt habe, daß unsere Cabanen sich ganz mit Wasser umgeben finden, und es uns unmöglich sey, uns heraus zu finden. Ja, Onontio, du mußt es geglaubt haben, und die Neugierde, so viele Länder verbrannt, oder unter Wasser gesetzt zu sehen, muß dich hierher geführt haben. Du bist jetzt aus deinem Irrthume gebracht, weil ich und meine Kriegsleute hierher kommen, dich zu versichern, daß die Tsonontuaner, und die übrigen Völker, noch nicht umgekommen sind. Ich danke dir in ihrem Nahmen, daß du wieder auf ihre Länder die Friedenspfeiffe gebracht hast, die dein Vorfahr von ihren Händen empfangen hat. Ich wünsche dir auch Glück, daß du die mörderische Streitaxt, die so viele Mahl von dem Blute der Franzosen roth geworden, unter der Erde hast liegen lassen. Höre, Onontio, ich schlafe nicht, ich habe die Augen offen, und die Sonne, die mich erleuchtet, läßt mich an der Spitze eines Haufens Kriegsleute einen großen Hauptmann entdecken, der im Traume redet. Er sagt, er habe sich dieser See nur genähert, um mit den

Onoutaguern aus der großen Friedenspfeiffe zu rauchen. Ich weiß aber, daß es nur geschehen ist, ihnen den Kopf abzuschlagen, wenn so viele Franzosen nicht krank wären. Ich sehe, dem Onontio träumet in einem Lager von Kranken, denen der große Geist das Leben durch Krankheit gerettet hat. Höre, Onontio, unsre Weiber hätten die Kopfschläger genommen; unsre Kinder und Alten trügen Bogen und Pfeile nach deinem Lager, wenn nicht unsre Kriegsleute sie zurück gehalten und entwaffnet hätten, als dein Abgesandter in meinem Dorfe erschien. Davon habe ich nun geredet. Höre, Onontio, wir haben keine anderen Franzosen geplündert, als diejenigen, welche Flinten, Pulver und Kugeln den Utamiern und Illinesen, unsern Feinden, zutrugen, weil ihnen diese Waffen das Leben kosten konnten. Wir haben es gemacht, wie die Jesuiten, welche alle Branntweinfässer zerschlagen, die man in unsre Dörfer bringt, aus Furcht, die Besoffenen möchten ihnen den Kopf einschlagen. Unsere Kriegsleute haben keine Castore, zur Bezahlung aller derer Waffen, die sie weggenommen haben, und die armen Alten fürchten sich vor dem Kriege nicht. Dies Halsband enthält mein Wort. Wir haben die Engländer in die See geführt, um daselbst mit den Utawawen und Huronen zu handeln, eben so, wie die Algonkinen die Franzosen nach unsern Dörfern geführt haben, wovon die Engländer sagen, daß sie ihnen zugehören. Wir sind frey geboren. Wir stehen weder unter dem Onontio, noch unter dem Corlar. (Diesen Nahmen geben

die Wilden dem Englischen Statthalter in Neu-York.) Es ist uns erlaubet, hin zu gehen, wo wir hin wollen, was uns gut zu seyn dencht, dorthin zu führen, und zu kaufen und verkaufen, bey wem es uns beliebt. Sind deine Bundsgenossen deine Sclaven oder deine Kinder; so begegne ihnen, wie den Sclaven oder deinen Kindern: nimm ihnen die Freyheit andere Leute bey sich aufzunehmen, als die Deinigen. Dieses Halsband enthält mein Wort. Wir haben den Illinesern und Utamiern den Kopf eingeschlagen, weil sie die Friedensbäume abgehauen haben, welche zu unsern Gränzen dienten. Sie sind gekommen, und haben große Biberjagden auf unsern Ländern angestellt, und Männchen und Weibchen wider die Gewohnheit aller Wilden weggeführt. Sie haben die Chuanoer in ihr Land und auf ihre Seite gezogen. Sie haben ihnen Schießgewehr gegeben, nachdem sie böse Anschläge wider uns ersonnen hatten. Wir haben weniger gethan, als die Engländer und Franzosen, welche ohne Recht die Länder, die sie besitzen, vielen Völkerschaften weggenommen, die sie aus ihrem Lande gejagt, um Städte, Dörfer und Festungen daselbst zu bauen. Dieß Halsband enthält mein Wort. Höre, Onontio, meine Stimme ist die Stimme der fünf Irokesischen Cabanen. Höre, was sie dir antworten; öffne doch deine Ohren, um dasjenige zu vernehmen, was sie dir zu wissen thun. Die Tsonontuaner, die Goyoguaner, die Onontaguer, die Onoyuthen und die Aguier sagen, als sie die Axt zu Catarocuy, in Gegenwart deines Vorfahren mitten

im Fort begruben, so pflanzten sie an eben dem Ort den Friedensbaum, daß er daselbst sorgfältig erhalten würde, damit dieses Fort anstatt eines Aufenthalts der Kriegsleute, nur ein Ort der Kaufleute seyn möge; daß anstatt der Waffen nur Kaufmannswaaren und Biber hingebracht werden sollten. Höre, Onontio, nimm dich auf das künftige in Acht, daß eine so große Anzahl Kriegsleute, als diejenige, die hier ist, sich nicht in einem so kleinen Fort eingeschlossen finde, und dadurch diesen Baum erstické. Es würde Schade seyn, wenn man ihn, da er so leichtlich Wurzel geschlagen, hindern wollte, zu wachsen, und mit seinen Zweigen dein und unser Land zu bedecken. Ich versichere dich im Nahmen der fünf Völkerschaften, unsre Kriegsleute werden unter seinen Blättern den Tanz des Calumets tanzen; sie werden ruhig auf ihren Matten bleiben, und die Axt nicht wieder ausgraben, um den Friedensbaum abzuhauen, als wenn ihre Brüder, Onontio und Corlar, zusammen oder besonders unternehmen werden, Länder, welche der große Geist unsern Vorfahren zugetheilt hat, anzugreifen. Dieses Halsband enthält mein Wort, und dieses andere die Macht, welche mir die fünf Nationen gegeben haben."

Hieraus kann man die Art der öffentlichen Unterhandlungen gar deutlich abnehmen. Oftmahls geschieht es aber auch, daß die Abgeordneten geheime Befehle haben, und der scheinbare Bewegungsgrund ist ein bloßer Vorwand, mit dem sie ihre geheimen Absichten zu bedecken suchen.

Übrigens aber übereilen sie sich niemahls. Die Sache mag von großer oder kleiner Erheblichkeit seyn, so wird sie mit Gelassenheit und Langsamkeit behandelt, und nicht eher entschieden, als bis man alle diejenigen gehört hat, die Theil daran nehmen.

Keine Gesellschaft kann bestehen, wenn nicht gewisse Mittel vorhanden sind, wodurch die gemeinen Bedürfnisse derselben angeschafft werden können. Man nennt dieses insgemein den öffentlichen Schatz, und wir müssen untersuchen, ob wir nicht etwas von dieser Art bey unsern Wilden antreffen. Gold und Silber haben sie nicht; der Gebrauch des Geldes ist bey ihnen nicht üblich. Das einzige, was wir bey ihnen antreffen, das den Schein eines öffentlichen Schatzes haben kann, sind die Porzellan-Schnüre, wovon wir schon geredet haben. Sie dienen ihnen zugleich anstatt der Contracte, öffentlicher Schriften, und auch gewisser Maßen anstatt der Kalender und Jahrbücher, so wie auch die alten Römer ihre Gesetze und öffentlichen Urkunden in das Ärarium gebracht haben. Sie haben bis jetzt noch keine Buchstaben, und die Schreibekunst ist ihnen unbekannt. Sie machen sich also gewisse Denkzeichen an diese Bänder, wodurch sie dasjenige, was sie im Gedächtniß behalten wollen, der Vergessenheit entreissen. Sie prägen sich ihre Bedeutung so fest ein, daß sie so lange in ihnen haftet, als das Band dauert. Außer dem gewöhnlichen Nahmen, Wampum, den wir oben angeführt haben, haben sie auch noch andere,

womit sie diese Bänder bezeichnen. Der gemeinste nach diesem ist, Gakonni; sie nennen sie auch Garihoua, welches so viel als eine Angelegenheit bedeutet, ingleichen Goavenda, welches Stimme bedeutet, nicht weniger Gaianderensera, welches so viel als Adel bedeutet. Diesen letzten Nahmen bekommen sie insonderheit daher, weil sie als ein Eigenthum der Agoiander angesehen werden. Sie müssen sie aber selbst anschaffen. Damit nun aber aus den vielen Angelegenheiten, welche durch diese Bänder bezeichnet werden, nicht eine Verwirrung entstehen möchte; so sind die Bänder verändert, und ihre weissen und violetfarbigen Cylinder dergestalt geordnet und gemischt, daß sie allezeit vielfältige Vorstellungen machen. Außerdem haben die Agoiander und Ältesten die Gewohnheit, sie oftmahls zu übersehen, und die Bemühung über sich zu nehmen, einige derselben, die ihnen ins besondere anvertrauet worden, vor allen andern zu bemerken, dergestalt, daß sie auf solche Art nichts vergessen können. Ihr Porzellan würde aber gar bald erschöpft seyn, wenn es nicht circulirte. Diese Circulation aber geschieht auf diese Weise, daß allmahl für ein Band ein anderes von gleichem Werth zurück gegeben wird, wobey aber doch in Ansehung der mehrern oder wenigern Körner einiger Unterschied angetroffen wird, welches nach dem Range der Personen, oder des Volks, mit dem man sich in Unterhandlung einläßt, eingerichtet seyn muß Sie glauben nicht, daß eine Angelegenheit ohne dergleichen Bänder zu Stande gebracht werden könne.

Was ihnen auch für ein Antrag geschieht, oder wenn ihnen eine bloß mündliche Antwort gegeben wird; so beziehen sie sich immer auf ihre Bänder, wie in der vorhin angeführten Rede oftmahls der Ausdruck vorkommt: dieses Halsband enthält mein Wort. Die Europäer, die entweder von dieser Gewohnheit nicht hinlänglich unterrichtet gewesen sind, oder sich um die Gebräuche der Indianer nicht sonderlich bekümmert haben, haben sie in große Unordnung gebracht, dadurch daß sie ihre Bänder behalten, ohne ihnen andere zurück zu geben. Damit sie nun den hieraus entstehenden Unordnungen vorbeugen möchten, so haben sie ihnen jetzt eine geringe Anzahl derselben gegeben, und entschuldigen sich damit, daß ihr Porzellan abgenommen habe, und ersetzen das übrige durch Hirsch- oder Ziegenhäute. Diese zum gemeinen Gebrauche bestimmten Porzellan-Bänder werden in den Cabanen der Oberhäupter aufbehalten, und solches gehet wechselsweise von einem zum andern. Es ist aber hierzu keine gewisse Zeit bestimmt, sondern es behält sie einer so lange, als es die Eifersucht der andern leidet. Außer diesen Porzellan-Bändern haben sie auch als einen gemeinen Schatz in ihren Cabanen allerhand Pelzwerk, Indianisches Korn, frisches und geräuchertes Fleisch, und noch andere Dinge, die zur Bestreitung des gemeinen Aufwandes und zu allen Ausgaben, die das gemeine Wesen angehen, erforderlich sind. Hiervon werden die Unkosten bey den Gastereyen en, die bey allen öffentlichen Unterhandlungen angestellt werden, bestritten.

Nach der äußern Staatsverfassung kommen wir nun auf die innere Ruhe und Ordnung. Sie haben weder Gesetzbücher noch Advokaten, sondern ihre Streitigkeiten werden sehr summarisch abgethan. Sie haben weder Eigenthum noch Kunst genug, sie verwirrt und langweilig zu machen. Man muß ihnen aber doch das zum Ruhm nachsagen, daß selten Streitigkeiten unter ihnen entstehen. Je wilder die Nationen sind, desto weniger Umstände machen sie. Kleine Streitigkeiten werden auf der Stelle ausgemacht; man kriegt einander bey den Köpfen, balgt sich herum, und dieses geht gemeiniglich ohne großes Unglück her. Es prügelte einst ein Wilder seine Frau im Hause herum; ein Franzose sah es, und redete ihm zu; allein der Wilde gab zur Antwort: er sey Herr in seinem Hause. Wird eine Frau im Ehebruche erwischt, so machen diese völlig Wilden wenige Umstände; ihr Leben stehet in Gefahr. Bey einigen aber, die nicht mehr so tief in der Wildheit versunken sind, werden die Streitigkeiten auch auf eine mildere Art beygelegt. Man macht ihnen Vorstellungen, und diese haben oft so viel Kraft, daß die Streitigkeiten dadurch geendigt werden. Die Menschenfurcht, die eine starke Triebfeder ihrer Handlungen ist, dient nicht wenig dazu, Einigkeit unter ihnen zu erhalten. Denn indem ein jeder die andern ihrer Leitung überläßt, so bekümmert sich nicht leicht einer um den andern; man läßt sie gehen, und indem man kein gemeinschaftliches Interesse hat, so kommt man auch nicht leicht in Collision, und dadurch werden

viele Streitigkeiten vermieden. Ihr Temperament hilft ihnen auch viel dazu. Von Natur gelassen, beleidigen sie selten einander, und wissen fast nicht, was Zorn ist, wenn die Rache nicht mit ins Spiel kommt. Diese Unempfindlichkeit geht so weit, daß sich ein nüchterner Mensch von einem Besoffenen derb ausprügeln lassen würde, ohne den geringsten Widerstand zu thun, besonders, wenn er dessen Trunkenheit merken sollte; er achtet es sogar für unanständig, sich darüber zu ärgern, und hält es für schändlich, jemanden eine That beyzumessen, wovon er nicht Herr zu seyn glaubt. Es fehlt zwar nicht an Unordnungen, die aus Neid, Begierigkeit, Rache, und andern menschlichen Leidenschaften entstehen, wie bey allen Menschen; allein es geschieht sehr selten, öfters aber seit der Zeit, als ihnen die Europäer starke Getränke zugeführt haben. Diese ihre Grundsätze erstrecken sich auf ihr ganzes Leben. Sie züchtigen ihre Kinder niemahls, denn sie sagen, sie hätten keine Vernunft; wenn sie älter werden, so lassen sie sie auch gehen, indem sie sie für freye Herren ihres Thuns und Lassens halten. Sie bilden sich ein, es sey einem Manne unanständig, sich gegen eine Frau zu wehren; wenn ihr Leben in Gefahr steht, so nehmen sie lieber die Flucht.

Wenn eine peinliche Sache von Wichtigkeit ist, so nimmt manchmahl das ganze Dorf Antheil daran. Ist ein Mord geschehen, und der Thäter ist aus eben der Cabane, aus welcher der Entleibte ist, so überläßt man insgemein die Ra-

che dem nächsten Verwandten. Das ganze Dorf bekümmert sich so wenig darum, daß man den Thäter wohl gar bedauert, daß er in die traurige Nothwendigkeit gesetzt worden, wider sein eigenes Geblüt dergleichen Gewaltthätigkeit zu brauchen. Man überläßt die ganze Sache dem Gutachten der Familie. Diese macht alsdenn Anstalten, sich an dem Mörder zu rächen, und ihn wieder umzubringen. Ist dieses nun geschehen, so hält sich die Verwandtschaft des zuletzt Erschlagenen wieder für berechtigt, den andern weiter zu verfolgen, gleich als wenn der Anfang der Beleidigung nicht von ihnen wäre gemacht worden. Doch wird die Sache gemeiniglich in der Güte beygelegt. Der Mörder entfernt sich, und seine Freunde schicken jemand an die Familie des Ermordeten; sie biethen ihre Geschenke an, die selten abgeschlagen werden; alsdenn erscheint das Haupt der Familie des Abwesenden, und liefert ihnen die Geschenke, eines nach dem andern, unter einer ordentlichen Rede ab, wobey er sich gemeiniglich dieser Worte bedient: Hiermit thue ich die Axt von der Wunde; hierdurch trockne ich das fließende Blut ab. u. s. w. und so räumt er auf eine figürliche Weise alle Umstände und Folgen des Mords hinweg. Die oberste Gewalt aber mischt sich gar nicht in die Sache, es müßte denn seyn, daß sich ein Oberhaupt dieser Gelegenheit bediente, sich einen bösen Unterthanen vom Halse zu schaffen. Ein Mord, welcher viele Cabanen angehet, hat meisten Theils schlimme Folgen, und es ist gar nicht selten, daß ein Fall von dieser Art

ganze Nationen aufgebracht hat. Alsdenn wendet der Rath der Ältesten alle Mühe an, die Parteyen zu versöhnen, und wenn er es dahin bringt, so thut ordentlicher Weise die ganze Gemeinde der beleidigten Familie Vorstellung. Die Cabane des Beleidigers glaubt, daß ihrer Ehre daran liege, daß sie ihn nicht aufopferte. Wenn nun ein Mörder bestraft werden soll, so geht es auf folgende Art zu. Man legt den Körper des Entleibten auf Stangen oben an der Spitze einer Cabane, und der Mörder wird gerade darunter gestellt, damit alles, was von dem Leichname herunter fließt, nicht allein auf ihn, sondern auch auf sein Essen falle, wenn er nicht von den Anverwandten die Erlaubniß erhält, daß sein Essen davon befreyet bleibe. Die gemeinste Gewohnheit ist, daß man, zur Schadloshaltung der Anverwandten des Entleibten, die Stelle desselben durch einen Kriegsgefangenen ersetzt. Wenn der Gefangene angenommen wird, so tritt er in alle die Gerechtsame desjenigen, an dessen Stelle er kommt, und derjenige, der ihn annimmt, sieht ihn als seinen Sohn an, weßwegen er auch von ihm sagt, er habe ein Kind geboren. Nunmehr sieht ihn die ganze Nation als eine Person an, die in ihrer Cabane gezogen und geboren worden; es wird eine Gasterey angestellt, und alle übrigen Verwandten sehen ihn nach dem Grade der Verwandtschaft an, in welcher der andere gestanden war; er bekommt auch einen neuen Nahmen. Und damit ist das ganze Verbrechen abgethan.

Es gibt gewisse Verbrechen, an deren Bestrafung dem ganzen Dorfe gelegen ist. Zum Beyspiele, wenn jemand etwas gestohlen hat, so wenden sie allen Fleiß und Mühe an, den Thäter heraus zu bringen. Können sie den Dieb nicht ausfündig machen, oder hat er nicht so viel in Vermögen, daß er den Diebstahl wieder ersetzen kann; so vergütet das ganze Dorf den Schaden, und biethet dem beleidigten Theil Geschenke an, um das Unrecht, das ihm geschehen ist, zu ersetzen. Wenn jemand um eines wichtigen Verbrechens willen, das das ganze Dorf interessirt, an dem Leben gestraft werden soll; so miethen sie zur Execution einen Menschen. Diesen machen sie betrunken, und in der Trunkenheit schlägt er den Missethäter todt. Die Ursache dieses Verfahrens ist, damit sie den Verwandten nicht die Bestrafung überlassen möchten, als woraus noch schlimmere Folgen entstehen könnten: und um diesen Scharfrichter bey den Verwandten außer Verantwortung zu setzen, sagen sie, er habe es im Trunk gethan, und sey seines Verstandes nicht mächtig gewesen. Ehemahls hatten sie noch eine besondere Art, die Missethäter zu bestrafen. Sie hatten einen gewissen Tag im Jahre, den man das Fest der Narren zu nennen pflegte. An diesem Tage liefen sie wie thörichte Menschen von einer Cabane zur andern. Sie stellten sich närrisch, und übten an den Missethätern die verdienten Strafen aus; hernach gaben die Alten den Verwandten Geschenke, und entschuldigten die That damit, daß derjenige, der den andern am Leben, oder sonst

gestrafet hatte, nicht bey Verstand gewesen wäre. Man sieht hier eine Mischung von Gerechtigkeit, Menschenfurcht und Unvernunft. Sie wissen, daß zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit Strafen nöthig sind, aber ihre Vernunft ist zu wenig geläutert, die Gränzen und des Verhältniß derselben zu bestimmen.

Es war ehemahls eine Gewohnheit unter ihnen, die noch nicht ganz verloren gegangen ist. Sie bestand darin, daß sie ihre alten Personen, wenn sie durch die Jahre alt und unvermögend geworden waren, todt schlugen. Obgleich diese Gewohnheit nicht mehr allgemein ist, so versichern uns doch die Reisebeschreiber, daß sie in dem mitternächtigen Amerika noch an einigen Orten angetroffen werde. Es mißfällt den Familien, daß die kindisch gewordenen Alten von einer Cabane zur andern, unter dem Vorwande einen Besuch abzustatten, gehen, und daselbst zu essen suchen, gleich als wenn sie zu Hause Mangel litten: welches doch zuweilen wahr seyn kann. Diese Elenden, die sich ihren Unterhalt nicht mehr verschaffen können, müssen wirklich Noth leiden, und alsdenn machen sich die Wilden kein Gewissen, diese armen Alten von ihrer Noth zu befreyen, und zwar unter dem scheinbaren Vorwande, daß diese armen Leute viel ausstehen müßten, und so wohl sich selbst, als andern zur Last gereichten. Man hat in der That Ursache, sich hierüber zu verwundern, indem man doch sonst bey den Wilden unter andern natürlichen Tugenden insonderheit eine Hochachtung ge-

gen das Alter antrifft. Allein die Nachrichten stimmen doch mit einander überein, daß besonders bey armseligen Cabanen diese Gewohnheit angetroffen werde. Die Algonquinnen, und andere herum irrende Wilden, sind dieser Unmenschlichkeit besonders zugethan; denn da sie beständig auf der Reise sind, und oftmahls den fressenden Hunger ausstehen müssen; so gereicht ihnen freylich die Beschwerlichkeit, die ihnen durch Mangel und Reisen verursacht wird, zu einer besondern Last.

Wenn in einem Dorfe ein Todtschlag von einem Indianer aus einem andern Dorfe begangen wird; so bekommt die Sache ein ganz anderes Ansehen. Denn nunmehr nimmt das ganze Dorf Antheil daran; ein jeder ergreift die Partey des Entleibten, und trägt auf gewisses Maß etwas zur Wiederherstellung des Geistes (dieses Ausdrucks bedienen sich die erbitterten Verwandten des Entleibten) bey; zugleich sind sie aber auch alle beflissen, dem Thäter das Leben zu retten, und dessen Angehörigen vor der Rache der andern in Sicherheit zu setzen. Es werden deßwegen sechzigerley Geschenke zusammen gebracht, mit deren Austheilung man sich einen ganzen Tag beschäftigt. Von diesen sechzig Geschenken werden die neun ersten den Angehörigen des Entleibten zugestellt, damit alle Verbitterung aufhören möge. Die andern werden an einer Stange über des Entleibten Haupt aufgesteckt. Die ersten sind die wichtigsten, und bestehen aus einer ungeheuren Menge Porzellan-Körner. Die Ab-

sicht dieser Geschenke ist, die Reue des Thäters zu zeigen, und daß er bereit sey, ihm sein Leben durch den Verlust des seinigen zu verschaffen, wenn es bey ihm stände. Die Oberhäupter theilen diese Geschenke aus, und bey einem jeden wird ein besonderer Spruch hinzu gefügt. Bey dem ersten sagt er im Nahmen des Thäters: „Siehe, hiermit ziehe ich das Beil aus der Wunde, und lasse solches aus der Hand desjenigen fallen, der etwa die Beleidigung rächen wollte." Bey dem andern: „Siehe, hiermit wische ich die blutende Wunde ab." Bey dem dritten: „Siehe, hierdurch wird das Band wieder in Ordnung gebracht." Bey dem vierten: „Hierdurch kann ein Stein vor den Riß und vor die Theilung des Erdreichs, so durch diesen Mord verursachet worden, gesetzt, und die Gemüther, die von einander abgesondert werden, wieder vereinigt werden." Das fünfte Geschenk dienet dazu, den Weg eben zu machen, um das Gesträuch auszurotten, damit man von nun an, von einem Ort zum andern in völliger Sicherheit und ohne eine Fallbrücke zu besorgen, kommen kann. Bey dem sechsten Geschenke sagt er: „Hiermit kann er Tobak anschaffen, der die Eigenschaft hat, denen, die an dem Tode den mehresten Antheil nehmen, das Gemüth zu beruhigen. Bey den siebenten: „Dieses dienet zur Beruhigung des Gemüthes." Das achte dienet dazu, der Mutter des Entleibten eine Arzeney einzugeben für die Krankheit, die sie sich durch den Tod ihres Sohnes zugezogen hat; das neunte endlich dazu, ihr eine Matte unterzubreiten, worauf sie während der Trauer sanft

ruhen kann. Die übrigen Geschenke werden als ein Zuwachs des Trostes angesehen. Wenn sie nun angenommen werden, so höret alle öffentliche und Privat-Satisfaction auf, und die Sache ist entschieden.

Werden aber die Geschenke nicht angenommen, so erfolgt die persönliche Strafe unausbleiblich. Nicht alle Völker aber beweisen hierin gleiche Grausamkeit. Bey einigen wird der Entleibte an eine Stange gebunden, und der Todtschläger muß sich unter demselben so lange aufhalten, als es den Verwandten des Entleibten gefällt. Die Stücke von dem verfaulten Körper fallen herunter auf ihn, und verursachen ihm den größten Ekel. Bey andern wird der Mörder den Verwandten ausgeliefert, und sein Leben ihrer Willkühr überlassen. Ob sie nun gleich hierdurch Meister von seinem Leben werden, so schreiten sie doch selten zu dieser Gewaltsamkeit, weil sie bey andern Dörfern wenig Ehre damit einlegen würden. Ist der Entleibte eine angesehene Person gewesen, so muß der Mörder seine Wittwe heurathen, und die Kinder ihres ersten Mannes für die seinigen erkennen.

Einige Verbrechen sind so verhaßt, daß sie auf der Stelle mit dem Tode bestraft werden. So sind diejenigen, die wegen Hexerey in Verdacht kommen, nirgends sicher. Man läßt sie sogar eine Art von Folter ausstehen, damit sie ihre Mitschuldigen angeben sollen. Nach diesem werden sie zur Strafe der Kriegsgefangenen ver-

dammt, wovon in dem folgenden Kapitel gehandelt werden soll. Vorher aber bittet man die Familie um ihre Einwilligung. Diejenigen, die am wenigsten gesündiget haben, macht man vorher todt, ehe man sie verbrennt. Diejenigen, die ihre Familie durch Zaghaftigkeit beschimpfen, werden eben so gestraft, und gemeiniglich richtet sie die Familie selbst. Bey den Huronen, die sehr geneigt zum Stehlen sind, und es auch mit großer Geschicklichkeit thun, darf man einem Dieb alles nehmen, was man in seiner Hütte findet, und sein Weib und Kinder nackend lassen, ohne daß sie den geringsten Widerstand thun dürfen.

Zur Erklärung dieses ganzen Abschnitts wollen wir noch eine Geschichte erzählen, aus welcher zugleich die peinliche Procedur der Wilden erhellet. Es hatte sich eine junge Frau mit ihrem Manne überworfen, und dieser war von ihr gegangen. Als nun die Zeit der Jagd herbey kam, und sie keinen Mann mehr hatte, der sie dahin führte; so bath sie ihre Brüder, sie möchten sie doch mit sich nehmen, welches sie auch gern thaten. Da die Frau einst zu einer an dem Fuße eines spitzigen Felsen und nicht weit von ihrer Cabane entfernten Quelle ging, um Wasser zu schöpfen; so erblickte sie in dem hellen Wasser das Angesicht eines Menschen, der vom Felsen herab kletterte, wo er Wache gehalten hatte. Sie erkannte sogleich ihren entwichenen Mann, und ging geschwinde weg, ohne sich etwas merken zu lassen. So bald sie ihre Cabane

betreten hatte, so erzählte sie ihren Brüdern, was sie gesehen hätte. Diese fielen auf den Verdacht, der Mann möchte sich vielleicht deßwegen da aufhalten, damit er sich an seiner Frau rächen könnte, und sie daher von seiner Seite Gefahr zu besorgen haben möchte. Sie wurden auch wirklich die folgende Nacht im Schlaf überfallen. Die Frau, welche weit aufmerksamer als ihre Brüder war, hatte sich vorher aus dem Staube gemacht, oder ging während des Streits heimlich weg, und nahm ihren jüngsten Bruder, der etwa vierzehen bis funfzehen Jahre alt seyn mochte, mit sich. Sie verkroch sich in einen hohlen Baum, der an ihre Cabane stieß, aus welchem sie alles hören konnte, was in ihrer Cabane vorging. Ihre Brüder wurden nach einem kleinen Widerstande todt geschlagen. Der Mann ärgerte sich, daß ihm seine Frau entwischt war, jedoch schmeichelte er sich, daß er sie, so bald es Tag seyn würde, ausfindig machen würde. Er suchte sie in der Ferne, ob sie gleich in der Nähe war, und da er sie nach vielem Nachsuchen nicht finden konnte, so gab er alle Hoffnung auf, sie jemahls zu erwischen. Kaum war er hinweg gegangen, so kroch die Frau nebst ihrem Bruder aus dem Baum hervor. Sie ging durch den Wald gerade nach ihrem Dorfe zu. Der Mörder ging gleichfalls nach Hause, und nachdem er sich dessen, was die Entleibten auf der Jagd bekommen hatten, bemächtigt hatte, so war er sehr vergnügt. Das arme Weib war nichts weniger als ruhig, und die Furcht veranlaßte sie, alle mögliche Vorsicht anzuwenden. Dieß war auch

nicht unnütze. Denn nach einigen Tagereisen stieg sie nebst ihrem Bruder auf eine dicke Fichte, in der Absicht, die Nacht darauf zuzubringen. Hier trug sich ein lächerlicher Zufall zu, der aber für die Frau bald schlimme Folgen gehabt hätte. Nichts desto weniger ging die Nacht unter tausend Beängstigungen sicher hin, indem sie immer befürchtete, entdeckt zu werden. So bald es Tag wurde, machte sie sich auf den Weg, und da ihr die Furcht Flügel machte, so kam sie noch an demselben Tage in ihrem Dorfe an. Sie gab sogleich ihrer Familie von allem, was geschehen war, Nachricht. Der Rath versammelte sich, und die Frau führte unter andern Beweisgründen auch dieses an, daß einer von den Mördern (denn ihr Mann hatte Gehülfen mit sich genommen) stark in die Hand gebissen sey. Das Verbrechen kam ihnen allen so entsetzlich vor, daß es nicht ungestraft bleiben konnte. Es wurde daher auf der Stelle beschlossen, die Mörder zur Strafe zu ziehen. In dem Dorfe wußte man, daß die Jäger bald zurück kommen würden, und ihre Familie war ihnen bereits entgegen gegangen, um ihr gefälletes Wild und Jagdgeräthe nach Hause zu tragen. Man schickte ihnen jemand nach, der ihnen sagen mußte, daß sie ihre Rückkunft beschleunigen sollten, weil einer der Vornehmsten an diesem Tage ein Gastmahl anstellen würde. Sie kamen, und gingen sogleich in die Cabane der Rathsversammlung, um an der Gasterey Theil zu nehmen. Sie wurden mit aller verstellten Freundlichkeit empfangen, und man fragte sie, wie es ihnen auf der Jagd gegangen

wäre. Da man die verwundete Hand des einen Mörders sah, so fragte ihn einer nach der Ursache; der Mörder war gleich mit der Antwort fertig, daß er von einem Biber gebissen worden wäre. Nunmehr kam die Frau und ihr Bruder zum Vorscheine. Erstere erzählte alles, was geschehen war, ohne den geringsten Umstand zu vergessen. Sogleich fielen einige dazu ernannte junge Leute die Mörder an, und erstachen sie insgesammt, ohne daß sie den geringsten Widerstand thun konnten.

Hieraus ergibt sich also, wenn der Rath beschlossen hat, jemanden am Leben zu strafen, so wird die Strafe auf der Stelle vollzogen, entweder gleich beym Eintritt in die Cabane, oder auf der Decke, auf welcher er sitzt, oder man lockt ihn unter allerhand Vorwand aus dem Dorfe, und schlägt ihm den Kopf entzwey. Hat man gegen jemand einen Verdacht, ohne daß man wirkliche Thatsachen vorbringen kann; so erwartet man eine günstige Gelegenheit, sich weiter heraus zu lassen. Man befragt den Verdächtigen nicht selbst, sondern wendet sich zuerst an andere Personen. Betrifft der Verdacht eine Hexerey, so befragt man andere, die in eben diesem Ruf stehen, um von ihnen etwas heraus zu bringen, wodurch man denjenigen, den man stürzen will, überführen kann. Man ermahnet sie anfänglich mit Gelindigkeit, ihr Verbrechen zu gestehen, und die Mitschuldigen zu entdecken. Wollen diese nichts bekennen, so drohet man ihnen mit den glühenden Eisen. Die Furcht vor

dieser entsetzlichen Marter, zugleich auch die Hoffnung ungestraft davon zu kommen, verleitet sie, Schuldige und Unschuldige anzugeben. Alles, was sie vorbringen, wird für bloße Verleumdung gehalten, bis sie von ungefähr diejenige Person, deren Untergang beschlossen ist, nennen. Man fällt hierauf diesen an, und begegnet ihm auf eben diese Weise, damit er zu einem Bekenntnisse der ihm aufgebürdeten Verbrechen gebracht werden möchte. Ist einer einmahl verhaßt, so fehlt es niemahls an Anklägern; ein solcher hat alsdenn alles Unheil im Dorfe angestiftet, gemordet, Feuer gespieen, Gräber durchsucht, und dergl. Dieses ist schon genug, ihn zum Tode zu verurtheilen. Er muß alsdenn Feuer und Brand erdulden, wenn man ihn nicht vorher aus Mitleiden todt schlägt. Ist es einmahl so weit gekommen, so nehmen sich die Verwandten seiner nicht mehr an; doch werden sie manchmahl vorher um ihre Einwilligung gefragt. Auf diese Art üben diese Völker ihre Gerichte aus, die auf beiden Seiten, in der Gelindigkeit und Strenge, die Gränzen der Vernunft überschreiten.

Vierter Abschnitt.

Vom Kriegswesen der Nord-Amerikanischen Wilden.

Wir haben bereits oben angemerkt, daß die Indianer überhaupt von Natur sehr rachgierig sind, und durch keine Überlegung ihrer Rache Gränzen setzen. Sie ergreifen also bey der geringsten Gelegenheit die Waffen, und vergießen Blut, um ihren Muth zu kühlen. Ihre kleinsten Privat-Streitigkeiten, wenn sie zu einer gewissen Stärke anwachsen, werden auf diese Art entschieden. Es sind dieses Familien-Kriege, woran die Nation weiter keinen Antheil nimmt, als daß sie zuläßt, und entschuldigt; man sieht sie als Mittel an, die junge Mannschaft in Bewegung zu erhalten, und zu den eigentlichen Kriegsübungen abzuhärten. Der Vorwurf, daß einer keine Herzhaftigkeit habe, daß er niemahls im Krieg gewesen sey, daß er noch keinen Menschen getödtet habe, ist ihnen so empfindlich, daß sie die nächste beste Gelegenheit ergreifen, ihren Muth zu zeigen. Sie machen alsdenn keine großen Zurüstungen, sondern entdecken ihr Vorhaben nur ihren Weibern, die ihnen ihren Sagamite, oder Brey von Indianischem Korn, kochen; sie ergreifen ihre Waffen, und ziehen auf Abenteuer aus. Oftmahls suchen sie sich Gesellschaft;

sie laufen durch das Dorf, und laden junge Leute ein, um Gesellschaft mit ihnen zu machen. Diese lassen sich auch nicht lange bitten, sondern nehmen sogleich ihre Geräthschaften, und begeben sich nach der Hütte desjenigen, der sie eingeladen hat. Voll kriegerischen Muths singen sie ihren Schlachtgesang, wovon der Inhalt ungefähr dahin geht: ich gehe in den Krieg, ich will den Tod meiner Verwandten rächen, ich will morden, ich will brennen, ich will Gefangene machen, ich will Menschen fressen, ꝛc. Nunmehr füllen sie sich erst den Bauch mit dem Brey, den die Weiber gekocht haben, und derjenige, der sie eingeladen hat, singt die ganze Zeit über, als die andern essen. Die andern sitzen ganz stille dabey, und hören ihm zu; er erklärt ihnen seinen Operations-Plan, und sodann ziehen sie aus, suchen den Feind auf, und balgen sich mit ihm herum.

Wenn aber die ganze Nation an einem Kriege Theil nimmt, dann geht es weit umständlicher dabey zu. Die Absicht, warum sie Krieg führen, ist niemahls eine Begierde, ihre Gränzen zu erweitern, viel weniger Ehrgeitz, sondern bloß Rache an ihren Feinden auszuüben. Außer den gewöhnlichen Bewegungsgründen, wodurch sonst Völker angetrieben werden, beschwerlichen Nachbarn, die ihnen verdächtig sind, oder ihnen rechtmäßige Ursache durch mancherley Beleidigungen gegeben haben, den Krieg anzukündigen, haben die Huronen und Irokesen noch ein besonderes Grundgesetz, das sie zum Kriege verpflich-

tet. Die Familien erhalten sich durch die Anzahl der Personen, woraus sie bestehen. In dieser Anzahl bestehet ihre Stärke, und ihr ganzer Reichthum. Der Verlust einer einzigen Person ist ein wichtiger Abgang, der nothwendig durch eine oder mehrere Personen, je nach dem der Abgegangene für die Nation von größerer oder geringerer Erheblichkeit gewesen, ersetzet werden muß. Diesen Verlust dürfen diejenigen, die aus der nähmlichen Cabane sind, nicht ersetzen, sondern ihre Äthonni, oder Bundesgenossen, sind dazu verbunden. Wenn eine Mannsperson, die in ihrer Cabane keine Verwandten hat, sich in eine fremde verheurathet; so sind die Kinder, die aus dieser Ehe erzeugt werden, der Cabane ihrer Väter, worin sie Fremdlinge sind, verpflichtet, und haben eine Verbindlichkeit, den Abgang der Person darin zu ersetzen. Wenn man also in einer Cabane einen Mangel an Menschen spüret, so wendet sich diejenige Matrone, die in ihrem Dorfe das meiste Ansehen hat, an solche Bundesgenossen einer oder mehrerer Cabanen; wenn diese nicht gutwillig wollen, so werden sie von der angesehensten Matrone ihrer Cabane dazu genöthiget. Wenn demnach eine Matrone es Zeit zu seyn erachtet, wie sie zu sagen pflegen, den Stammbaum zu erheben, oder jemanden aus der Familie, der ihnen durch den Tod geraubet worden, wieder auf den Teppich zu bringen, so wendet sie sich an einen dieser Bundesgenossen, den sie für den Tüchtigsten dazu hält, spricht mit ihm durch PorzellanSchnuren, und eröffnet ihm ihre Meinung, eine Anzahl Leute zusammen zu bringen, und die Absicht auszuführen. Selten hat man

nöthig, Gewalt zu brauchen. Ja die Kriegsmänner warten nicht einmahl, bis sie darum ersucht werden. Sie kennen ihre Obliegenheit, und dieses gibt ihnen Antrieb genug; das Verlangen, sich vor andern hervor zu thun, nöthiget sie lebhafter, als die Zuredungen anderer.

Es geschieht zuweilen, daß der Abgang nicht groß ist, und alsdenn ersetzen sie ihn durch den kleinen Krieg, da sie in kleinen Parteyen herum schweifen. Sie haben zwar ihre Anführer, aber diese fragen die Ältesten nicht allemahl um ihren Rath, sondern begnügen sich mit ihrer stillschweigenden Einwilligung, weil sie glauben, das Beste der Cabane erfordere solches. Wenn aber die Ältesten besorgen, daß die Anzahl dieser Parteyen ihr Dorf zu sehr schwächen, oder eine Nation, deren Freundschaft sie gern beybehalten möchten, beleidigen würde; so geschieht es zuweilen, daß die Oberhäupter unter der Hand daran arbeiten lassen, ihre Anführer zurück zu halten. Können sie sie nicht durch eine schickliche Art von ihrem Vorhaben abbringen; so lassen sie sie zwar gehen, schicken aber Leute nach, die ihnen erdichtete Nachrichten beybringen, und sie dadurch zum Rückzuge bewegen. Können sie hierdurch ihr Vorhaben nicht hintertreiben, so steckt man sich hinter die Matronen, und diese haben allemahl Ansehen genug, die am besten ausgesonnene Unternehmung zu vernichten. Diese Parteyen bestehen meisten Theils nur aus sieben bis acht Personen eines Dorfs. Aber diese Anzahl vermehrt sich durch Leute aus andern Dörfern, wel-

che unter Weges zu ihnen stoßen. Damit nun aber diese Parteyen, welche sich mitten in Friedenszeiten zusammen schlagen, durch ihre Feindseligkeiten nicht die Nation selbst mit einflechten mögen, woraus üble Folgen entspringen könnten; so greifen sie niemahls ihre Nachbarn, sondern allemahl die entferntesten Völker an. Sie bleiben oft etliche Jahre lang aus, und sind zufrieden, wenn sie etliche Haarschädel mit zurück bringen. Es ist dieses im Grunde nichts anders als Straßenraub, der nicht den geringsten Schein des Rechtes vor sich hat.

Die Kriege mit den Nachbarn entstehen aus wichtigern Ursachen. Die unter diesen Völkern herrschende Eifersucht ist Ursache, daß sie sich wechselsweise allerhand Verdruß anthun; und sie dürfen deßwegen gar nicht lange warten, so haben sie eine rechtmäßige Ursache zum Bruche. So bald sie ein Mißvergnügen gegen einander haben, so lauern sie auf Gelegenheit, solches auf eine werkthätige Art zu erweisen. Wenn sie einander auf der Jagd antreffen, oder wenn sie nach einem Feldzuge ihre Ländereyen betreten, so greifen sie einander ohne viele Umstände an. Die Hoffnung, daß sie etwas dergleichen ungeahndet thun können, macht sie verwegen: jedoch bleiben solche Privat-Befehdungen nicht lange verborgen. Diejenige Nation, die Anlaß zu den Thätlichkeiten gegeben hat, sucht ihr Verfahren zu rechtfertigen. Sie sucht ihren Entschuldigungen den besten Anstrich zu geben. Sie bedecken die Todten, das ist, sie bringen Geschenke, wodurch

sie das Band wieder befestigen, das bereits zu zerreissen anfieng. Wenn diese Geschenke nicht angenommen werden, so ist der Krieg unvermeidlich; werden sie aber auch angenommen, so darf man sich deßwegen nicht schmeicheln, daß die Beleidigungen dadurch gänzlich ausgelöscht wären, sondern das auf dieselben gelegte Pflaster bedeckt die Wunde nur, ohne sie zu heilen; diese hört nicht auf innerlich zu bluten, bis der Feind deßwegen gezüchtigt worden ist. Die Rathsversammlung hält ein genaues Verzeichniß von allen den Personen, die auf diese Weise umgekommen sind, und so bald sich eine schickliche Gelegenheit zeiget, so bricht es auf einmahl los.

Wir wollen dieses durch ein Stück aus der Geschichte erläutern. Die Algonquinen hatten mit den Huronen eine Art einer Erbverbrüderung gemacht, welche dem einen Theile so vortheilhaft als dem andern war. Die Irokesen waren bloß mit dem Landbaue beschäftigt, und hatten sich anheischig gemacht, den Algonquinen Theil an ihrer Ärnde nehmen zu lassen; diese hingegen wollten die Jagd mit ihnen theilen, und sie wider alle Anfälle feindlich gesinnter Völker beschützen. Beide Völker lebten lange Zeit mit einander in gutem Vernehmen: jedoch ein zur Unzeit gebrauchter Stolz auf der einen Seite, und ein unerwartetes Mißvergnügen auf der andern störte diese Einigkeit, und richtete eine unversöhnliche Feindschaft unter beiden Völkern an. Jedoch das Feuer glimmte noch eine Zeit unter der Asche, da die Irokesen beym Land-

baue, und die Algonquinen bey der Jagd blieben. Endlich kam einigen Irokesen eine Lust an, die Jagd auch zu versuchen, und die Algonquinen wehrten ihnen solches nicht. Es geschah also, daß sich von beiden Völkerschaften ein Haufe an einem Orte befand, wo sie eine gute Jagd zu halten glaubten. Sechs junge Irokesen und eben so viel Algonquinen von gleichem Alter wurden ausgeschickt, den Anfang damit zu machen. Sie erblickten einige Thiere, und machten sich insgesammt bereit, ihnen nachzusetzen. Nun wollten die Algonquinen solches den Irokesen nicht verstatten, sondern gaben ihnen zu vernehmen, daß sie Arbeit genug haben würden, wenn sie dem erlegten Wilde die Felle abziehen würden, das Erlegen sollten sie ihnen überlassen. Zum Unglück für die Algonquinen verstrichen drey Tage, ehe sie ein Thier erlegen konnten, ob sie ihrer gleich genug antrafen. Die Irokesen erbothen sich auf die andere Seite zu gehen, ob sie vielleicht glücklicher wären als die Algonquinen; diese aber gaben ihnen die beissende Antwort, daß sie sich zu viel unterstünden; daß sie sich auf der Jagd eine größere Geschicklichkeit, als sie, anmaßen wollten; sie sollten die Jagd denen überlassen, die sie verstünden, und denen sie gebührte. Die Irokesen verbissen den Verdruß, den sie über diese Antwort empfanden, und gingen in der folgenden Nacht ganz stillschweigend auf die Jagd. Wie dieses die Algonquinen merkten, so wurden sie unwillig, und ihr Unwille vermehrte sich noch mehr, da die Irokesen auf ihrer Jagd glücklicher als sie gewesen waren. Nun-

mehr erwachte der Zorn der Algonquinen völlig; denn kaum waren die Irokesen eingeschlafen, so schlugen sie ihnen die Köpfe entzwey. Sie begruben sie zwar in aller Stille, aber der Meuchelmord konnte doch nicht verborgen bleiben. Die Nation der Irokesen erfuhr es; man beschwerte sich anfänglich mit Bescheidenheit, und verlangte, daß die Mörder gestraft werden möchten; allein sie erhielten nicht die geringste Genugthuung. Die Irokesen wurden hierdurch bis zur Verzweiflung aufgebracht, und faßten den ernstlichen Entschluß, sich zu rächen. Sie verschwuren sich, entweder alle umzukommen, oder sich Genugthuung zu verschaffen. Sie glaubten aber gegenwärtig noch zu schwach zu seyn, die Algonquinen anzugreifen. Sie entfernten sich also von ihnen, und machten erst die Probe, was sie an schwächern Völkern ausrichten könnten. Sie trieben diese Prüfung eine Zeit lang, und da sie glaubten, den Algonquinen nunmehr gewachsen zu seyn, so überfielen sie sie plötzlich. Dieß war der Anfang und die Ursache eines Kriegs, der viele Jahre lang gedauert hatte, und mit einer viehischen Unbändigkeit und Grausamkeit geführet wurde. So geringe auch die Ursache eines Kriegs seyn mag, so glauben die Wilden, daß sie sich niemahls genug gerochen hätten, wenn sie nicht ihre Feinde gänzlich vertilgt hätten. Die Irokesen kamen als Füchse geschlichen, griffen als Löwen an, und wenn es unglücklich ging, flohen sie als Vögel. Hierdurch machten sie sich dermaßen fürchterlich, daß niemand gern mit ihnen anbinden wollte. In den

angefangenen Krieg mit den Algonquinen wurden noch andere Völkerschaften verwickelt, und dieser Krieg dauerte noch fort, als die Europäer ins Land kamen. Die Irokesen wurden dadurch so zum Kriegen gewöhnt, daß sie nicht ruhen konnten. Sie griffen eine Nation nach der andern an, und brachen die Ursache davon vom Zaun. Wären die Europäer nicht in das Land gekommen, so würden vielleicht eine Menge Nationen dermaßen von ihnen vertilgt worden seyn, daß man jetzt kaum ihre Nahmen mehr wüßte. Sie selbst schwächten sich zwar auch, aber dadurch, daß sie von den Gefangenen eine große Menge an Kindes Statt annahmen, ersetzten sie sogleich ihren Verlust. Ob sie nun gleich den Krieg mit einer viehischen Wuth fortsetzen, wenn er einmahl angefangen ist; so fangen sie ihn doch nicht aus Überlegung an. Und diese Art beobachten die meisten Wilden bey ihren Kriegen.

Wenn also die ganze Nation Antheil an dem Kriege nimmt; so fängt man ihn mit großer Überlegung an. Es wird zuerst eine Versammlung der Sagamos, (Sätschems) und der vornehmsten Krieger zusammen gerufen, um über die Sache und alles dazu Gehörige zu berathschlagen. Der Krieg hat hier eben so wie der Friede seine Anhänger; denn ob schon diejenigen, die bloß durch den Verlust ihrer Mitbürger zur Rache angetrieben werden, den Verlust gar nicht gleichgültig ansehen; so geht er doch denen weit mehr zu Herzen, deren Brüder und Verwandte in dem Kriege geblieben waren. Man hört also

diejenigen, die nicht durch den Sturm der Leidenschaften hingerissen werden, lieber an, als die andern, weil sie besser im Stande sind, zu urtheilen, ob es dienlicher sey, ihren Zorn auszulassen, oder zurück zu halten. Wenn die Meinungen im Kriegsrathe getheilt sind, so suchen diejenigen, denen am meisten daran gelegen ist, sich an ihren Feinden zu rächen, unter der Hand ihre Partey zu verstärken; sie schicken auch wohl heimliche Krieger aus, die als Parteygänger Feindseligkeiten anfangen, ehe noch der Krieg erklärt ist. Hierdurch wird meisten Theils das Gleichgewicht überwogen, und der Krieg als unumgänglich nothwendig angesehen. Bey der Entscheidung über Krieg und Frieden haben die Weiber eben so wohl eine Stimme, als die Männer. Wenn sie versammelt sind, so trägt der oberste Satschem, der gleichsam Präsident ist, die Sache, worüber sie sich berathschlagen wollen, vor, und indem er den bey sich liegenden Tomahawk aufhebt, sagt er: „Welcher unter euch will gehen, und gegen diese oder jene Nation fechten? Welcher unter euch will Gefangene von ihnen einbringen, um die Stelle eurer verstorbenen Freunde zu ersetzen, damit unsre Beleidigungen gerochen, und unser Nahme und Ehre erhalten werde, so lange, als die Flüsse fließen, das Gras wächst, und die Sonne und Mond mit ihrem Glanz die Erde erleuchten?" Alsdenn steht einer von den vornehmsten Kriegern auf, redet erstlich die ganze Versammlung an, und wendet sich darauf an die junge Mannschaft, und fragt, welcher von ihnen mit ihm ziehen, und

gegen den Feind fechten wolle. Hierauf stehen sie alle, einer nach dem andern, auf, und laufen hinter ihm her; er selbst geht so lange im Kreise herum, bis sich eine hinreichende Anzahl bey ihm eingefunden hat. Bey solchen Versammlungen ist so wohl das Calumet mit allen seinen Zierathen, als auch der Tomahawk roth gefärbt. So bald der Krieg beschlossen ist, so geht das Kriegsgeschrey an. Drey oder vier von den muthigsten laufen in einem fürchterlichen Aufzuge im Gefolge mehrerer Wilden durch die Cabanen, und singen ihre Kriegslieder unter dem Schall eines Instrumentes, daß sie Chickikue nennen, eine Art von Calebassen mit Kieselsteinen. Diese Musik hat etwas Fürchterliches und Erschreckliches. Ist der Krieg auf diese Art einmahl erklärt, so fängt man unverzüglich an, sich zu rüsten.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir vorher noch einige Ausdrücke erklären, die in dem folgenden mehrmahls vorkommen. Die Axt, oder das Beil aufheben, heißt so viel, als den Krieg ankündigen, und jede Privat-Person hat ein Recht dazu. Wenn aber von einem förmlichen Kriege zwischen zwey oder mehrern Nationen, die Rede ist, so sagt man den Kessel aufhängen. Diese Redensart soll von der barbarischen Gewohnheit herkommen, daß man die Gefangenen und Erschlagenen ehemahls gefressen hat, nachdem man sie in einem Kessel hat kochen lassen. Eine andere Redensart, daß man einen blutigen Krieg führen wollte, drückt sich so aus, daß man eine Nation auffressen wollte. Wenn man einen

Bundsgenossen mit in den Krieg verwickeln will; so schickt man ihm eine Muschelschale, um ihn einzuladen, Blut, oder nach ihrer Art zu reden, Brühe vom Feindesfleisch zu trinken. Zuweilen schickt man eine mit Blut gefärbte Decke über eine Hütte. Diese Gewohnheit soll aber erst neuerlich aufgekommen seyn, zur Nachahmung der rothen Flagge, die sie von den Europäern gesehen, und geglaubt haben, sie wäre zum Beweise des erklärten Kriegs mit Blut gefärbt.

Ehe sie sich zum Kriege rüsten, so beobachten sie einige abergläubische Gebräuche, die ihren Grund in ihren Religions-Meinungen haben. Man ruft zuerst den Areskue, oder den großen Geist an, gleich als wenn die Eigenschaft, die ihm am meisten Ehre macht, sich in den Kriegsverrichtungen zeigte. Sein Nahme ist das Kriegsgeschrey, auch auf Märschen nennt man ihn beständig, um den Muth der Krieger dadurch anzufeuern. Ehe sie Anstalten zum Aufbruch machen, so beobachtet der Oberste der Kriegsvölker verschiedene Tage lang ein strenges Fasten; während der Zeit ist er schwarz gemahlet, und hat mit niemanden Gemeinschaft. Seine einzige Sorgfalt ist, daß er Tag und Nacht seinen Schutzgeist anruft, und sorgfältig seine Träume beobachtet. In der Meinung, die er von sich selbst hat, hält er den Sieg für gewiß, und diese Einbildung, die allen diesen Wilden gemein ist, verschafft ihm stets solche Träume, als er sich wünscht. Nach seinem Fasten läßt er die Kriegsleute zusammen kommen, und hält mit

dem Porzellan-Gürtel in der Hand folgende Rede: „Meine Brüder, der große Geist bestättigt meine Gedanken, und beseelet mich. Das Blut des und des (hier nennt er die Nahmen verschiedener Personen, die von den Feinden ermordet worden sind,) ist noch nicht vertrocknet, sein Leichnam noch nicht bedeckt, und ich will mich dieser Pflicht entladen." Er fährt darauf fort, die Bewegungsgründe vorzustellen, die ihn bewogen haben, die Waffen zu ergreifen. Darauf setzt er hinzu: „Ich bin entschlossen, in dieses oder jenes Land zu gehen, Hauptbaare abzunehmen, Gefangene zu machen; oder auch: ich will die oder die Nation auffressen. Komme ich in dieser glorreichen Unternehmung um, oder verliert einer von denjenigen, die bey mir sind, das Leben; so wird dieses Halsband dienen uns aufzunehmen, und wir werden nicht in dem Staube liegen bleiben, das heißt, das porzellanene Band wird für denjenigen seyn, der für die Beerdigung der Todten Sorge tragen wird." Bey Endigung dieser Rede legt er sein Halsband auf die Erde. Der nächste nach ihm hebt es sodann von der Erde auf, und erklärt sich dadurch für seinen Lieutenant, und dankt ihm für den Eifer, den er zur Rache seines Bruders, oder zur Ehre seiner Nation ausbrechen läßt. Sogleich wird Wasser gewärmt; man wäscht dem Oberhaupt seine schwarze Larve ab; man macht ihm die Haare zurecht, man salbet und kämmet ihn, man schmiert ihm verschiedene Farben ins Gesicht, und endlich legt man ihm sein bestes Kleid an. In diesem Schmuck singt er mit einer dü-

stern Stimme sein Todtenlied. Darauf stimmen auch seine Soldaten, das ist, diejenigen, die sich erbothen haben, ihn zu begleiten, einer nach dem andern, ihr Kriegslied an. Eine jede Familie hat ihr eigenes Kriegslied, und keiner darf dasjenige, das einer andern eigen ist, singen.

Le Vasseur erzählt uns eine artige Begebenheit, von welcher er ein Augenzeuge war, die zugleich die Art, sich zum Kriege zu entschliessen, und sich gleichsam dazu einzuweihen, auf eine andere Art schildert. Ein Indianischer Befehlshaber war von einem Feldzuge zurück gekommen, ohne einen Feind getödtet zu haben. Er versammelte seine Leute, und brachte einen Pfeil, der von derjenigen Nation, mit welcher er Krieg führte, war. Mit diesem stach er einen von seinen Leuten, und schrie: hiu. Darauf steckte er den Pfeil in die Erde, hohlte ihn wieder, stach ihn zum zweyten Mahle, und schrie wieder, hiu. Der Verwundete legte sich der Länge nach auf die Erde, schien ohne Bewegung und Leben, die Beine und der Körper starr zu seyn. In dem Augenblicke kamen seine Brüder, seine Schwestern, und beweinten ihn. Er wurde hierauf an einen andern Ort gebracht, und eine Menge Wilde, so wohl männlichen als weiblichen Geschlechts, umringten ihn, und weinten. Etliche junge Mädchen waren besonders beschäftigt, wärmten eine Art von Mos, und rieben ihn damit. Nach Verlauf einiger Zeit schien er wieder aufzuleben. Der Franzose fragte nach der Bedeutung dieser Gaukeley, und man sagte

ihm: wenn eine Partey aus dem Kriege zurück käme, ohne Haupthaar der Feinde mit zu bringen, so müßte das liebste Kind des Oberhauptes auf diese Art gestochen werden, damit das Andenken der Übel, das man von der feindlichen Armee erlitten hätte, erneuert und besser eingeprägt, und man desto mehr zur Rache ermuntert würde. Nachdem diese Ceremonie vorbey war, so stellte der Indianer seine Leute in Schlachtordnung, und näherte sich dem Ufer des Flusses. Hier ließ er Halt machen, um eine Ceremonie zu verrichten, welche die Religion dieser Völker erforderte. Er setzte sich auf die Erde, und seine Untergebenen saßen in eben der Stellung um ihn herum. Er verlangte darauf Wasser, welches man ihm in einem Gefäße brachte, und kaum hatte er es in der Hand, so schien er in solche Bewegungen zu gerathen, als wenn er begeistert wäre. Die Augen gingen ihm auf eine abscheuliche Art im Kopfe herum, er drehte sie ohne Aufhören gegen die Sonne; und dieses dauerte wohl eine halbe Stunde lang unter den heftigsten Bewegungen. Als er etwas ruhiger geworden war, so goß er einem jeden seiner Unterthanen ein wenig Wasser auf den Kopf. Hierauf wurde er von einer Bewegung, die einer Raserey nicht unähnlich war, ergriffen, goß das übrige ins Feuer, welches man ausdrücklich angezündet hatte, und nannte aus allen Kräften den Nahmen der Nation, mit welcher er aufs neue Krieg anfangen wollte. Das ganze Heer wiederhohlte dieses Geschrey, und auf diese Losung brachen sie auf, und setzten sich in Bewe-

zung. Der Franzose fragte nach der Ursache dieser Erscheinung, und man erklärte sie ihm auf folgende Weise: Das Oberhaupt hätte die ganze Zeit seiner Begeisterung nicht aufgehört, die Sonne um den Sieg wider seine Feinde anzurufen, und eben der Eifer seines Gebeths hätte ihn in den Stand gesetzt, worin man ihn gesehen hätte: indem er Wasser auf das Haupt seiner Untergebenen gegossen hätte, hätte er damit ein Gelübde gethan, daß sie mit den Hauptbaaren ihrer Feinde zurück kommen möchten; und da er das übrige ins Feuer geworfen, habe er damit ein Verlangen bezeugt, das Blut seiner Feinde bis auf den letzten Tropfen zu vergießen.

Wenn auf diese Weise die Feindseligkeiten erklärt sind, so schickt man unverzüglich Gesandtschaften an alle Nationen, die mit der kriegführenden in Bündniß stehen, und gibt ihnen Nachricht von dem Entschlusse des Senats, damit eine jede ihre Maßregeln darnach nehmen kann. Sie haben aber einen besondern Staatsgriff, daß sie zu der Zeit, wenn schon der Krieg beschlossen ist, den Feldzug nicht allemahl sogleich anfangen, sondern lange Zeit anstehen, so daß man nicht weiß, wem der Streich eigentlich gelten soll. Zu einer andern Zeit lassen sie dem Gerüchte eines bevorstehenden Krieges, so ungegründet es auch ist, freyen Lauf, erdichten es auch wohl ohne Ursache. Die Absichten, die sie hierbey haben, sind eben so verschieden, als ihr Verhalten selbst. Auf der einen Seite lassen sie

den Feind in der Ungewißheit, um desto verſteckter einen listigen Streich auszuführen; auf der andern machen sie Allarm, wo keiner ist, um ihre junge Mannschaft desto aufmerksamer zu erhalten. In dieser letztern Absicht fangen sie manchmahl zum Spaß einen Krieg an. Das Oberhaupt der Onnontager ließ einst den Befehlshaber einer neutralen Nation ersuchen, zu gestatten, daß ihre junge Mannschaft gegen einander zu Felde ziehen, und sich durch kleine Scharmützel zwacken möchten. Dieser besorgte schlimme Folgen, die daraus entstehen könnten, und schlug es ab. Der Irokese ließ ihn hierauf fragen, mit wem denn seine Kinder spielen sollten, wenn er dieses nicht gestattete. Der Spaß fing an, aber er endigte sich sehr tragisch. Ein naher Anverwandter des Irokesischen Oberhauptes wurde gefangen, und in die feindliche Cabane geführt, wo er zum Feuer verdammt wurde. Nunmehr wurde aus der Sache Ernst; es entstand hieraus ein Krieg, der sich mit dem gänzlichen Untergange der neutralen Macht endigte. Wenn auf diese Art zwischen zwey Nationen ein Krieg entsteht, so greift er gemeiniglich so weit um sich, daß ein großer Theil der übrigen mit eingeflochten wird. Man darf sich hierüber gar nicht wundern. Die Anzahl der Nationen ist so groß, und das Gebieth derselben so klein, daß es wenige gibt, in welchen nicht Bundesgenossen von andern sind, die an dem Kriege Theil nehmen, und ihn auf diese Art weiter ausbreiten. Diese kleinen Nationen, die oft nur aus einem einzigen Dorfe bestehen, haben eine

beständige Eifersucht gegen einander; sie liegen dabey so weit von einander, daß keiner der andern so leicht helfen kann; daher kommt es, daß sie fast beständig einander in den Haaren liegen. Hieraus wird die Menge der Kriege, die die Wilden mit einander haben, begreiflich.

Der Krieg ist nicht so bald in der Versammlung der Ältesten beschlossen, als er durch ein feyerliches Gastmahl bekannt gemacht wird. Wir haben schon erinnert, daß, so bald die meisten Stimmen sich für den Krieg erklären, das Oberhaupt der Krieger den Kriegsgesang anstimme. Nach dessen Endigung stellt er zugleich ein Fest an, woran seine ganze Nation Antheil nimmt. Das Sonderbarste bey dieser Feyerlichkeit ist dieses, daß die Hunde den vornehmsten Theil des Opfers ausmachen; andere sagen, daß es ein Reh sey. Dieses Opfer wird durch eine feyerliche Rede, die das Oberhaupt zu dem Areskovi, dem Kriegsgott, dem großen Geist, hält, feyerlich gemacht; diesen rufen sie um seinen Beystand an. Bey diesem Opfer ist nichts weniger als Andacht, sondern die ganze Absicht geht dahin, durch den Anblick dieses Thieres ihre Einbildungskraft zu erhitzen, und sich zu desto größerer Wuth anzufeuern. Ein jeder von denen, welche mit in den Krieg ziehen wollen, schneidet sich ein Stück ab, und sagt, indem er es hinunter schluckt: so will ich meine Feinde fressen. Die Kriegsmänner stellen sich hierbey besonders gräßlich an. Sie bemahlen sich auf eine schreckhafte und fürchterliche Art. Der Befehlshaber, der

das Beil aufhebt, hat sich am ganzem Leibe mit Kohlen geschwärzt. Er ist so wohl als seine Beysitzer bewaffnet, die ihm nebst seiner Frau und Kindern in ihrem besten Schmucke zur Seite stehen. Nachdem er einige Zeit gesungen hat, so macht er die Absicht des gegenwärtigen Festes bekannt, und sagt alsdenn: „Ich rufe dich, großer Geist, an, daß du mir in meinem Unternehmen behülflich seyst; ich rufe auch euch, alle guten und bösen Geister, an, alle die in der Luft, über und unter der Erde wohnen, damit sie mich und meine Landsleute erhalten, und wir insgesammt nach einem glücklichen Feldzuge wieder in unser Land zurück kommen mögen." Alle Anwesende rufen darauf ho! ho! Wenn der Gesang geendigt ist, so fängt das Oberhaupt den Tanz Athonront an, und schlägt dabey mit seiner Streitkolke beständig an einen Pfosten der Cabane. Während der Zeit, als er tanzet, rufen die andern beständig he! he! Jeder von denen, die mit ins Feld gehen, schlägt, so bald die Reihe an ihn kommt, ebenfalls an den Pfosten, und tanzt auf gleiche Weise. Hierdurch geben sie öffentlich zu erkennen, daß sie den gegenwärtigen Feldzug mitmachen wollen. Bey dieser Gelegenheit müssen diejenigen, die sich bey den vorhergehenden Kriegen schlecht aufgeführt haben, allerhand Beschimpfungen erdulden. Diese Beschimpfung besteht darin, daß sie ihnen Asche auf den Kopf streuen. Andere machen mit ihren Waffen ein Geräusch, und stellen sich, als wenn sie den Anwesenden zu Leibe gehen wollten. Dieses ist aber bloß denen er-

laubt, die öftere Proben der Tapferkeit abgelegt haben; die andern aber, die durch das Bestreuen mit Asche eine Art der Beschimpfung erduldet haben, müssen den Tapfern Geschenke geben, und ihre Schande damit bedecken. Wenn dieses nicht geschieht, so hat der andere das Recht, sie öffentlich für Taugenichts zu erklären. Dieses Fest wird viele Tage wiederhohlet. Man beschenkt das Oberhaupt, und dieses macht sich durch sein Wort anheischig, gibt auch wohl ein Pfand dagegen, daß alle diejenigen, die ihm etwas geschenkt haben, etwas von den Gefangenen bekommen sollen, und sollten es auch nur einige Hauptheaare seyn.

Nunmehr macht jeder Anstalt, sich zum Feldzuge zu rüsten. Ehemahls hatten sie die Gewohnheit, ehe sie den Krieg anfingen, ihn auch mit einer gewissen Feyerlichkeit zu erklären. Sie richteten auf der gangbarsten Straße des feindlichen Gebiethes einen Pfeil auf, an dessen Spitze sie eine Flocke Baumwolle, oder Wolle, hefteten. Verschiedene Völker des mitternächtigen Amerika bedienen sich anstatt des Pfeils einer schwarz und roth angestrichenen Keule. Doch diese Art einer förmlichen Kriegserklärung ist heut zu Tage etwas Seltenes. Denn da sie über die Gerechtigkeit ihrer Sache eben nicht sonderlich gewissenhaft sind, so halten sie sich auch bey Beobachtung der Feyerlichkeiten nicht viel auf, sondern da sie nur bedacht sind, ihre Feinde zu überwältigen, so suchen sie solche zu überrumpeln, und ihnen, wenn sie am wenigsten daran denken, über den Hals zu fallen.

Da die Wilden keine beständige Miliz auf den Beinen haben, auch von eigentlicher Werbung der Soldaten nichts wissen, sondern lauter freywillige Streiter haben; so müssen wir nun auch sagen, auf was für Art sie ihre Mannschaft, die in den Krieg ziehen soll, zusammen bringen. Wenn das Beil aufgehoben, das heißt, der Krieg erklärt ist, so sucht ein jeder Kriegsoberster seine Leute zusammen zu bringen, und dieses fällt ihnen auch nicht schwer; denn Krieg ist so zu reden ihre ganze und einzige Profession. So bald er sie beysammen hat, so gibt ihm ein jeder ein gewisses Zeichen, wodurch er sich anheischig macht, bey ihm treu zu bleiben. Dieß hat eben die Kraft, als wenn bey den Europäern ein Soldat bey der Fahne schwört. Dieses Zeichen ist ein geschnitztes Stück Holz, welches röthlich angestrichen ist. Jeder Kriegsmann bezeichnet das seinige mit einem gewissen Merkmahle, oder unterscheidender Figur. Das Oberhaupt behält solches, so lange die Verbindung, in welcher seine Soldaten mit ihm stehen, dauert. Diese Verbindlichkeit ist sehr fest. Man sollte zwar denken, daß Völker, denen eine unbändige Freyheit das höchste Gut ist, deren Oberhäupter in einem Ansehen ohne Zwang stehen, sich eben kein Bedenken daraus machen würden, ihr gegebenes Wort zurück zu ziehen: allein hierin sind sie sehr strenge, und wenn einer einmahl sein Zeichen von sich gegeben hat, und hernach zurück geht, so hat jeder Hausvater das Recht, ihn zu tödten. Wenn aber einer gefährlich verwundet ist, so gibt ihm der Kriegsoberste sein Zeichen selbst zurück, und alsdenn

ist er von seiner Verbindlichkeit frey. Dieses Gesetz wird nun zwar heut zu Tage nicht mehr so strenge beobachtet; indessen findet man doch noch hier und da die alte Strenge. Man sieht oft, daß Oberhäupter mit kaltem Blut, und ohne viele Umstände Privat-Personen den Kopf entzwey schlagen, die unter Weges ausgezogen, und den Haufen, wozu sie sich haben anwerben lassen, verlassen haben. Gleiche Strenge beweisen sie auch gegen diejenigen, die sich, ohne ein Zeichen von sich gegeben zu haben, zu dem Haufen der Krieger, als ungebethene Gäste, schlagen.

So bald die Schar beysammen ist, die den Feldzug antreten soll, so gibt ihnen der Kriegsoberste einen neuen Schmaus der von dem bey der Beschliessung des Kriegs, unterschieden ist. Hierzu wird das ganze Dorf eingeladen, und ehe noch jemand etwas Speise anrührt, so hält das Oberhaupt eine Anrede, wovon man uns folgende, als ein Beyspiel, überliefert hat. „Meine Brüder, ich weiß, daß ich nur noch ein Mensch bin; indessen ist es euch doch nicht unbekannt, daß ich den Feind oft in der Nähe gesehen habe. Wir sind geschlagen worden. Die Gebeine unsrer Brüder liegen noch unbedeckt, und schreyen wider uns. Man muß ihnen genug thun. Es waren Menschen; wie haben wir sie vergessen, und so lange auf unsern Matten ruhig bleiben können? Kurz, der Geist, der sich meines Ruhms annimmt, gibt mir ein, ich soll sie rächen. Junge Leute, fasset Muth, erfrischet eure Haare, mahlet euch das Gesicht, fül-

let eure Köcher. Unsre Wälder sollen von Kriegsliedern erschallen; wir wollen unsern Todten die Zeit verkürzen. Wir wollen ihnen melden, daß sie gerächet werden sollen.“ Auf diese Rede folgt ein Freudengeschrey. Nun geht das Oberhaupt mit seiner Streitkolbe in die Versammlung und singt. Seine Soldaten antworten ihm singend, entweder zu siegen, oder zu sterben. Ihre Lieder und Schwüre werden mit sehr bedeutenden Geberden begleitet. Alles läuft darauf hinaus, recht einig und tapfer zu seyn. Auf das Singen folgt das Tanzen. In der Mitte ist ein Pfahl aufgerichtet; dieser erinnert sie an ihre vortrefflichen Thaten. Um diesen tanzen sie herum. Zuweilen ist ihr Tanz nichts als ein stolzer, aber abgemessener Gang; noch öfters sind es lebhafte Bewegungen und Figuren, welche die Verrichtungen eines Feldzugs vorstellen. Endlich schließt eine Mahlzeit die ganze Ceremonie. Das Oberhaupt ist dabey nur ein bloßer Zuschauer mit der Pfeiffe in dem Mund; wie es denn überhaupt bey allen Schmausereyen dieser Wilden Sitte ist, daß derjenige, der sie gibt, nichts davon genießt. Dergleichen Schmausereyen werden manchmahl zwölf bis funfzehn angestellt, ehe sie in das Feld gehen.

Bis zum völligen Aufbruch der Kriegsleute gehen noch allerhand sonderbare Dinge vor, die aber bey jeder Völkerschaft so verschieden sind, daß wir aus der großen Menge nur ein und das andere anzeigen können. Bey den Irokesen thun die Ältesten von den Kriegsleuten den jungen, die noch keinen Feind gesehen haben, alle Beleidigungen

an, die sie nur erdenken können. Sie werfen ihnen heiße Asche auf den Kopf, sie schlagen sie, sie machen ihnen die heftigsten Vorwürfe, sie schimpfen sie, und treiben dieses Spiel bis auf das Äußerste. Die jungen Leute müssen alles dieses mit einer vollkommenen Unempfindlichkeit ausstehen. Das geringste Zeichen von Ungeduld würde machen, daß man einen jungen Soldaten für unwürdig erklärte, jemahls die Waffen zu tragen. Weil die Hoffnung, dem Tode zu entgehen, und an seinen Wunden geheilet zu werden, vieles zur Unterstützung des Muthes beyträgt; so braucht man auch hierzu verschiedene Hülfsmittel. Und dafür sorgen die Gaukler und Zauberer in der Nation. Einer überredet sie, er werde den Wurzeln und Pflanzen, die sie auf dem Wege sammeln, die Kraft mittheilen, allerhand Wunden zu heilen, und sogar den Todten das Leben wieder zu geben. Die Ceremonie, wie sie diese Kräuter einweihen, ist diese. Einer von den Gauklern singt; seine Collegen antworten, und man glaubt, daß durch diese Gesänge den Kräutern die Heilunskräfte mitgetheilet würden. Um ihren Gaukeleyen mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen, so macht der vornehmste Quacksalber eine Probe damit. Er läßt sich an den Lippen zur Ader, und legt sodann einige von seinen geheiligten Kräutern auf die Wunde. Er hat eine Geschicklichkeit, das Blut vorher auszusaugen, daß es niemand merkt: daher geht es ganz natürlich zu, daß das Blut aufhöret zu laufen: der leichtgläubige Indianer aber bildet sich ein, es sey eine Wirkung des geheiligten Krautes. Eine andere Probe, die er macht, ist diese. Er nimmt ein

todtes Thier, und läßt den Neugierigen Zeit genug, sich zu versichern, daß es wirklich kein Leben mehr habe. Wenn er sieht, daß alle Umstehenden davon sind, so bläst er ihm Kräuterpulver in den Rachen, wovon es sich zu bewegen scheint; es soll dieses vermittelst eines Röhrchens geschehen, welches er ihm unter dem Schwanz hinein steckt. Andere sagen, daß dieser Kunstgriff nicht dazu gebraucht werde, um andere zu verführen, sondern nur dem Volk eine Lust zu machen. Noch eine andere Gaukeley, die sie bey dieser Gelegenheit haben, ist folgende. Nach dem Schmause stellen die Gaukler Bärenhäute auf eine Art von Altar, deren Kopf grün gemahlet ist. Alle Wilden gehen vorbey, und beugen die Knie. Die Gaukler, welche die Bande führen, tragen einen Sack, welcher ihre Arzeneymittel, und alles, was sie zu ihren Verrichtungen brauchen, enthält. Ein jeder bemühet sich, sich durch außerordentliche Verdrehungen des Leibes hervor zu thun, und diejenigen, welche neue erfinden, erhalten Beyfall. Darauf tanzt jedermann mit Verwirrung nach der Trommel und der Chickukue. Unter dem Tanze stellen sich die Wilden, als wenn sie stürben; die Gaukler streuen ihnen Pulver auf die Lippen, wovon sie wieder aufstehen. Auf dieses Possenspiel, welches einige Tage dauert, folgt noch ein Opfer, ehe der Auszug vor sich geht. Der Vorsteher des Festes fängt in Begleitung zweyer Männer und zweyer Weiber an, alle Cabanen zu besuchen, und leget beyde Hände auf die Häupter der Wilden, die er antrifft. Alle Hunde, die ihnen begegnen, werden

erwürgt. Ihr Fleisch wird gekocht, und den Schutzgeistern geopfert; die Gebeine werden verbrannt.

Wir haben oben von einem Tanze, Athonront genannt, geredet, den der oberste Krieger bey der Erklärung des Kriegs thut. Jetzt wollen wir ihn ein wenig umständlich beschreiben. Alle Kriegsmänner stellen sich in zwey Reihen; zwischen diesen tanzt er in gravitätischen Schritten hindurch. So bald dieses vorbey ist, so machen sie einen Kreis, und setzen sich auf die Erde, oder vielmehr sie hucken nur auf ihren untergeschlagenen Beinen. Hier machen sie allerhand Wendungen und Verdrehungen mit ihrem Körper, ohne von der Erde aufzustehen. Hier treten vier der besten Tänzer in den Kreis, und stellen sich zwey und zwey gegen einander über. Sie machen mit ihren Streitkolben allerhand Bewegungen gegen einander, als wenn sie einander den Kopf einschlagen wollten; sie schlagen mit denselben so hart gegen einander, daß man glauben sollte, sie würden in Stücke zerspringen. Keiner macht die geringste Beugung, um dem Schlag auszuweichen; denn dieses würde die größte Beschimpfung nach sich ziehen, und wer es thäte, würde als ein Feigherziger öffentlich verachtet werden. Für die Zuschauer, die an ein solches Schauspiel nicht gewöhnt sind, ist es sehr schreckhaft; sie aber haben durch die Übung eine solche Geschicklichkeit erlangt, daß man nicht leicht ein Beyspiel hat, daß jemand beschädigt worden ist. Sie fangen erst mit kleinen Stöcken

zur Übung an, und wenn sie eine Fertigkeit erlangt haben, diese im Tanzen so zu schwingen, daß sie den Gegentänzer nicht treffen; so bedienen sie sich alsdenn der ernsthaften Waffen. Sie wissen einander mit der größten Geschicklichkeir auszupariren; denn ohne dieses dürfte manchem der Kopf entzwey geschlagen werden. Sie thun diesen Tanz so wohl zur Übung, als auch ihren Muth und ihre Gegenwart des Geistes zu schärfen, wenn sie in einem ernsthaften Gefechte einen Gegner mit solchem Gewehr bewaffnet gegen sich haben. Auf diese Art bereiten sich die Wilden durch ernsthafte und scherzhafte Auftritte zum bevorstehenden Feldzuge.

Nunmehr rücken sie ins Feld. Von einer großen Subordination, dergleichen bey den Europäischen Kriegsvölkern angetroffen wird, wissen diese Wilden nicht viel. Ordentlich ist immer über zehn Mann ein Befehlshaber; und wenn ihrer bis auf hundert sind, so wird über die andern ein General gesetzt, nicht so wohl zu commandiren, als vielmehr guten Rath zu ertheilen; denn befehlen lassen sich die Indianer nicht gern. Sie haben keine gewissen Regeln der Kriegszucht, und auch keine bestimmte Art den Krieg zu führen: sie thun ihre Angriffe auf so verschiedene Art und Weise, als es ihnen beliebt. Gemeiniglich greifen sie in fliegenden Parteyen an, weßwegen auch ihre Uniform meistens nur in einem Hemde, oder einer schlechten Decke besteht. Ihr Aufzug ist sehr possierlich. Den Abend vor dem Aufbruche nehmen die Krieger von ihren

Ältern und Verwandten, die in der Cabane zurück bleiben, Abschied. Hierbey ist dieses ein besonderes Ceremoniell, daß sie mit den Zurückbleibenden die Kleider tauschen, wobey die letztern nicht allemahl großen Vortheil haben. Ehe sie den Zug antreten, so schneiden sie ihr ganzes Haar ab, bis auf einen Schopf oben auf dem Kopfe, und reissen sich die Augenbraunen aus. Den Schopf theilen sie in verschiedene Theile, wovon ein jeder mit Knöpfchen und Federn von allerhand Figuren und Farben ausgesteift und geschmückt ist; das Ganze wird darauf zusammen genommen und geflochten, bis es oben auf dem Kopfe eine gewisse Figur bekommt. Der Kopf bis an die Augenbraunen ist roth gemahlt, und hin und wieder mit weissen Flaumfedern ausgeziert. Ihre Ohrenknorpel sind fast rund geschlitzt, und mit Zierathen behangen, auf denen gemeiniglich das Bild eines Vogels oder eines Thieres ist. Ihre Nasen sind ebenfalls durchbohrt, und mit Knöpfchen behangen, und ihre Gesichter mit verschiedenen Farben gemahlt. Auf der Brust haben sie einen Halskragen, oder ein rundes Stück von Erz, Kupfer und anderm Metall, und an einer Schnur, die um ihren Hals herum geht, hangt das schreckliche Werkzeug, das Scalpiermesser. In diesem Putze versammeln sie sich zum Aufzuge, und ihre Weiber leisten ihnen Gesellschaft. Diese helfen ihnen ihre Bagage entweder zu Land oder zu Wasser fortbringen; sie kehren aber wieder zurück, ehe es zu einer Schlacht kommt. Da der oberste Befehlshaber nur durch seinen Rath regieret, und

weder belohnen noch bestrafen kann; so kann zwar jeder Gemeine nach Belieben wieder nach Hause kehren, ohne eine Ursache davon anzugeben, jedoch macht er sich dadurch bey seinen Landsleuten verächtlich. Zuweilen läßt das Oberhaupt einen solchen Abtrünnigen seinen schweren Arm fühlen; allein die andern sehen es eben so wenig für eine Strafe an, die ihnen zur Warnung dienet, als sie sich durch das Beyspiel eines einzigen zur Nachfolge reitzen lassen. Oftmahls geschieht es auch, daß sich ein einzelnes Corps von dem ganzen Heere trennt, und nach Gefallen einen besondern Feldzug vornimmt, ohne daß es Rechenschaft darüber zu geben braucht. Kurz, die Kriegszucht ist sehr tumultuarisch. Ehe der Zug wirklich vor sich geht, so hält der Anführer am Morgen eine Anrede an seine Leute, und sagt ihnen, was diesen Tag zu thun seyn möchte; und selten widersetzt man sich ihm. Die Empfindung und Liebe des Vaterlandes wirkt so stark auf diese Indianer, daß sie gar keine Strafgesetze nöthig haben, um sie im Zaum zu halten. Denn die vornehmsten Eigenschaften, die jemanden zum Ober-Commando empfehlen können, bestehen darin, daß einer glücklich, tapfer und uneigennützig sey; und demjenigen, bey welchem sie diese Eigenschaften antreffen, gehorchen sie willig.

Nachdem die Umstände des Feldzugs sind, und nachdem er zu einer Jahrszeit geschieht, so machen sie noch besondere Zubereitungen. Gehen sie zur See, so machen sie sich ihre Canote, wo-





Reise auf dem Schnee.

von im folgenden Abschnitt gehandelt werden soll. Geschieht der Aufbruch im Winter, so versehen sie sich mit Schlitten und Raketten. Die Raketten oder Schneeschuhe dienen ihnen dazu, daß sie ungehindert über den Schnee gehen können, welches ihnen ohne dieses Hülfsmittel nicht möglich seyn würde. Die Form derselben ist elyptisch, jedoch nicht vollkommen, indem sie vorwärts eine größere Rundung haben, am Ende aber spitzig zugehen. Sie sind gemeiniglich dritthalb bis drey Fuß lang, und funfzehn bis sechzehn Zoll in ihrer größten Breite. Der Umfang bestehet aus einem in Feuer gehärteten Holz, welches gleich denen Raketten, deren wir uns beym Ballspiel bedienen, durchlöchert ist. Kleine Stöckchen, welche fünf oder sechs Zoll an beyden Enden quer durchgehen, dienen ihnen sie zu befestigen, und das vorderste ist gleichsam die durchlaufende Linie von einer bogenmäßi en Öffnung, worein man den Fuß steckt, und mit Riemen daran fest macht. Die ganze Rakette ist durch die Querhölzer in drey Abtheilungen getheilt, wovon die mittelste die größte ist. Über das vorderste Querholz hinaus geher die Spitze des Fußes, ohne solches zu berühren, als welches ihnen nur Schaden zufügen würde. An den Seiten sind kleine Löcher, wodurch die Riemen gezogen werden, die Rakette an den Fuß zu befestigen. Man steckt diese Riemen einen in den andern, als wenn man anfangen wollte, einen Knoten über die große Zehe zu knüpfen; wenn sie hernach kreutzweise über einander geschlungen sind, so werden sie in den Umfang des Bogens

zurück geleitet, und alsdenn von hinten zu über den Absatz geschlungen, von da wieder vorwärts über den Fuß geführet, und in Gestalt einer Schleife zusammen gebunden. Dieses geschiehet auf eine solche Art, daß, ungeachtet der Fuß ziemlich fest darin sitzt, er dennoch an der großen Zehe haltbar ist, und der Schuh, ohne eine Hand anzulegen, vom Fuß weggeschleudert werden kann. Man kann sich dieser Beschuhung nicht bedienen, wenn man nicht die Knie etwas einwärts biegt, und die Beine von einander sperrt. Dieses ist anfangs etwas beschwerlich, aber die Gewohnheit macht es so leicht, daß man nichts an den Füßen zu haben meint. Mit diesen Schneeschuhen laufen sie über den Schnee hinweg, ohne einzusinken, welches in den Ländern, wo an keine betretene Bahn zu denken ist, von großem Vortheil ist. Um ihr Gepäcke fort zu bringen, oder auch die Verwundeten fort zu schaffen, haben sie in Ermanglung der Wägen Schlitten. Es sind dieses zwey kleine dünne Breter, jedes einen halben Fuß breit, und sechs bis sieben Fuß lang. Die vordersten sind ein wenig erhaben, und die Seiten mit kleinen Leisten besetzt, wo man Riemen anbindet, um dasjenige zu befestigen, was man fortschaffen will. Man mag eine Ladung darauf legen, wie schwer man will, so ist ein einziger Wilder stark genug, eines von diesen Fahrzeugen vermittelst eines ledernen Riemens, der ihm über die Brust gehet, und welchen man das Halsband nennt, fort zu schaffen. Diese Schlitten vertreten bey ihnen die Stelle unserer Bagage-Wägen.

Was die Waffen anbelangt, deren sich die Nordamerikanischen Wilden bedienen, so sind es größten Theils noch eben diejenigen, die sie in den ältesten Zeiten gehabt haben, außer daß ihnen zum Theil von den Europäern Feuergewehr zugeführt worden, dessen sich einige Stämme bedienen. Sonst waren ihre Waffen Bogen und Pfeile nebst einer Art von Wurfspießen, welche mit spitzigen Knochen versehen waren; der Macanas, oder der Kopfschläger, welcher eine sehr kleine Keule von sehr hartem Holze war, deren Kopf rund, auf der einen Seite aber scharf war. Die meisten hatten keine anderen Waffen zur Vertheidigung, und wenn sie eine Verschanzung angriffen, so bedeckten sie sich den Leib nur mit kleinen leichten Bretern, oder einer Flechte von Binsen. Sie bedienten sich alsdenn auch der Beinharnische oder Armschienen von gleicher Materie. Weil aber diese Bewaffnung nicht wider das Feuergewehr schützte, so haben sie solche fahren lassen, ohne daß sie etwas gefunden, das sie an ihre Stelle setzen konnten. Die westlichen Wilden bedienten sich stets der ledernen Schilder, die sehr leicht sind, und den Kugeln widerstehen können. Man verwundert sich, daß die andern Völker diesen Gebrauch nicht von ihnen angenommen haben. Wenn sie sich Pulver und Bley anschaffen können, so verlassen sie ihre Pfeile, und sie haben zum Theil, seit dem sie die Europäer mit dem Schießgewehr bekannt gemacht haben, sehr richtig schiessen gelernt. Die Europäer haben es oft bereuet, daß sie ihnen solches zugeführet haben.

Die Bogen, die sie führen, sind von rothen Cedern und von einer andern Art Holz gemacht, und im Feuer gehärtet. Sie sind gerade und beynahe mannslang. Die Pfeile sind von Schilf, und mit den Federn einiger dicken Vögel befiedert. Anstatt des Eisens befestigen sie vermittelst eines starken Fischbeins, scharf gemachte Knochen, Steine, auch Gräten von grossen Fischen, daran, die verschiedentlich eingekerbt sind, damit die dadurch gemachten Wunden desto gefährlicher werden mögen; allein man findet nirgends, daß sie ihre Pfeile, wie die Caraiben, vergiften. Mit diesen Pfeilen füllen sie ihre Köcher an, die von Baumrinden gemacht, und mit einer gegärbten Haut überzogen sind. Ihre Streitkolbe oder Keule dienet ihnen anstatt des Degens, und bestehet entweder aus einer Baumwurzel, oder aus einem andern sehr harten Holz. Sie ist zwey oder dritthalb Fuß lang, auf den Seiten glatt gehauen, und am äußersten Ende entweder in der Breite, oder in der Rundung ungefähr von der Dicke einer geballten Faust. Sie führen auch zum Theil eine Streitaxt, die aus einem schwärzlichen Stein gemacht ist, und eine Ähnlichkeit mit den eisernen Keulen haben, deren sich bey uns die Holzhauer bedienen. Sie ist an einem Stiel befestigt; wie aber dieses geschieht, davon haben wir noch keine Nachricht. In den ältern Zeiten haben sie den Stein, woraus die Axt gemacht worden ist, an einem anderen Steine so lange gerieben, bis er die nöthige Schärfe bekommen hat. Es wurde sehr lange Zeit dazu erfordert, bis eine solche Axt zur Voll-

kommenheit gebracht wurde, deßwegen wurde sie in sehr hohem Werthe gehalten. Auf gleiche Art machten sie auch Messer von Stein, deren sie sich zum Abscheren der Haarschedel, oder dem so genannten Scalpiren, bedienten, und welches deßwegen das Scalpiermesser genannt wird, dessen Gebrauch wir unten, wenn wir von den Todesstrafen der Gefangenen reden werden, beschreiben wollen. Heut zu Tage, da ihnen von den Europäern Eisenwerk zugeführt wird, bedienen sie sich anstatt der beyden letztern Stücke eiserner Beile und Messer, und hier und da trifft man noch steinerne an, die als rare Überbleibsel des Alterthums aufbehalten werden. Zur Beschützung haben sie auch zuweilen Panzer. Diese bestehen aus einem Haufen zusammen gewebter Hölzer, oder Schilfstängel, die nach einer gemessenen Lage abgeschnitten, und eines neben das andere dicht befestiget, auch mit kleinen aus Hirschhäuten geschnittenen Riemen zierlich durchflochten, und künstlich verstrickt sind. Diese Panzer halten gegen alle mit Knochen oder Steinen gespitzten Pfeile die Probe, gegen Eisen aber und Feuergewehr sind sie ganz untauglich.

Die Wilden haben auch eine Art von Fahnen, um einander zu erkennen, und sich zusammen zu halten. Es sind dieses kleine rund geschnittene Stückchen Rinde, worauf sie das Kennzeichen ihrer Völkerschaft oder ihres Fleckens graben; dieses stecken sie oben auf eine Stange. Ist die Partey zahlreich, so hat eine jede Familie ihre mit ihrem unterscheidenden Zeichen bemerkte Fah-

ne. Die Waffen sind auch manchmahl mit verschiedenen Figuren, und zuweilen mit dem besondern Kennzeichen des Oberhauptes geziert, und ein jeder hat das Gesicht nach seinem eigenen Einfall mit einer entsetzlichen Figur bemahlet. Sie führen auch ihre Manitue, das ist, die symbolischen Vorstellungen ihrer Schutzgeister, mit sich. Sie thun solche in einen Sack von Binsen, der mit allerhand Farben gemahlet ist. Diesen geben sie dem Oberhaupte zur Verwahrung. Ist aber die Anzahl dieser heiligen Bilder zu groß, daß sie nicht alle in einen Sack gehen, so werden sie in viele vertheilt, und solche den Ältesten zur Verwahrung gegeben. Dieß mag nun von den Vorbereitungen zum Feldzug genug seyn; nun auf den Zug selbst.

Wenn der Tag des Aufbruches endlich erschienen ist, so versammeln sich alle Kriegsmänner, die den Feldzug mit machen, in der Cabane ihres Anführers, der beständig geschwärzt, und auf seine gewöhnliche Art bewaffnet ist. Er hält darauf eine kurze Rede an sie, tritt aus seiner Cabane, und singt sein Todtenlied. Der Haufen der Seinigen folgt ihm Mann für Mann stillschweigend nach. Die Weiber, welche mit dem Mundvorrath beladen sind, gehen voran, und erwarten sie in einer gewissen Weite vom Dorfe. So bald die Kriegsmänner aus der Umpfählung heraus sind, geben diejenigen, welche Schießgewehr haben, aus denselben eine General-Salve; diejenigen aber, die keines haben, drücken einen Pfeil ab, und schiessen ihn in die Luft. Wenn

die Kriegsleute zu den Weibern stoßen, so nehmen sie ihnen den Vorrath ab, und geben ihnen dafür ihre Röcke, sie selbst aber bleiben, so viel es die Jahreszeit erlaubt, beynahe ganz nackend. Der Kriegsoberste setzet seinen Marsch mit Singen fort, bis er das Dorf aus dem Gesichte verloren hat. So lange der Marsch dauert, so versammelt der Anführer alle Morgen seine Leute, und singt sein Todtenlied, und dieses dauert so lange, bis die Gefahr überstanden, und er wieder nach Hause gekommen ist. Bey dem Marsch trägt der Anführer selbst seinen Sack, welchen man seine Matte nennt; er hat aber das Recht, diese Last demjenigen aufzuladen, den er dazu erwählen will: und niemand versagt ihm diesen Dienst, weil eine Ehre damit verbunden ist. Es gibt dieses ein Recht der Anwartschaft auf die Befehlshaberstelle, wenn das Oberhaupt und sein Lieutenant im Kriege sterben sollten. In ihrem eigenen, oder in andern unverdächtigen Ländern brauchen sie wenig Behutsamkeit. Denn indessen, daß einige ihre Canote, oder andere Geräthschaften fort bringen, durchstreifen die andern die Wälder, und sind fast die ganze Reise über beständig auf der Jagd. Diese Jäger nehmen verschiedene Wege, zerstreuen sich von einander, und folgen verschiedenen Windstrichen, damit sie nicht bey einerley Beute auf einander stoßen. Gegen Abend aber finden sie sich wieder an dem bestimmten Orte ein, wo sie Nachtlager halten, und keiner wird leichtlich zurück bleiben. Nichts ist bewunderswürdiger, als die Einbildungskraft dieser Wilden. Es ist dieses eine Ei-

genschaft, die ihnen angeboren zu seyn scheinet. Sogar jedes Kind richtet sich von Natur, in Ansehung der Orte, wo es gewesen, oder wovon es nur reden hören, nach Morgen. In den dicksten Wäldern und bey dem dunkelsten Wetter verlieren sie niemahls ihren Stern, wie sie zu reden pflegen. Wo sie hin wollen, darauf gehen sie gerade zu, ob sie schon ein unbewohntes Land durchwandern, worin sie weder Weg noch Steg antreffen. Bey ihrer Zurückkunft haben sie alles bemerkt, und sie zeichnen, wiewohl ziemlich ungeschickt, auf Baumrinden, oder in Sand, eine Art von geographischen Rissen, die sie hernach in ihrem öffentlichen Schatz aufheben, um sich derselben im Nothfalle zu bedienen. Auf ihrem Marsch haben sie ihre Zeichendeuter bey sich, die ihnen aus allerhand Vorbedeutungen einen guten oder schlimmen Ausgang ihrer Reise wahrsagen.

Nichts ist bewundernswürdiger, als ihre Canote von Baumrinden, die sie auf ihren Reisen mit sich führen. Ihrer Zerbrechlichkeit ungeachtet, kann man große Lasten damit fortschaffen, und mit vieler Geschwindigkeit von einem Orte zum andern bringen. Sie sind von verschiedener Größe, von zwey, vier, auch zehen durch Querhölzer unterschiedenen Plätzen. Jeder Platz kann leicht zwey Ruderer in sich fassen; die beyden äußersten ausgenommen, wo nur einer Platz darin hat. Die Anlage zum Canot bestehet aus einem oder zwey Stück Baumrinden; an diese werden andere mit Wurzeln, die in- und an-

ßerhalb mit Harz bestrichen sind, dergestalt fest gemacht, daß es nur ein Stück zu seyn scheint. Weil die Rinde, woraus die Anlage besteht, nicht viel dicker, als zwey Thaler ist, so befestiget man sie inwendig mit Klammern von Cedernholz, welche der Länge nach gelegt werden, ingleichen durch Bauchstücke von eben diesem Holze, die aber weit dicker sind, und nach dem Verhältnisse der Krümmung des Canots von einem Ende zum andern neben einander gesetzt werden. Außer diesen befinden sich längs den Borden zwey Ortbalken, in welchen die Spitzen der Bauchstücke eingefügt, und die Querhölzer fest gemacht sind, die dazu dienen, um das Gebäude zusammen zu halten. Man unterscheidet daran weder Vorder- noch Hintertheil. Die beyden äußersten Enden sind einander völlig gleich, weil sie kein Steuerruder haben, sondern derjenige, der an einem Ende stehet, lenket das Schiff mit einem Ruder, oder mit einer Stange, wenn es wider den Strohm getrieben werden soll. Die Ruder sind leicht, ungeachtet sie aus hartem Ahornholz gemacht sind. Sie sind nicht leicht über fünf Fuß lang, wovon die Schaufel anderthalbe ausmacht. Ob nun gleich diese Fahrzeuge sehr bequem sind, so haben sie doch auch ihre Unbequemlichkeiten. Denn man muß mit großer Vorsichtigkeit hinein steigen, und sich sehr in Acht nehmen, daß man nicht umfalle, sondern das Gleichgewicht erhalte, wenn das Canot fortgehen will. Außerdem sind sie auch sehr zerbrechlich; denn wenn sie nur ein wenig auf dem Sande fortrutschen, oder an einen Stein

stoßen, so fangen sie gleich Wasser. Sie müssen deßwegen alle Tage mit Harz bestrichen werden. Noch eine andere Unbequemlichkeit bestehet darin, daß sie wenig Segel leiden, und diese nur bey gelindem Winde. Es ist deßwegen sehr schwer, mit dergleichen Canoten über einen See zu fahren. Sie wagen sich deßwegen nicht leicht auf die Seen, wenn sie nicht das Wetter vorher geprüft haben. Sie müssen deßwegen so nahe am Lande bleiben, als es möglich ist, oder eine Insel nach der andern suchen, ohne sich in die hohe See zu wagen. Wenn man das Ziel der Reise zu Wasser erreicht hat, so muß das Canot sogleich aus dem Wasser gebracht, und auf den Sand gelegt werden, damit es der Wind nicht zerscheitere. Ist eine Öffnung hinein gekommen, so muß sie sogleich verstopft werden; deßwegen besichtigen die Wilden, ehe sie eine Reise antreten, ihre Canote mit aller Sorgfalt. Die Algonquinischen Völker bedienen sich keiner andern Canote, es ist aber dennoch einiger Unterschied. Die Canote der Abenaquis haben keinen so erhabenen Bord; sie sind nicht so groß, auch an beyden Enden viel platter; hingegen haben die Utawawas, wenn sie auf dem St. Lorenzfluß schiffen, solche Canote, deren Spitzen hoch und aufgerichtet sind. Diejenigen Canote, mit denen sie sich auf die hohe See wagen, haben noch höhere Spitzen, damit sie die Wellen desto leichter durchschneiden können.

Diese Canote sind eine der vornehmsten Geräthschaften der Wilden; denn da das Land hier

und da mit Ströhmen durchschnitten ist, so würden sie in ihrem Zuge beständig aufgehalten werden, wenn sie nicht dieses Mittel über die breitesten Ströhme zu kommen hätten. Sie sind deßwegen so leicht, daß sie ein Mann ganz bequem forttragen kann. Man nimmt ein Bret ungefähr dritthalb Schuh lang, und zehen Zoll breit. Dieses befestigt man an einem der Querhölzer, die durch das Canot durchgehen. Dieses nehmen sie auf den Rücken, und schieben es so lange hin und her, bis sie das Gleichgewicht haben; und so können sie es leicht fortbringen. Sind die Canote etwas groß, so nehmen ihrer zwey solche auf die Schultern, und tragen sie fort. Die Waaren, welche darin sind, werden auf Tragbahren gelegt, die aus einer Art von hölzernen Rahmen bestehen, und so bequem eingerichtet sind, daß man leicht eine schwere Ladung damit fortbringen kann. Sie haben deßwegen außer den Kriegsmännern noch eine gewisse Anzahl Personen bey sich, die ihnen diese Geräthschaften fortbringen helfen.

Auf ihrem Zuge, der öfters etliche hundert Meilen weit gehet, kommen sie selten in Dörfer, sondern sie müssen an dem Orte, wo sie ein Nachtlager halten wollen, sich selbst in aller Geschwindigkeit ein Lager bereiten. Dieses ist nun in sehr kurzer Zeit aufgeschlagen. Sie setzen ihre Canote auf die Seite, damit sie sich vor dem Winde schützen können; oder sie stecken einige Zweige von Laubwerk in den Sand, und legen andere dergleichen unter ihre Matten.

Sie führen eine Menge zusammen gerollter Birkenrinden mit sich; diese sind so breit und lang, daß sie eine Art von Hütten oder Gezelten daraus machen können. Die Weiber, die sie bey sich haben, machen alsdenn Feuer, setzen den Kessel darüber, und bereiten die Speise. Haben sie keine Weiber bey ihrem Corps, so müssen die jüngsten unter ihnen sich dieser Verrichtung unterziehen. Sie haben dabey eine sehr leichte Art, Feuer hervor zu bringen. Die Algonquinen nehmen zwey Stücke Erz, und schlagen damit über eine Adlerskeule, die sammt den Federn getrocknet ist, und leichtlich Feuer fängt. Dieß ist ihr Zunder. Anstatt des Schwefels nehmen sie ein Stück faules und wohl getrocknetes Holz, das so lange brennt, bis es verzehrt ist. So bald dieses Feuer gefangen hat, so legen sie die Cedernrinde, die zu Pulver gestoßen ist, hinzu, und blasen so lange, bis es eine Flamme gibt. Eine andere Art, wie sie sich helfen, um in der Geschwindigkeit Feuer zu bekommen, ist diese: sie nehmen zwey Stücke trockenes und leichtes Cedernholz; das eine halten sie mit den Knien, und stecken das andere in ein Loch, das sie in demselben mit einem Biberzahn gemacht haben, und drehen es mit solcher Geschwindigkeit herum, daß die Materie des Holzes, durch eine Kerbe in lauter Feuerfunken, auf klein gestoßene Cedernrinde herab rollt, und dadurch Feuer macht.

So bald sich die Wilden in feindlichen Landen befinden, so bedienen sie sich aller möglichen

Vorsichtigkeit. Sie suchen nichts so sehr zu vermeiden, als ihre Feinde in offenem Felde anzugreifen, sondern suchen solche, wo möglich, wie die Katze die Maus, zu überraschen. So bald sie sich deßwegen gelagert haben, so schicken sie einen kleinen Haufen Leute aus, um die Cabanen der Jäger, die sich etwa in der Gegend befinden, aufzuheben, damit die Feinde keine Nachricht von ihrer Ankunft bekommen möchten. Wenn sie fortrücken, so suchen sie ihre Maßregeln so genau zu nehmen, daß sie zu einer solchen Zeit an den Feind kommen, wo man sie am wenigsten vermuthet, nähmlich, wenn die Mannspersonen auf der Jagd, und die Weiber auf dem Felde sind, und also niemand vorhanden ist, der ihnen die Spitze biethen kann. Der ganze glückliche Ausgang ihrer Unternehmung beruhet auf der Verschwiegenheit, und auf der Sorgfalt, ihre Ankunft verborgen zu halten. Sie suchen also die feindlichen Parteyen auszuspähen, ohne selbst entdeckt zu werden. So oft sie sich lagern, schicken sie Kundschafter auf Parteyen aus, um das Land zu erforschen. Die Merkmahle, die sie haben, sind ganz besonders. Das erste besteht in dem Geruche des Rauchs. Wenn sich einige Parteyen in den Wäldern versteckt halten, oder in ihren Hütten Feuer angemacht haben; so haben die andern eine so subtile Nase, daß sie die Gegenwart ihrer Feinde schon von weitem an dem Geruche des Feuers merken. Sie sollen einen so feinen Geruch haben, als unsre Jagdhunde, die wir zum Ausspüren des Wildes gebrauchen. Das zweyte Merkmahl, woran sie

merken, daß Feinde in der Nähe sind, sind die Fußtapfen. Auch in dieser Entdeckung sind sie scharfsichtiger, als die Europäer. Sie sehen diese Zeichen, wo sie kein Europäer entdecken würde. Gleich bey dem ersten Anblicke können sie sagen, von welcher Nation, von welchem Geschlechte sie sind; sie verstehen, Troz ihrer Wildheit, die Proportion des menschlichen Körpers, daß sie aus den Fußtapfen schliessen können, wie groß die Personen sind, die sie gemacht haben; sie können auch ungefähr die Zeit errathen, wie lange die Fußtapfen eingedruckt sind. Ob sie wirklich ein schärferes Gesicht haben, als wir Europäer, oder ob es die Wirkung einer ganz besondern Aufmerksamkeit und einer sehr langen Gewohnheit sey, daß sie oft dergleichen Beobachtungen gemacht haben, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. So viel ist indessen gewiß, daß sie sich selten in ihren Vermuthungen irren.

Die Vorsicht, die sie gegen ihre Feinde brauchen, wenden diese auch wieder gegen sie an. Damit sie nun nicht von ihnen möchten entdeckt werden, so geben sie sich eben so viele Mühe, sich zu verstecken, als jene sich geben, sie auszuforschen. Sie sezen deßwegen ihren Marsch mit aller möglichen Behutsamkeit fort. Ob sie gleich jezt Feuerröhre haben, so bedienen sie sich ihrer deßwegen doch nicht, wenn sie während des Marsches auf die Jagd gehen. Wenn sie nicht auf andere Art Wildbret bekommen können, so begnügen sie sich mit Mehlspeisen. Sie

sind darin ausserordentlich genügsam. Sie nehmen Mehl, und besprengen es mit ein wenig kaltem Wasser, oder essen es auch wohl ganz trocken, und trinken Wasser darauf, nur damit sie nicht nöthig haben, Feuer anzumachen, woraus man sie etwa entdecken möchte. Um ihre Fußtapfen, die sie etwa machen möchten, zu verbergen, bedienen sie sich folgenden Mittels. Es gehet immer einer hinter dem andern her, und der letzte bedeckt die Fußtapfen mit Laubwerk. Je näher sie an den Ort, wo sie hin wollen, kommen, so setzen sie ihre Reise bloß des Nachts fort, bey Tage aber ruhen sie. Indessen werden sie, dieser Vorsicht ungeachtet, doch manchmahl überrumpelt. Ein Hauptmangel in dem Kriegswesen der Wilden ist, daß sie niemahls Schildwachen ausstellen; denn anstatt, daß sie sich zu dieser Verrichtung untereinander aufmuntern und einander ablösen sollten, verlassen sie sich bloß auf ihre ausgeschickten Kundschafter. Sie schlafen mit solcher Sicherheit, als wenn sie zu Hause wären. Wenn sie so in unbesorgter Ruhe schlafen, werden sie gemeiniglich überrumpelt, geschlagen und zu Gefangenen gemacht.

So bald sie an die Gränzen des feindlichen Landes gekommen sind, machen sie Halte, und dieses wegen einer sehr seltsamen Ceremonie. Diese bestehet darin: am Abend halten sie einen Schmaus, und darauf legen sie sich schlafen. Beym Aufwachen gehen diejenigen, die sich erinnern einen Traum gehabt zu haben, von

einem Feuer zum andern, und singen ihr Todtenlied, in welches sie ihre Träume, aber unter räthselhaften Ausdrücken, einmischen. Ein jeder bemühet sich, sie zu errathen, und wenn es niemanden gelingt, sie zu errathen, so ist es denen, die sie gehabt haben, erlaubt, wieder nach Hause zurück zu kehren. Diese Gewohnheit ist für diejenigen, deren Herzhaftigkeit in bloßen Worten besteht, von sehr großem Nutzen, allein für das Ganze sehr nachtheilig. Hierauf werden die Manitue, oder Geister, von neuem angerufen: man ermuntert einander durch Großsprecherey, und gegenseitige Versprechungen. Endlich rückt man in des Feindes Land ein. Ist man zu Wasser gekommen, so versteckt man die Canote sehr sorgfältig. Von diesem Augenblicke darf man weder Feuer anmachen, noch schreyen, noch jagen. Man muß so stille seyn, daß man nur durch Zeichen mit einander reden darf. So soll es nach ihren Kriegsgesetzen seyn; allein diese werden nicht so genau beobachtet. Wenn die Nacht einbricht, so schickt man Bothen voraus. Kommen diese nach Verlauf von zwey bis drey Stunden zurück, ohne etwas gesehen zu haben, so legen sie sich ruhig schlafen, und die Bewachung des Lagers überläßt man den Geistern.

Nunmehr sucht man den Feind auf; so bald man ihn entdeckt hat, hält man Kriegsrath. So wild und unbändig diese Völker sind, so behalten sie doch auch hier viel Gelassenheit und kaltes Blut. Indessen rücken sie doch nicht leicht im freyen Felde zusammen, außer wenn sie es

nicht anders machen können. Man gibt zur Ursache an, daß sie es für keinen Sieg halten, wo der Überwinder sein Blut vergossen hat, und daß der vornehmste Ruhm des Überwinders darin besteht, wenn er seine Soldaten ohne Wunden, und ohne einen Mann zu verlieren, zurück bringen kann. Der Verlust eines einzigen Mannes hat für den Anführer der Partey so wichtige Folgen, daß seine Ehre und Reputation darauf steht. Sie verlangen nicht nur, daß ihr Oberhaupt tapfer und geschickt, sondern auch glücklich seyn soll. Ja, ihr Eigensinn geht so weit, daß, wenn auch einer von dem Corps eines natürlichen Todes stirbt, der ganze Credit des Oberhauptes verloren geht. Dieß kann indessen die Wirkung einer Staatsklugheit seyn, wodurch diese Anführer in der Aufmerksamkeit erhalten werden, um sie zu verhindern, ihre Mannschaft nicht ohne Noth der Gefahr bloß zu stellen. Im übrigen aber zeigen sie durch hinlängliche Proben, daß sie Muth und Herzhaftigkeit genug haben, und daß sie ihr Leben theuer zu verkaufen wissen, es sey nun, daß zwey feindliche Parteyen auf einander stoßen, oder daß sie genöthigt werden, einen in guten Vertheidigungsstand stehenden Platz anzugreifen.

Wenn sie sich zum Angriffe ordentlich gerüstet haben; so geschieht der Angriff meistens mit anbrechendem Tage, zu einer Zeit, wo man vermuthet, daß der Feind im tiefsten Schlafe liege: und man liegt die ganze Nacht auf dem Bauche, ohne die Stellung zu verändern. Die Annähe-

rung geschieht in eben der Stellung, und man kriecht auf Händen und Füßen bis ungefähr einen Flintenschuß weit von dem Orte, wo sich der sichere Feind aufhält. Alsdenn stehen sie alle auf einmahl auf. Das Oberhaupt gibt die Losung, worauf der ganze Haufe mit einem fürchterlichen Geheule antwortet. Zu gleicher Zeit drücken sie ihre Pfeile los, und um dem Feinde keine Zeit zu lassen, sich zu erhohlen, so fallen sie ihn mit dem Kopfschläger, oder Streitkolbe in der Hand, mit einer unbändigen Wuth an. In den neuern Zeiten haben sie anstatt der Kopfschläger kleine Äxte genommen, und dadurch werden die Gefechte blutiger. Sie schlagen und hauen ohne Maß und Ziel darauf los, fordern auch wohl den Feind mit trotzigen Worten heraus; sie denken aber nicht daran, Gefangene zu machen, als bis sie den Feind in voller Flucht sehen, ohne daß er das geringste Merkmahl von sich gibt, daß er sich widersetzen wolle. Wenn sie nun gewahr werden, daß sich der Feind widersetzt, oder sich in eine Verschanzung wirft; so ziehen sie sich zurück, und wenn sie es für vortheilhaft halten, so greifen sie ihn aufs neue an. Dieses erneuerte Gefecht kostet gemeiniglich viel Blut. Alle Berichte machen uns eine fürchterliche Beschreibung ihrer Gefechte. Die grausame Wildheit der Sieger, und die Verzweiflung der Besiegten, welche wissen, was für ein Schicksal auf sie wartet, wenn sie ihren Feinden in die Hände fallen, macht, daß beide so kämpfen, daß man bey der bloßen Erzählung davor zittert und bebet. So bald der Sieg ge-

wiß ist, fangen die Überwinder an, sich diejenigen vom Halse zu schaffen, die sie nur mit vieler Mühe würden bewahren können, und suchen nur die andern zu ermüden, damit sie Gefangene machen können.

Da die Wilden jederzeit ihre Canote mit sich führen, so sind sie im Falle, wenn ihnen ihr Versuch mißlingen sollte, dennoch in Sicherheit. Wenn sie ihren Feind überraschen wollen, aber dabey merken, daß sie entdeckt sind, so ziehen sie sich den Augenblick in ihre Canote zurück, und dann sind sie sicher. Übrigens aber übertreffen die Wilden in Ansehung des listigen und geheimen Überfalls alle Nationen in der Welt. Sie verstecken sich niemahls, als wenn sie gewiß wissen, daß sie sicher sind, und daß sie im Augenblick durch ihre Cameraden unterstützt werden können. Sie erreichen deßwegen meistentheils ihren Zweck, wenn nicht ihr Vorhaben durch die Menge ihrer Feinde vereitelt wird. Sie verstecken sich hinter die Bäume, und lauern auf ihre Feinde; wer seinen Feind am listigsten überfällt, ist der beste Kriegsmann. Man kann nicht genug sagen, mit welcher Geschicklichkeit sie ihr Gewehr hinter den Bäumen verbergen, und sich zugleich in Sicherheit stellen, daß sie nicht von den abgeschossenen Pfeilen getroffen werden. In ihren Wäldern trifft man ungeheuer große Bäume an, welche aus Mangel der Wurzel und vor Alter nieder gestürzt sind. Über diese können sie mit der größten Geschwindigkeit hinweg klettern. Wilde Bosheit trifft man auch häufig bey ihnen

an. Wenn sie in die Pflanzungen der Europäer einen Einfall thun, so verderben sie alles, was sie nur können. Wenn die Europäer Korn gepflanzet haben, welches nunmehr zu seiner Reife kommt, so zünden sie solches an. Die Häuser verbrennen sie, und wenn sie nicht anders dazu kommen können, so schiessen sie eine Menge Pfeile mit brennbaren Materien hinein. In der Grausamkeit haben sie gleichfalls wenige ihres gleichen. Wenn sie einen Menschen getödtet haben, so nehmen sie das Gehirn aus der Hirnschale, und tragen es als ein Siegeszeichen nach Hause. Bekommen sie einen Gefangenen, so binden sie ihn, und lassen ihn hinter sich her laufen; kann er nicht folgen, so spalten sie ihm den Kopf, und lassen ihn, nachdem sie vorher das Gehirn heraus genommen haben, liegen. Kann er ihnen aber nachfolgen, so binden sie ihn des Nachts kreuzweise auf ein dazu bereitetes Holz, und lassen ihn liegen. Bisweilen stecken sie vier Pfähle in die Erde, und binden die Gefangenen an Händen und Füßen daran, theils damit sie ihnen nicht entlaufen, theils damit sie sich nicht durch Bewachung der Gefangenen schwächen, und in dem Verfolge ihres Sieges selbst hinderlich fallen möchten. Jedoch, man trifft bey den Wilden nicht immer viehische Wuth im Treffen an, sondern auch edle Herzhaftigkeit, deren sich Europäer nicht zu schämen haben. Eine Probe davon erzählt uns Champlain, der selbst ein Augenzeuge davon war. Die Algonquinen zogen gegen die Irokesen zu Felde, und diese waren so muthig, daß sie ihnen entgegen gingen. So bald die letz-

tern ans Land gestiegen waren, so stellten sie ihre Canote am Ufer in Ordnung, damit sie solche im Nothfalle wieder besteigen könnten. So bald beyde Parteyen einander ansichtig wurden, erhuben sie ein groses Geschrey, und jedermann schickte sich zum Gefechte an. So bald man sich beyderseits in Ordnung gestellt hatte, schickten die Algonquinen Herolde ab, die den Irokesen ein Treffen anbiethen mußten, welches sie mit Freuden auf den folgenden Tag annahmen. Sie äußerten hierbey Gesinnungen, die demjenigen, was wir bisher von den Wilden gesagt haben, schnurstracks entgegen sind. Denn sie sagten, damit es nicht das Ansehen habe, als ob sie während der Nacht etwas Rühmliches verrichten könnten, weil ihre tapferen Thaten durch die Finsterniß verdunkelt werden könnten; so wollten sie lieber den Tag erwarten, damit sie sich recht in die Augen sehen könnten; so bald sich die Sonne am Horizont blicken lassen würde, wollten sie sich auf dem Schlachtfelde einfinden. Die Algonquinen nahmen diese Erklärung an, und in beyden Lägern wurde die Nacht mit Absingung des Todtenliedes zugebracht. Sie ermangelten nicht beyderseits alles mit einzumischen, was zur Verachtung des Feindes gereichen konnte; denn sie waren beyderseits des Sieges gewiß. Kaum war der Tag angebrochen, so rückten die Irokesen aus ihren Verschanzungen hervor. Sie waren beynahe acht hundert Mann stark, und rückten mit langsamen Schritten, und einer überlegten Herzhaftigkeit an. An ihrer Spitze gingen drey Anführer, die drey große Federbüsche führ-

ten; hieran konnte man sie in den Angriffen unterscheiden. Diejenigen von der andern Partey stellten sich ebenfalls in Ordnung, und ruckten an. Die Irokesen machten eine kleine Zeit Halte, damit sie sich von ihrem Schrecken erhohlen könnten. Beyde Theile sahen einander an, und gingen ein wenig zurück, um ihre Pfeile abzudrücken. Das Treffen nahm also in bester Ordnung seinen Anfang, und würde auf gleiche Art fortgesetzt worden seyn, wenn nicht gleich im Anfange des Treffens zwey Irokesische Anführer erschossen, und der dritte gefährlich verwundet worden wäre. Die Irokesen wurden hierdurch so niedergeschlagen, daß sie das Schlachtfeld verließen, und sich in den Wald flüchteten.

Ungeachtet die Wilden von der Tactik wenig oder gar nichts wissen, so haben sie doch etwas, wodurch sie die Ordnung in ihrem Heere erhalten. Die Oberhäupter nehmen, so viele ihrer sind, Stöcke eines Fußes lang, und unterscheiden durch andere etwas längere ihre Anführer. Hierauf gehen sie in den Wald, und machen einen Ort von fünf bis sechs Fuß ins Gevierte, auf welchem der Anführer alle Stöcke in einer Ordnung, wie es ihm gefällt, hinlegt. Nun ruft er seine Gefährten, und zeigt ihnen an den Stöcken die Ordnung und Reihen, die sie halten sollten. Die Wilden sehen die Stellung der Stöcke genau an, und beobachten hernach in ihrer Stellung wirklich die Figur, die die Stöcke gemacht haben. Sie stellen sich in Ordnung, just so, wie sie die Stöcke gestellt





Fortificirtes Dorf

gesehen haben. Um sich zu üben, laufen sie unter einander, und stellen sich hernach just wieder so, wie die Stöcke gestellt waren. Wenn sie dieses etliche Mahl hinter einander gethan haben, so können sie hernach, wenn es zum Treffen kommt, eben dieses Manöuvre machen, ohne jemand nöthig zu haben, der sie in Ordnung stellt.

Die Festungen der Wilden sind von geringer Erheblichkeit; daher wenn sie auf eine stoßen und solche belagern, so dauert es nicht lange. Die ganze Befestigung bestehet in einer Umpfählung von Holz, womit die Cabanen eingefaßt sind; manchmahl machen sie noch eine Art von Brustwehren herum, die aus Stein oder Balken bestehen; leidet es die Lage des Orts, so machen sie einen Graben, der mit Wasser angefüllet ist. Nach dieser Befestigungsart richtet sich auch der Angriff und die Vertheidigung. Verschlagenheit und List paaret sich hier mit Tapferkeit und Stärke. Die Belagerer wenden alle mögliche Mühe an, die Wachsamkeit der Belagerten zu hintergehen, und alle Hindernisse zu übersteigen. Verstellung, falsche Angriffe, muthige und unerwartete Ausfälle, werden von beyden Theilen wechselsweise ausgeübet. Da die ganze Befestigung aus lauter Holzwerk bestehet, und die Cabanen gar nur aus Baumrinden gemacht sind; so ist das leichteste Mittel, sich einer solchen hölzernen Festung zu bemeistern, wenn man sie in Brand schiesset. Und dieses erfordert bey den Wilden wenig Kunst. Die Belagerer führen eine Menge brennende Pfeile mit sich,

deren sie sehr wenige nöthig haben, wenn ihnen nur der Wind ein wenig zu Statten kommt, das ganze Dorf in Brand zu stecken. Wenn die Belagerten einen Hagel von Pfeilen auf sie schiessen, so gehen sie unter hölzernen Sturmdächern, die sie vor sich her tragen, ganz ohne Furcht, und nähern sich bis an den Fuß der Umpfählung. Diese hauen sie entweder mit ihren Beilen um, oder verbrennen sie, oder schliessen sie durch eine andere Umpfählung ein, wodurch es ihnen leicht wird, solche zu übersteigen. Nichts ist aber dem traurigen Schicksale gleich, welches einem solchen Dorfe bevor stehet, wenn es eingenommen wird. Der roth und schwarz gefärbte feindliche Kriegsmann, der durch seinen Anblick schon Furcht und Schrecken einjagen kann, und durch den glücklichen Erfolg seiner bisherigen Unternehmungen aufgeblasen ist, rennet als ein Besessener durch alle Cabanen, singet sein Triumphlied, und trotzt den Überwundenen durch ein lästervolles Geschrey. Alles, was unter seine Hände kommt, wird ein Opfer seiner Grausamkeit; alles wird von ihm in Feuer und Flammen gesetzt. Seine Raserey hört nicht eher auf, als bis er gänzlich ermüdet ist; sein Witz wendet alle Kräfte an, wie er seine Grausamkeit auf eine empfindliche Art ausüben kann. Die Belagerten wissen gar wohl, was sie für ein Schicksal zu gewarten haben, wenn sie dem Sieger in die Hände fallen sollten. Sie wehren sich also bis zur Verzweiflung, und wollen sich lieber unter der Asche ihres Dorfes begraben lassen, als in die Hände eines unerbittlichen Siegers fallen.

Sie werden durch die Begierde zur Rache nicht weniger, als durch die Verzweiflung angetrieben, und brauchen alles, was ihnen in die Hände fällt, zu Waffen. Sie lassen auch nicht eher nach, als bis sie entweder gänzlich übermannt, oder in solche Umstände versetzt worden sind, daß sie sich nicht mehr wehren können. Alsdenn müssen sie sich es gefallen lassen, wie der Sieger mit ihnen umgehen will.

Gemeiniglich machen die Überwinder in einem eroberten Dorfe mehr Gefangene, als im freyen Felde. Wenn sie sie nun nicht fortbringen können; so befiehlt ihnen die Staatsklugheit, solche auf alle mögliche Art zu verhindern, daß sie nicht wieder empor kommen, und sich in einen neuen Vertheidigungsstand setzen können. Diejenigen also die sie nicht fortbringen, noch sonst brauchen können, opfern sie ihrer Grausamkeit auf. Die Alten, welche Mühe haben würden, ihre Sprache zu lernen, und Alters halber unbrauchbar sind; die Anführer und Vorsteher, von denen sie etwas Schlimmes zu befürchten zu haben glauben, wenn sie entwischen würden; die Kinder, nebst den Gebrechlichen, die ihnen auf der Reise nur beschwerlich fallen würden; alle diese müssen ein Schlachtopfer ihrer Grausamkeit werden. Sie verbrennen sie zum Theil noch auf dem Wahlplatze, zum Theil etliche Tage hernach.

Solche Belagerungen aber nehmen sie nur vor, wenn sie in großen Haufen ausziehen; kleine Parteyen aber wagen sich nicht leicht bis an die Dörfer. Doch geschieht es zuweilen. Ein Iro-

lese schlich sich einst an ein solches Dorf, worin der Krieg gegen seine Nation erklärt war: er kletterte die Umpfählung ganz unvermerkt hinauf, schlug einem Wilden, den er antraf, mit der Keule den Kopf entzwey, und einen warf er zu Boden, schnitt ihm den Hals ab, und lösete beyden die mit Haaren bewachsene Haut über den Hirnschädel ab, und ging davon. Wenn solche kleine Parteyen einen von ihren Feinden erwischen können, so schlagen sie ihn todt, und machen sich geschwinde davon. Von der Kunst, die Retirade zu decken, wissen sie gar nichts; sie schleppen auch nicht mehr Gefangene mit sich, als sie bewachen können. Wenn ihnen eine Lust ankommt, einen von den Gefangenen zu verbrennen, aber keine Zeit haben, die Execution mit Ordnung und Anstand zu verrichten; so binden sie den unglücklichen Menschen an einen Baum an, und zünden einen andern, der nicht weit davon steht, an, und quälen also den Elenden damit, daß sie ihn langsam verbrennen lassen. Diese Schlachtopfer sterben in völliger Raserey, und werden entweder vom Feuer langsam verzehrt, oder sterben Hungers, wenn das Feuer nicht Kraft genug hat, ihrem Jammer ein Ende zu machen.

Wenn das Treffen entschieden, und der Feind gänzlich zum Weichen gebracht ist; so haben einige Völkerschaften die Gewohnheit, daß das Haupt der siegenden Partey seinen Kopfschläger, als ein Denkmahl des erfochtenen Sieges, auf der Wahlstatt liegen lassen muß; er zeichnet

hierauf das Zeichen seiner Völkerschaft, seiner Familie und seiner Person; er mahlet auch sein Bild darauf, mit allen den Figuren, mit denen sein Gesicht bemahlet ist. Bey andern Völkern ist die Gewohnheit, daß sie alle diese Kennzeichen auf den Stamm eines Baumes schneiden, oder mit zerstoßenen und zermalmten Kohlen, worunter einige Farben gemischt sind, auf Baumrinden mahlen, und solches als Trophäen aufstellen. Sie fügen auch einige hieroglyphische Bilder hinzu, welche den Vorbeygehenden die geringsten Umstände nicht allein von dem Treffen, sondern auch von allem, was in dem ganzen Feldzuge vorgegangen ist, anzeigen können. Das Oberhaupt erkennt man an seinen ordentlichen Kennzeichen, die Anzahl seiner Siege an so vielen Matten, die Anzahl der Gefangenen an so vielen Menschen, die einen Stock, oder Chickicdue tragen, die Zahl der Todten an Figuren ohne Kopf, so daß man Männer, Weiber und Kinder als unterschieden bemerken kann. Den Feinden, welche todt auf dem Schlachtfelde liegen, schneiden sie die Köpfe ab, und bringen solche in ihr Lager. Daselbst stecken sie sie auf die Spitzen langer Stöcke. Können sie sich aber nicht lange auf dem Schlachtfelde aufhalten, aus Furcht, die Überwundenen möchten wieder kommen, und sie angreifen; so ziehen sie denen, welche entweder wirklich todt sind, oder wenigstens dafür gehalten werden, die Haarschädel ab. Zu diesem Ende lösen sie die Haut von dem Hirnschädel über die Stirn und Ohren bis auf den hintersten Theil des Kopfes ab. Wenn sie

solche abgezogen haben, so bereiten sie sie zu, und weichen sie ein, wie sie mit den Häuten der wilden Thiere, die sie auf der Jagd fällen, zu thun pflegen. Hernach schlagen sie solche über eine runde Form, und machen sie daran fest. Sie bemahlen sie darauf mit allerley Farben, auch mit den hieroglyphischen Kennzeichen desjenigen, von dessen Haupte sie solche abgezogen haben. Das Bewundernswürdigste dabey ist, daß diejenigen, mit denen diese Operation lebendig vorgenommen wird, nicht alle daran sterben, sondern ihrer viele wieder zurecht gebracht werden. Diese Hirnfelle werden von ihnen als Beweise ihrer Tapferkeit sehr hoch geschätzt, und in ihren Cabanen als Siegeszeichen aufgehängt. Sie haben gewisse Tage, an denen ihre jungen Leute neue Nahmen und Ehrentitel, nach den Eigenschaften, die durch dergleichen Hirnfelle erprobt werden, erhalten. Ein solcher Nahme ist nach ihrer Meinung eine hinlängliche Belohnung für die Gefahren und Beschwerlichkeiten, die sie in so vielen Feldzügen ausgestanden haben.

Mit diesen Siegeszeichen beladen, treten sie nunmehr ihre Rückreise nach ihrem Dorfe an. So lange sie noch nicht außer Gefahr sind, marschiren sie sehr geschwinde. Ihre Verwundeten, die nicht gehen können, tragen sie auf Tragbahren, oder führen sie auf Schlitten, und niemand weigert sich, ihnen diesen Dienst zu leisten, wenn die Reihe an ihn kommt. Wenn sie in ihre Canote treten, so zwingen sie ihre Gefangenen zu singen, und dieser beleidigende

Triumph wird allezeit erneuert, so oft sie ihre Bundesgenossen antreffen, oder durch ihr Land gehen. Wenn sie diesen die Ehre anthun, ihre Gefangenen singen zu lassen, so müssen sie solches mit einem Schmaus bezahlen; dafür aber haben sie auch das Recht, ihren Muthwillen an den armen Gefangenen auszuüben. Auf dem Marsch wenden sie alle mögliche Sorgfalt an, ihre Gefangenen wohl zu verwahren. Bey Tage werden ihnen, wenn der Marsch zu Lande geschieht, die Arme über den Elbogen fest gebunden, und so werden sie geführt; geschieht aber die Reise zu Wasser, so werden sie am Hals und an den Armen an ein Bret in dem Canot angebunden. Ihre unangenehmste Zeit aber ist des Nachts; denn alle Nächte werden sie nackend auf die Erde geworfen; es werden Pfähle eingeschlagen, woran sie mit den Händen und ausgesperrten Füßen, in Gestalt eines Andreaskreuzes, und mit dem Hals so fest angebunden werden, daß sie sich nicht regen noch bewegen können. Es wird außer diesen noch ein anderer Pfahl eingeschlagen, und ein Strick daran befestiget, der dem armen Gefangenen etliche Mahl um den Hals herum geht, so, daß wenn er die geringste Bewegung macht, er in Gefahr steht, zu erdrosseln. Endlich werden sie auch noch um den Leib mit einem andern Stricke oder Riemen umgürtet, dessen beyde Enden derjenige, der die Aufsicht über die Gefangenen hat, während der Zeit, als er schläft, in der Hand hat, damit er sogleich erwachen möge, wenn sein Gefangener die geringste Bewegung machen wollte. Man

darf sich über die Sorgfalt, die sie anwenden, ihre Gefangenen zu bewahren, nicht verwundern; denn diese sind ja die einzige Absicht, weßwegen sie den Krieg unternommen haben. Die gezwungene Lage, in welcher diese armen Kreaturen die ganze Nacht liegen müssen, ist schon Marter genug; aber sie wird noch größer durch die vielen Mücken, die millionenweise um sie herum schwärmen, sie mit ihrem Gesumse betäuben, ihnen das Blut aussaugen, und ihnen dadurch die heftigsten Schmerzen verursachen. Je weiter sie sich von der Heimath dieser Gefangenen entfernen, desto mehr lassen sie in dieser Vorsicht nach. Sie machen den Gefangenen Hoffnung, daß ihnen das Leben geschenkt werden sollte, um ihnen desto mehr Lust zu machen, bey ihnen zu bleiben. Wie nun die Wilden in keinem Stücke Ziel und Maß halten können; so machen sie es auch hier. Sie gestatten ihnen alsdenn so große Freyheit, die schon oft für die Überwinder traurige Folgen gehabt hat. Denn nicht selten ist es geschehen, daß solche Gefangene, die nur nachlässig bewacht wurden, sich von ihren Banden los gemacht, einen Theil ihrer schlafenden Feinde todt geschlagen, sich der übrigen bemächtigt, und sie nunmehr als Gefangene zurück geführt haben.

Wenn sie nun auf diese Weise glücklich von einem Feldzuge zurück kommen; so richten sie ihren Marsch so ein, daß sie ihr Dorf erst gegen Abend erreichen. Hier liegen sie stille, und schicken etliche Mann voraus, die dem Dorfe ihre

Ankunft, und den glücklichen Ausgang des Feldzugs verkündigen müssen. So bald der Abgeordnete so nahe hin kommt, daß er das Dorf erblickt, oder glaubt, daß man ihn in demselben hören würde, so fängt er sein Todtengeschrey an, welches in dem Worte: Kohe! besteht. Dieses dehnt er so lang, als er kann, und wiederhohlet es unzählige Mahl. Dieses ist ein Zeichen, daß von seinem Haufen etliche entweder im Treffen geblieben, oder auf dem Wege gestorben sind. Dieses Geschrey ist durchdringend und sehr kläglich. Es erstreckt sich insonderheit auf dem Wasser und zur Nachtzeit sehr weit. So bald man in dem Dorfe dieses Geschrey hört, so wird alles lebendig; alles läuft den Kriegsmännern entgegen, um etwas Neues zu hören. Der Abgeordnete setzt indessen seinen Weg ruhig fort, und wiederhohlet sein Todtengeschrey; er bleibt nicht eher stehen, als bis er mitten im Dorfe ist. Hier stellen sich seine Landsleute in einem Kreise um ihn herum. Wenn er sich ein wenig erhohlet hat, so erzählt er einem von den Ältesten mit leiser Stimme, was sich auf der ganzen Reise zugetragen habe; er macht ihm die Anzahl der Verlornen, und die Art ihres Todes bekannt. Wenn nun der Älteste alles dieses angehöret hat, so macht er solches der Versammlung in einer förmlichen Rede bekannt. Die Anwesenden gehen nun nach Hause, und diejenigen, die in diesem Feldzuge Anverwandte verloren haben, beweinen solche in ihren Cabanen; ihre Freunde kommen zu ihnen, und weinen mit. Der Abgeschickte geht nun auch in seine Cabane, wenn er in dem Dorfe

zu Hause ist; ist er es nicht, so geht er in die Cabane eines Anverwandten, oder eines, der mit ihm in dem Bündnisse der Gastfreyheit steht. Hier wird ihm zu essen vorgesetzt, und er erzählt die Begebenheiten seiner Reise nach allen kleinen Umständen. An dem erlittenen Verluste nimmt das ganze Dorf Antheil. Und nun, wenn die Todten erst beweinet sind, überläßt man sich der Freude über den erhaltenen Sieg, und macht solchen durch ein Freudengeschrey dem ganzen Dorfe bekannt. Dieses Siegesgeschrey ist alsdenn doppelt lebhaft, wenn von den Überwindern niemand in dem Treffen geblieben ist. Der Abgeordnete spricht zwar auch das Wort Kohe aus; aber er dehnet es nicht so lang, sondern es wird kürzer und freudiger ausgerufen. Die Ältesten schicken den Kriegsmännern einige Leute entgegen, die ihnen zur glücklichen Vollendung des Feldzugs Glück wünschen. Auch gehen die jungen Leute und die Weiber den Kriegern entgegen, und bringen ihnen Erfrischungen. Bey vielen Völkerschaften beschäftigt man sich anfänglich nur damit, diejenigen zu beweinen, die man verloren hat. Der Abgeordnete bringt nichts als Todtengeschrey hervor. Man geht ihm nicht entgegen; bey seiner Ankunft aber findet er sie alle beysammen; er erzählt ihnen die Verrichtungen des Feldzugs in wenigen Worten; das Dorf beweinet einige Tage lang ihre Todten; alsdenn kündigt man durch ein anderes Geschrey den Sieg an; man trocknet sich die Thränen ab, und überläßt sich der Freude.

Nunmehr erfolgt der Tag des triumphirenden Einzugs. Die Kriegsmänner entschlagen sich ihrer Gefangenen, als wenn sie kein Recht mehr über sie hätten; sie ziehen ganz allein in das Dorf, einer hinter dem andern, so wie sie ausgezogen sind; jedoch ohne Gesang, ohne Anstrich, auch wohl in zerrissener Kleidung, gleichsam als Leute, die von einer weiten Reise gekommen sind. Man legt ihnen dieses als eine Bescheidenheit und Uneigennützigkeit aus. Die Häupter gehen anfänglich allein in den Flecken, ohne das geringste Zeichen ihres Sieges; sie beobachten ein tiefes Stillschweigen, begeben sich in ihre Hütten, und bezeigen nicht den geringsten Anspruch auf die Gefangenen. Dieses ist die Gewohnheit bey den Irokesen. Bey einigen andern Völkern im Gegentheil marschiret das Oberhaupt an der Spitze seiner Truppen mit dem Ansehen eines Siegers. Sein Lieutenant folgt ihm, und hat einen Ausrufer vor sich her gehen, welcher das Todtengeschrey anfängt. Die Kriegsleute folgen ihm Paar und Paar. So bald die Krieger erscheinen, gehen ihnen fünf bis sechs wohlgekleidete junge Leute entgegen; die zwey ersten gehen mit einem Calumet singend voraus, um die Gefangenen aufzusuchen, die hinter den Kriegsleuten her in die Cabanen geführt werden, wo sie ihr Urtheil empfangen sollen.

Zu diesem triumphirenden Einzuge sind unterdessen die Gefangenen zubereitet worden. Mit Anbruch des Tages haben sie neue Kleider bekommen; ihre Angesichter sind roth und schwarz

gemahlt worden; man setzt ihnen Kronen von erhabenen Federn auf; in die linke Hand wird ihnen ein weisser mit Schwanenhaut überzogener und mit Hirschschwänzen behängter Stock, gleich einem Commandostabe, in die Hände gegeben. Alles dieses geschieht, um sie gleichsam als die Anführer der überwundenen Nationen vorzustellen, damit die Ehre des Triumphs desto grösser sey. Hier bemerkt man schon den Unterschied der Gefangenen; denn diejenigen, denen das Leben geschenkt werden soll, und die also in die Familien aufgenommen werden sollen, werden ganz frey hingestellt; ihre neuen Anverwandten stehen in einer gewissen Entfernung, und nehmen sie in Empfang, um sie in ihre Cabanen zu führen. Die andern aber, die bereits zum Tode bestimmt sind, oder deren Schicksal wenigstens noch nicht entschieden ist, werden als Schlachtopfer geschmückt, und alsdenn der Wuth des Pöbels preis gegeben. Die Weiber, die den Kriegsleuten Speise vor das Dorf entgegen bringen, sind die ersten, die ihren Muth an ihnen kühlen. Hat nun ein solches Weib in dem letzten Treffen etwa ihren Mann, ihren Sohn, oder sonst eine geliebte Person verloren, sollte es auch vor dreyßig und mehr Jahren geschehen seyn; so wird sie eine Furie, die sich an dem ersten vergreift, den sie antrifft, und man kann sich nicht vorstellen, wie weit sie ihre Rache treibt. Alle Gesetze der natürlichen Scham und Menschlichkeit werden übertreten; ein jeder Streich, den sie diesen unglücklichen Schlachtopfern geben, würde einen fürchten lassen, er möchte tödt-

lich seyn, wenn man nicht wüßte, wie sinnreich diese Völker sind, um die Martern zu verlängern, ohne ihnen mit dem Leben ein Ende zu machen. Die größte Grausamkeit wird hier ausgeübet. Man sagt, daß die armen Gefangenen schon aus ihrer Kleidung schliessen können, was ihnen für ein Schicksal bevor stehe. Diejenigen, die den überzogenen Stab bekommen, sollen dieses als ein Zeichen ansehen, daß sie kein Recht mehr über ihr Leben haben; dieses aber wird von andern widersprochen. Genug, wenn man ihnen auf der einen Seite durch die Bemahlung des Gesichts und Aufsteckung der Federn eine scheinbare Ehre erweist; so macht man ihnen auf der andern Seite ihr Elend desto fühlbarer. Man beraubt sie ihrer Kleider; man bindet ihnen die Hände; man mißhandelt sie. Dieß ist genug, um zu wissen, daß sie nicht in die Familien aufgenommen werden sollen. So bald sie in diesem Aufzuge erscheinen, so stimmen sie bereits ihr Todtenlied an. Dieser Gesang soll etwas Klägliches, und doch zugleich auch etwas Stolzes in sich haben. Man sagt, dieses wäre der Hauptinhalt derselben: „Ich bin tapfer; ich bin unerschrocken; ich scheue nicht den Tod, noch die Martern. Diejenigen, die sich davor fürchten, sind verzagt, und geringer, als Weiber. Das Leben ist für einen herzhaften Mann nichts. Verzweiflung und Wuth mögen meine Feinde ersticken! warum kann ich sie nicht verzehren, und ihr Blut bis auf den letzten Tropfen austrinken?"

So gehet nun der Zug vor sich. Voran gehen diejenigen, die die Haarschädel der Todten auf langen Stangen tragen. Hernach folgen die Gefangenen, welche zu ihrem Gesange ein Geklapper mit ihren Schildkrötenklappern und Chickicue machen. Man läßt sie zu verschiedenen Zeiten stille stehen; man versammelt sich um sie herum; man tanzet nicht allein, sonden man läßt sie auch tanzen. Sie scheinen hierin willig zu gehorchen. Sie erzählen dabey die schönsten Thaten ihres Lebens. Sie nennen alle diejenigen, die sie erschlagen oder verbrannt haben. Sie bemerken besonders diejenigen an, von denen sie glauben, daß man ihren Verlust habe bedauern müssen. Es scheint, daß sie hierbey die Meister ihres Schicksals gegen sich aufbringen wollen. Aber diese Eitelkeit kommt ihnen theuer zu stehen; denn ihre trotzigen Prahlereyen bringen diejenigen, in deren Händen ihr Leben steht, nur noch mehr auf, und sie vermehren ihre Grausamkeit nach dem Maße, als ihre Prahlerey ihren Feinden empfindlich fällt. Wenn man nach ihrem Gesichte und nach ihren Reden urtheilen sollte; so sollte man fast glauben, sie fänden an den Martern ein Vergnügen; so heiter sehen sie aus. Ihre Feinde unterlassen aber nichts, um ihnen ihr Schicksal hart und empfindlich zu machen.

Noch auf dem Wege müssen diese unglücklichen Gefangenen oftmahls zwischen zwey Reihen von Menschen durchlaufen, die mit Stöcken und Steinen bewaffnet sind, und mit aller Gewalt auf sie zuschmeissen, als wenn sie sie umbringen

wollten; und dennoch erliegen sie nicht darunter. Ob man gleich blindlings zuschlägt, und bloß Zorn und Wuth den Arm zu regieren scheinen; so nimmt man sich doch in Acht, daß man ihnen keinen Schlag gibt, der ihr Leben in Gefahr setzen kann. So lange sie auf dem Marsche sind, hat ein jeder das Recht, ihnen allerley Schmach anzuthun. Es ist ihnen zwar erlaubt, sich zu vertheidigen; aber man kann sich leicht einbilden, was bey den Umständen, worin sie sind, die Vertheidigung ausrichten kann. Die Einwohner des Dorfs gehen ihnen eine Viertelmeile und noch weiter entgegen, und dann gehet ihre Plage von neuem an. Stein= Stock= und Faustschläge fallen wie ein Hagel auf sie zu. Kommen sie endlich in das Dorf, so führet man sie von einer Hütte zur andern, und überall begegnet man ihnen übel. In der einen reißt man ihnen einen Nagel ab, in einer andern beißt man ihnen einen Finger ab; ein Alter reißt ihnen das Fleisch von den Knochen; ein Kind zersticht sie an hundert Orten; ein Weib geißelt sie unbarmherzig, bis es müde wird. Die Kriegsleute aber legen niemahls Hand an sie, ob sie gleich ihrer Meister sind. Man kann sie auch ohne ihre Erlaubniß nicht zerstümmeln. Haben mehrere Dörfer zugleich Theil an dem Kriege gehabt, so werden sie in alle diese Dörfer geführt, und überall auf gleiche Art behandelt. Oftmahls mischt sich noch besondere Parteylichkeit und Leidenschaft in diese Vorfälle. Es will oft jemand gern einen Sclaven retten, und ihn in seine Familie aufnehmen. Wenn andere dieses merken, so suchen sie ihn

durch Verstümmelung unbrauchbar zu machen. Man verbirgt deßwegen ihre Bestimmung so viel als möglich. Wird aber das Geheimniß entdeckt, und stehen diejenigen, denen sie zugedacht sind, in einigem Ansehen; so gehen sie den Gefangenen entgegen, und führen diejenigen, die sie gern retten wollen, an der Hand neben sich her. Die Ehrerbiethung, die man für sie hat, befreyet die Unglücklichen von dem Übel, welches ihnen ohne diese Vorsichtigkeit gewiß begegnen würde. Sie sind meisten Theils, wenn sie in das Dorf kommen, so übel zugerichtet, daß das Blut überall von ihnen herab fließt.

So bald sie nun an Ort und Stelle gebracht sind, so hört die üble Begegnung auf. Sie werden in die Cabane der Rathsversammlung gebracht, worin sich die Ältesten nebst den jungen Leuten einfinden. Die Kriegsmänner kommen auch hierher, und übernehmen das Recht wieder, welches sie über die Gefangenen haben. Den Gefangenen wird zu essen gereicht; darauf müssen sie ihr Todtenlied auf Befehl der Anführer anstimmen, und die Anwesenden ergetzen. Hier widerfährt ihnen weiter nichts Böses, als daß man sie ihres Zustandes wegen verspottet. Nunmehr arbeitet man an ihrer Vertheilung, und ihr Schicksal hangt von denjenigen ab, denen sie zu Theil werden. Es wird deßwegen öffentlich in dem Dorfe ausgerufen, daß sich jedermann an den bestimmten Platz begebe, um das Schicksal der Gefangenen zu erfahren. Nachdem man sich in dem Rath besprochen hat, wem

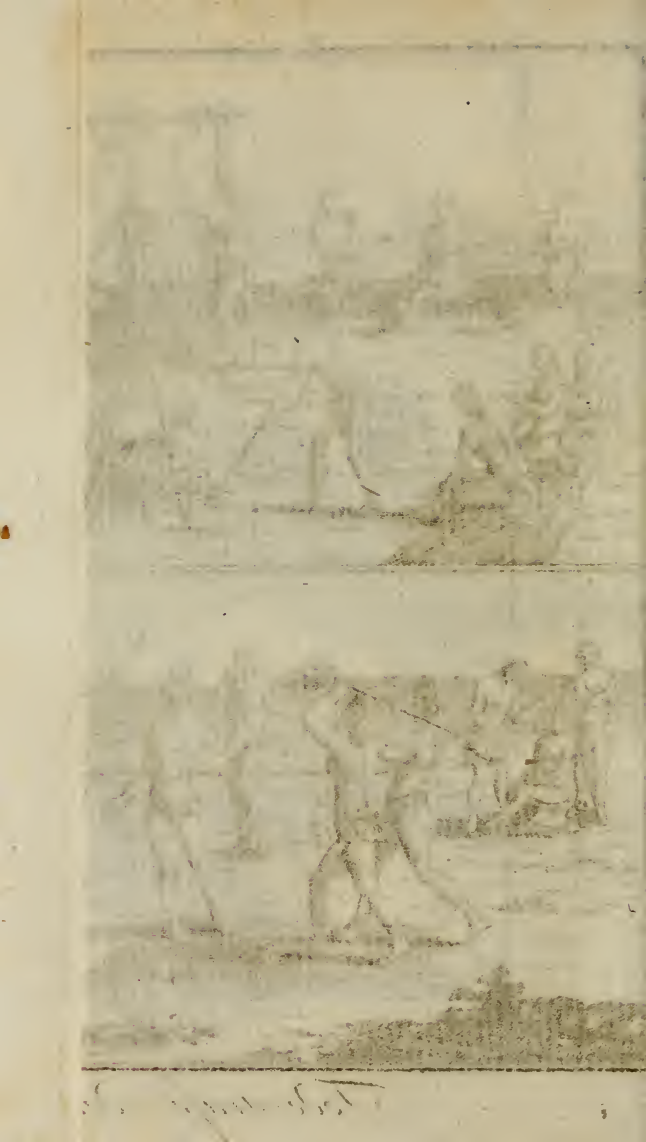
sie zu Theil werden sollen; so macht ein Ältester die Vertheilung bekannt. Zu gleicher Zeit werden auch die Haarschädel, die sie mitgebracht haben, ausgetheilt, welche diejenigen, die sie bekommen, sehr sorgfältig aufbewahren, und sich derselben bey öffentlichen Feyerlichkeiten zur Zierde bedienen. Wenn nun die Gefangenen vertheilt sind, so werden sie in die Cabanen derjenigen geführt, denen sie zu Theil geworden sind. Von den Eigenthümern dieser Hütten hangt ihr Schicksal ab, wiewohl solches oft nur einer Frauensperson, die im Kriege ihren Ehemann, Bruder oder Sohn verloren hat, überlassen wird. Geschiebt es nun, daß dem Gefangenen das Leben geschenkt wird, und er an die Stelle des Erschlagenen tritt, so ruft man ihn sogleich in die Cabane hinein; man bindet ihn los, und erweist ihm alle Merkmahle der Liebe. Er wird als Freund, Bruder oder Ehemann empfangen, und sie lieben ihn gar bald so zärtlich, als wenn er wirklich in diesem Grade der Verwandtschaft mit ihnen stände. Wird ihm aber das Leben abgesprochen, oder ist man noch zweifelhaft, was man mit ihm anfangen wolle; so muß er bis zur Entscheidung seines Schicksals vor der Thüre stehen bleiben. Hier wird ihm einstweilen zu essen vorgesetzt. Unterdessen fangen die Einwohner der Cabane ein fürchterliches Geheul an, und beweinen denjenigen Einwohner, den sie vor langer oder kurzer Zeit verloren haben, eben so sehr, als wenn er erst vor wenigen Tagen gestorben wäre. Wenn nun die wirkliche Überlieferung eines Gefangenen, zu einem oder dem andern

Schicksale geschieht; so übergeben ihn die Kriegsmänner an die Cabane selbst, und überliefern zugleich das Halsband, wodurch sie sich beym Anfange des Feldzugs anheischig gemacht haben, einen Gefangenen zu stellen; und dieß ist eine Erklärung, daß sie ihrer Verbindlichkeit ein Genüge gethan haben. Nunmehr nehmen sie auch dem Gefangenen alles vom Leibe, womit sie ihn vorher zur Verherrlichung ihres Triumphs geziert hatten. Sind mehr Gefangene da, als zur Ersetzung oder Rache der verlornen Einwohner erfordert werden; so werden die übrigen an die Bundesgenossen verschenkt. Ist ein Oberhaupt umgekommen, so muß der Verlust entweder durch ein anderes Oberhaupt, oder durch zwey gemeine Gefangene ersetzt werden; eben dieses gilt, wenn man erstern auch nur durch einen natürlichen Tod verloren hat. Die Irokesen bestimmen allezeit einige Gefangene für das gemeine Wesen, und der Rath thut deßwegen Verfügung. Indessen haben die Hausmütter das Recht, die Verfügungen wieder aufzuheben, und denjenigen das Leben oder den Tod zuzuerkennen, deren Schicksal bereits der Rath bestimmt hatte. In denjenigen Völkerschaften, wo sich die Kriegsleute nicht völlig ihres Rechts begeben, sind diejenigen, denen der Rath die Gefangenen zugesprochen hat, verbunden, solche wieder heraus zu geben, wenn es die Kriegsmänner verlangen.

Das Schicksal der Gefangenen ist nicht bey allen Völkerschaften einerley. Die Algonquinen sind hierin die härtesten. Wenn ihnen auch das



Todesstrafe der Iroquoisen.



Leben geschenkt wird, so gerathen sie doch in eine solche Sclaverey, daß sie niemahls ihres Lebens sicher sind. Die Irokesen und Huronen im Gegentheil sind darin ganz anders gesinnt. Wenn es einmahl beschlossen ist, daß einem das Leben geschenkt werden soll; so wird er gleich in die Familie desjenigen aufgenommen, dem er zu Theil geworden ist. Es hat dieses auf die Gesinnung des Gefangenen einen ungemein starken Einfluß. Die Erkenntlichkeit, die sie gegen ihre Überwinder für die Erhaltung ihres Lebens haben, macht, daß sie sich völlig in den National-Geist ihrer neuen Verwandten hinein setzen. Man sagt, daß sich die Irokesen durch diesen Staatsgriff, Trotz ihrer vielen Feinde, erhalten hätten. Ihre beständigen Kriege mit den meisten andern Völkerschaften würden sie lange aufgerieben haben, wenn sie nicht ihren Abgang durch die Gefagenen ersetzt hätten. Diese tragen alsdenn kein Bedenken, selbst gegen ihre eigenen alten Landsleute zu Felde zu ziehen. Die Ceremonien, die dabey vorgehen, sind ungefähr diese. Der Gefangene, den man aufnehmen will, wird an die Thüre der Cabane, wo er adoptirt werden soll, angebunden. Nun kommt einer von den Häuptern des Raths, und macht dem Eigenthümer des Sclaven die Gesinnungen des Senats bekannt; er bedient sich hierbey ungefähr dieser Worte: „Es ist schon lange, daß wir eines solchen, deines Anverwandten oder deines Freundes, beraubt sind, welcher die Stütze unsers Dorfes war; er muß wieder zum Vorscheine kommen; er war uns gar zu lieb, als daß wir es noch wei-

ter verschieben sollten, ihn aufleben zu lassen. Wir wollen ihn in der Person dieses Gefangenen wieder auf die Matte setzen; man gibt dir hier einen, womit du seinen Verlust ersetzen, und das Herz deines Vaters, deiner Mutter, Frau, Kinder, und dergl. reinigen kannst. Du magst ihn nun entweder von der Brühe dieses Fleisches trinken lassen, oder lieber den Todten in der Person dieses Gefangenen wieder auf die Matte setzen; du kannst es damit halten wie du willst." Selten widersetzt sich ein Wilder dem Gutachten des Senats. Man entledigt ihn sogleich seiner Bande; man ziehet ihm seine traurigen Kleider aus; man wäschet ihm mit laulichem Wasser die Farben, womit er im Gesichte beschmiert war, ab, und legt ihm reinliche Kleider an. Man verbindet seine Wunden, wenn er einige hat; man sparet nichts, daß er sein ausgestandenes Elend vergessen kann; man speiset ihn gut, kurz, man könnte denjenigen, den er, nach ihrer Sprache zu reden, wieder aufwecket, nicht besser halten. Nun empfängt er den Besuch von den Verwandten, in deren Familie er eingegangen ist. Hierauf wird das ganze Dorf zu einem Gastmahle eingeladen, und ihm der Nahme derjenigen Person beygelegt, die er vorstellen und wieder aufwecken soll. Zugleich kommen alle Freunde und Verwandte des Verstorbenen, und bezeugen ihm ihre Liebe. Wenn ein Mädchen gefangen worden ist, und auf diese Art einer Cabane zugetheilt wird, so ist es eine besondere Freude, besonders wenn ein Mangel an ihrem Geschlechte in der Cabane ist: die ganze Hoffnung der Fa-

milie beruhet auf ihr, indem sie bald Meisterinn von der Familie und den davon abhangenden Zweigen wird. Ist der Gefangene eine Mannsperson, und wird anstatt eines Vornehmen in die Familie eingenommen; so wird er selbst vornehm, wenn er anders durch seine persönlichen Dienste seinen angenommenen Stand behaupten kann. Und wahrhaftig, die Gefangenen haben Ursache, sich ihres vorigen Zustandes zu erinnern, und die Wohlthat, die ihnen erwiesen worden, zu erkennen. Wenn sie klug sind, so müssen sie suchen, sich der neuen Familie gefällig zu machen; sonst können sie die Achtung gar leicht wieder verlieren, besonders wenn die Familie zahlreich ist, und man ihrer leicht entbehren kann. Gefährlich aber ist es, wenn sie sich merken lassen, daß sie eine Anhänglichkeit an ihre ehemahlige natürliche Familie haben: denn alsdenn ist ihr Leben nicht einen Augenblick in Sicherheit.

Nunmehr eröffnet sich eine traurige Scene, da wir das Schicksal der Gefangenen erzählen wollen, die zum Tode verurtheilt sind. Man läßt sie einige Zeit in Ungewißheit, besonders wenn diejenigen, denen sie zu Theil geworden sind, nicht im Dorfe zugegen sind. Sie sind während der Zeit nicht gebunden noch gefesselt; denn man ist ihrer Person halber versichert genug. Ja man läßt sie sogar einige Vermuthung schöpfen, daß sie in eine Familie aufgenommen werden würden. Man siehet sie mit einer Art von Achtung an. Man überläßt ihnen Mädchen, die ihnen während der Zeit zum Vergnügen dienen sollen:

man mästet sie gleichsam, damit man ein recht fettes Opfer haben möge. Wenn aber die Zeit der Hinrichtung herbey kommt, so werden diejenigen, die dem unglücklichen Gefangenen geschmeichelt haben, zu Furien, und fallen von den zärtlichsten Liebkosungen in die äußersten Ausschweifungen der Wuth. Man will ihn nicht an die Stelle des Getödteten oder Verstorbenen setzen, sondern an ihm seinen Tod rächen. Man ruft den Schatten desjenigen, den man rächen will: „Komm heran, sagt man, man wird dich Geist besänftigen. Man bereitet dir einen Schmaus. Trink mit langen Zügen von der Brühe, die ich dir bereiten will. Empfange das Opfer, das ich dir durch den Tod dieses Kriegsmanns bringen will; er soll verbrannt, und in den Kessel gesteckt werden; man wird glühende Äxte bey ihm brauchen; man wird ihm das Hauptbaar abnehmen; man wird aus seiner Hirnschale trinken; du wirst dich nicht weiter beklagen." Man versichert uns, daß bey einem jeden Gefangenen diese oder dergleichen Ausrufungen geschehen. Die Gründe, wodurch sie bewogen werden, die Gefangenen hinzurichten, sind verschieden. Wenn aus einer Cabane, der sie zu Theil geworden sind, eine Person verloren worden, und sollte es auch nur ein säugendes Kind gewesen seyn, die noch in frischem Andenken ist; so ist der Gefangene unausbleiblich verloren. Nicht weniger laufen sie Gefahr, wenn ihre Jahre, Gestalt und Gemüthsbeschaffenheit nicht einnehmend sind, oder man sich von ihnen keine große Dienstleistung verspricht; oder wenn sie armseligen Cabanen zu

Theil werden, die nicht im Stande sind, sie mit Nahrung und Kleidern zu versehen. Nunmehr kommt ein Ausrufer, und kündigt ihm sein Schicksal an; er ermuntert zugleich die jungen Leute, ihre Sachen gut zu machen. Er wendet sich zu dem Gefangenen, und spricht: „Mein Bruder, fasse ein Herz, wir wollen dich verbrennen.“ Der Gefangene läßt sich dadurch so wenig aus seiner Fassung bringen, daß er ihm ganz kaltsinnig antwortet: Du thust recht. Nun erhebt sich ein Geschrey, und der Gefangene wird auf den Richtplatz geführt.

Die Todesart der Wilden in dem mitternächtigen Amerika bestehet, so viel wir wissen, darin, daß sie die unglücklichen Schlachtopfer an einen Pfahl binden, und sie mit langsamem Feuer verbrennen. Es geschieht dieses mit so viel Grausamkeit, daß es einem jeden empfindsamen Menschen Grausen erwecken muß. Indessen müssen wir die Sache anführen, wie es uns diejenigen beschreiben, die Augenzeugen davon gewesen sind. Wenn die Zeit der Hinrichtung gekommen ist, so wird der Sclave mit mancherley Farben bemahlt. Dieses ist eben so viel, als wenn bey uns einem armen Sünder der Stab gebrochen wird. Allein die Wilden sehen dieses noch als eine Ehre an, die sie dem armen Schlachtopfer erweisen. Jedermann im Dorfe wird zu diesem Trauerspiele eingeladen, welches entweder an einem freyen öffentlichen Platze, oder in einer Cabane gehalten wird. An beyden Orten wird ein kleines Gerüste aufgeschlagen, auf welchem ein

Pfahl aufgerichtet, die Feuerhaufen zurecht gemacht, und Stücke Eisen, alte Beile, Nägel, und dergleichen Materien, welche bald glühend werden, hinein geworfen. Geschieht die Execution unter freyem Himmel, so wird der Sclave an den Pfahl angebunden, doch so, daß er um denselben herum gehen kann; geschieht sie aber in einer Cabane, wo man nicht befürchtet, daß er davon laufen kann; so läßt man ihm Hände und Füße frey. Der Zusammenlauf der Menschen bey einer solchen Execution ist außerordentlich groß; und was am meisten zu bewundern ist, so erscheinet jedermann dabey mit der größten Gelassenheit, ob sie gleich wissen, daß ein Beyspiel unerhörter Grausamkeit vorgehen soll. Man setzt sich auf die ausgebreiteten Decken nieder, wie bey einer Rathsversammlung: man unterredet sich mit seinem Nachbarn über gleichgültige Dinge; man zündet seine Pfeiffe Tobak an, und raucht sie mit aller Gelassenheit. Und dieses erfordert der Wohlstand. Selbst diejenigen, die das Schicksal dieses Unglücklichen beklagen, müssen ihr Mitleiden und Empfindlichkeit verbergen, aus Furcht, es möchte ihnen als ein Verbrechen ausgelegt werden, wenn ihnen das Elend eines Menschen von einer feindlichen Nation zu Herzen ginge. Ehe die Execution angeht, singt der Gefangene sein Todtenlied. Er erzählt noch einmahl seine Thaten, und fast allezeit in schimpflichen Worten für seine Henker. Er ermahnet sie, seiner nicht zu schonen; er empfiehlt ihnen, sich zu erinnern, daß er ein Mann und guter Krieger sey, und was dergleichen mehr ist.

Bey der Execution selbst rühren ihn die Personen derjenigen Cabane, welcher der Gefangene übergeben worden ist, gar nicht an; es würde nach ihren Begriffen eine Beleidigung des Wohlstandes seyn, wenn sie die Henker desjenigen werden wollten, der in ihre Familie hätte aufgenommen werden können, wenn sie gewollt hätten. Jede Cabane hat eine Person, die verbunden ist, ihr dergleichen Dienste zu erweisen, und einen Henkersknecht derjenigen Person abzugeben, die sie verworfen haben. Diese dazu verordneten Personen machen also den Anfang mit der Marter. Sie verrichten aber diesen Dienst nicht allein, sondern so bald der Anfang gemacht worden, stellen sich andere Personen ein, die sich durch Geschenke das Vergnügen erkaufen, einen Theil des Leibes dieses Unglücklichen zu verstümmeln. Zuletzt greift jedermann zu. Nun verschwinden alle Begriffe des Wohlstandes; insonderheit ist die liebe Jugend beschäftigt, sich durch allerhand sinnreiche-Einfälle, wodurch sie die Marter des armen Menschen verlängern und vergrößern, hervor zu thun. Damit nun dieses barbarische Vergnügen desto länger dauern möge, so wird dieser unglückliche Mensch anfangs nur von weitem berührt, und man geht dabey ganz langsam zu Werke. Bey den äußersten Theilen der Hände und Füße wird der Anfang gemacht, und man steigt sodann zu den übrigen Theilen des Körpers hinauf. Einer reisset ihm die Nägel aus, ein anderer beißt ihm einen Finger aus, und metzelt ihn mit einem stumpfen Messer herunter. Der dritte nimmt diesen abgelöseten Finger, und steckt

ihn in seine angezündete Pfeiffe. So werden dem armen Menschen nach und nach alle Nägel abgesondert, seine Finger zwischen zwey Steinen zerquetscht, oder Glied vor Glied abgelöset. Ein Ort wird verschiedene Mahle mit glühenden Eisen oder Feuerbränden berührt, und zwar so lange, bis sie von dem herab fließenden Blute ausgelöscht werden. Das gebrannte Fleisch wird stückweise abgeschnitten, und von einigen in einem Anfalle von Raserey gefressen, da sich unterdessen die andern mit seinem Blute das Gesicht bestreichen. Man schindet auf diese Weise den ganzen Körper, bis nichts als das bloße Gerippe noch übrig ist.

Ehe es so weit kommt, so wird der Gefangene ein wenig in Ruhe gelassen, um sich zu größern Qualen zu erhohlen. Man bemerkt hierbey etwas Besonderes, daß viele dieser Elenden, während dieser Zwischenzeit, so ruhig einschlafen, als wenn ihnen nicht das Geringste widerführe, und erst durch das Feuer von neuem aufgeweckt werden. Nunmehr, wenn sie zur Zerfleischung des Oberleibes kommen, werden die Schmerzen heftiger, und die Grausamkeit dieser Unmenschen bekommt gewisser Maßen neue Kraft. Sie nehmen Birkenrinden, in welche Feuer gelegt ist, das eine kleine Flamme gibt, und legen ihm solche auf den Leib; oder sie machen eine Art Fackel daraus, und brennen ihm Brust und Seite damit. Ein anderes Mahl hängen sie ihm glühendes Eisenwerk als ein Halsband um den Hals, und brennen ihm beynahe alles Fleisch vom Leibe.

Auf diese Art wird der ganze Körper verbrannt, so daß nicht ein Fleck an demselben angetroffen werden kann, welcher keine Wunde wäre; das Gesicht ist verstümmelt, daß es ganz unkenntlich ist; das Fell wird ihm vom Kopf gezogen, und die über dem Hirnschädel befindliche Haut abgelöset; auf die entblößte Hirnschale wird glühende Asche und brennende Kohlen geworfen; ist der Unglückliche noch nicht todt, so binden sie ihn los, und schlagen ihn entweder mit Prügeln vollends todt, oder sie wälzen ihn so lange in der Glut herum, bis er den letzten Hauch seines Athems von sich bläst. Auch nach dem Tode ruhet die Grausamkeit dieser Wilden noch nicht. Man reißt ihm das Herz aus dem Leibe, und durchsticht es; man macht ein Geräusch, um die Seele des Verstorbenen dadurch zu nöthigen, das Dorf zu verlassen. Einige Völker haben noch die Gewohnheit, daß sie das noch übrige Fleisch von den Todten herabreissen, in einem Kessel kochen, und alsdenn in Fröhlichkeit verzehren. So endigt sich dieses traurige Schauspiel, welches vielleicht in der ganzen Menschheit seines gleichen nicht hat. So stirbt der unglückliche Gefangene, nachdem er fünf und mehrere Stunden die grausamste Marter ausgestanden hat. Man weiß nicht, ob man sich mehr über die Grausamkeit der Henker, oder über die Unempfindlichkeit, oder wie soll ich es nennen? des Gemarterten wundern soll.

Wie stellt sich der Barbar? wie grüßt er seinen Tod?

Er singt, wenn man ihn quält, und lacht wenn man ihm droht.
Die aufgewölkte Stirn rümpft weder Angst noch Schmerzen;
Die Flamme, die ihn sengt, dient ihm zum Ruhm und Scherzen.

Ja, gewiß, es ist etwas Erstaunenswürdiges, wenn man das Betragen dieser gemarterten Person ansieht. Nicht ein Laut, nicht ein Seufzer entfährt ihm; man merkt nicht die geringste Verzerrung der Miene an ihm. Man sagt sogar, daß er seinen Henkern während der Marter seine eigenen Thaten her erzähle, seinen Folterern die Grausamkeiten beschreibe, die er ihren Landsleuten angethan, ihnen mit der Rache drohe, die auf seinen Tod folgen werde, ihnen Vorwürfe über ihre Kunst zu quälen mache, und ihnen noch Vorschläge zu noch grausamern Martern thue. Wenn diese Vorstellungen nicht vergrößert sind, so übersteigen sie allen Glauben. Indessen stimmen doch alle Nachrichten darin überein, daß sie die größten Martern mit einem bewundernswürdigen Heldenmuthe überstehn. Verschiedene Reisende haben uns nicht nur ihre Beobachtungen, sondern auch ihre Reflexionen darüber mitgetheilt. Einer leitet diese Unempfindlichkeit aus der Gewohnheit der Jugend her. Man sagt, daß sich die Kinder von Jugend auf zu dergleichen Begebenheiten abhärten. Man hat Kinder gesehen, die ihre nackenden Arme in einander geschlungen, und glühende Kohlen darin getragen, und mit einander gewettet haben, wer diese schmerzhafte Übung

mit der größten Standhaftigkeit am längsten aus-stehen würde. Man erzählt uns von einem Kinde von fünf bis sechs Jahren, dessen Leib durch Unvorsichtigkeit ganz mit kochendem Wasser verbrannt worden, und welches allemahl, so oft es verbunden wurde, seinen Todtengesang mit unglaublicher Freymüthigkeit absang. Ein Anderer macht folgende Anmerkung darüber. Wenn ein Leidender mit heller Stimme singt, seinen Henkern schimpft, und ihnen drohet; so zeigt sich hierin ein wilder Stolz, der den Geist erhebt, ihn fortreißt, ihn von seinem Leiden abziehet, und ihn hindert, Empfindlichkeit blicken zu lassen. Über dieses ziehen die heftigen Bewegungen, die sie während der Operation machen, sie von der Empfindung merklich zurück; sie schwächen ihre Aufmerksamkeit, und unterdrücken das Schreyen und Weinen. Hierzu kommt noch Zorn und Verzweiflung; denn da der Gemarterte weiß, daß er keine Gnade zu hoffen hat, aber dabey Rache im äußersten Grade empfindet, so trägt alles dieses das Seine dazu bey, ihn bey den heftigsten Schmerzen unempfindlich zu machen. Hieraus läßt sich schliessen, daß dieses Betragen der Wilden nichts weniger, als wahrer Heldenmuth ist. Indessen ist diese Unempfindlichkeit bey den Wilden nicht so allgemein, daß man gar kein Beyspiel vom Gegentheile antreffen sollte. Man findet wirklich Wilde, die während ihrer Marter ein solches Geschrey machen, daß es einem, der weniger unempfindlich als die Wilden wäre, bis in die innerste Seele dringen würde; bey den Wilden aber vergrößert es nur das Vergnügen

der Umstehenden. Ein neuer Grund, warum sie die empfindlichsten Schmerzen verbeissen, ist, um ihren Feinden nicht Gelegenheit zu geben, ihren Muth zu kühlen. Daraus ist auch zu begreifen, warum sich der Leidende, so lange er sich noch regen kann, wehret. Er kann zwar nichts ausrichten: das weiß er; aber er thut es, um sein Leben theuer zu verkaufen, sich zu rächen, oder wenigstens als ein unerschrockener Kriegsmann zu sterben. Auf diese Art kann Gewohnheit, Stolz, Rache, Verzweiflung, auch die natürlichen Empfindungen unterdrücken.

Wir wollen dasjenige, was wir hier im Allgemeinen angeführt haben, durch ein besonderes Beyspiel erläutern. Ein Irokesischer Hauptmann aus dem Dorfe Onoyuth wollte in einem Treffen lieber der Gefahr trotzen, als sich durch die Flucht verunehren. Er focht lange Zeit als ein Mann, der mit den Waffen in der Hand sterben wollte. Die Huronen aber, die er vor sich hatte, wollten ihn lieber lebendig haben, und griffen ihn auch. In dem Flecken, wo er hingeführt wurde, waren gerade einige Französische Missionarien. Sie fanden ihn als einen Mann von guten Verstandeskräften, und machten sich solche zu Nutze. Wenige Tage hernach erfuhr er das gewöhnliche Schicksal der Gefangenen, und wurde mit seinen Gefährten verbrannt. Seine Standhaftigkeit setzte selbst die Wilden in Verwunderung. Weil er nicht gebunden war, so glaubte er berechtigt zu seyn, seinen Feinden alles Übel anzuthun, das er nur konnte. Man hatte ihn auf

eine Art von Schaubühne treten lassen, wo ihm das Feuer an alle Theile des Leibes durch eine so große Anzahl Feinde gebracht wurde, daß er es nicht ausstehen konnte. Er schien anfänglich ganz unempfindlich zu seyn. Da einer von seinen Gefährten, den man ganz nahe bey ihm marterte, einige Kennzeichen von Schwachheit von sich gab: so ermunterte er ihn zur Geduld, und seine Ermahnungen wirkten auch so viel, daß er das Vergnügen hatte, ihn als einen Helden sterben zu sehen. Man fiel ihn darauf mit einer solchen Wuth an, als wenn man ihn in Stücken zerreissen wollte. Er schien unbewegt zu seyn, und seine Henker wußten keinen Ort mehr, wo sie ihn recht empfindlich martern könnten. Auf einmahl fiel es einem unter ihnen ein, ihm die Haut auf dem Kopfe rund herum zu zerschneiden, und solche mit Gewalt herunter zu reissen. Er fiel vor Schmerzen nieder, ohne ein Merkmahl von sich zu geben, daß er seiner bewußt sey. Man hielt ihn für todt, und seine Henker begaben sich zurück. Einen Augenblick hernach kam er aus seiner Ohnmacht wieder zu sich, und da er niemanden mehr um sich sah, so ergriff er mit beyden Händen einen großen Feuerbrand, rief seine Henker, und forderte sie heraus. Seine Wuth setzte sie in Erstaunen, und sie erhoben ein fürchterliches Geheul. Einige bewaffneten sich mit Feuerbränden, andere mit glühenden Eisen, und fielen alle insgesammt über ihn her. Das Feuer diente ihm auf der einen Seite zur Verschanzung; er machte sich auf der andern eine von den Leitern, deren man sich bedienet hatte, um auf das Ge-

rüst zu kommen; und da er sich auf seinem Holzstoße, der zu seiner Verbrennung bestimmt war, hielt, so war er eine Zeit lang das Schrecken des ganzen Dorfes. Ein falscher Tritt, den er auf dem Gerüste that, da er eben einem Feuerbrande, der auf ihn geworfen wurde, ausweichen wollte, machte, daß er herunter fiel, und seinen Feinden aufs neue in die Hände gerieth; und diese liessen ihn das Schrecken, das er ihnen verursacht hatte, theuer genug bezahlen. Nachdem sie ihre Kräfte erschöpft hatten, ihn zu martern, warfen sie ihn in einen Haufen glühender Kohlen, und ließen ihn daselbst, in der Meinung, er würde bald ersticken. Sie irrten sich aber in ihrer Meinung. Ehe sie sich es versahen, sahen sie ihn mit Feuerbränden bewaffnet aus dem Haufen hervor steigen, und nach dem Dorfe zulaufen, als wenn er es in Brand stecken wollte. Jedermann wurde eiskalt von Schrecken, und niemand hatte dennoch das Herz, ihm entgegen zu gehen, und ihn aufzuhalten. Einige Schritte von den ersten Cabanen aber machte ein Stock, den man ihm zwischen die Beine warf, daß er zur Erde fiel; da kam man über ihn her, ehe er sich erhohlen konnte. Man schnitt ihm sogleich Hände und Füße ab, und wälzte ihn auf glühenden Kohlen herum. Endlich legte man ihn unter einen ganz brennenden Stamm von einem Baume. Darauf machte der ganze Flecken einen Kreis um ihn herum, damit jedermann das Vergnügen haben möchte, ihn brennen zu sehen. Sein Blut, welches allenthalben heraus ströhmte, löschte das Feuer aus; aber man befürchtete nichts

nichts mehr von ihm. Indessen wandte er noch seine letzten Kräfte an; er schleppte sich auf seinen Elbogen und Knien fort, und zwar mit einer solchen Lebhaftigkeit und drohenden Blicken, daß die nächst stehenden davon liefen, nicht so wohl aus Furcht, als aus Erstaunen. Ein Hurone aber ergriff ihn von hinten, hieb ihm den Kopf ab, und machte seiner Marter ein Ende.

Le Beau, der sich verschiedene Jahre lang unter den Wilden in Canada aufgehalten hatte, war ebenfalls ein Augenzeuge einer solchen Grausamkeit, die man einem Gefangenen erwiesen hatte. Es war dieses einer von der Nation der Algonquinen, der von den Huronen hingerichtet wurde. Sie hatten ihn etliche Monathe lang in der Sclaverey gehalten; da sie aber merkten, daß die Irokesen Miene machten, ihnen den Gefangenen wieder abzunehmen, so war dieses genug, sein Endurtheil zu beschleunigen. So bald das Todtengeschrey in dem Dorfe erschollen war, so brachte man den armen Gefangenen an seinen Marterort. Man richtete zwey Balken auf, stellte den Unglücklichen dazwischen, und band ihn mitten um den Leib an ein Querholz, welches man zwischen die beiden Pfähle befestigt hatte. Männer und Weiber setzten sich gelassen um ihn herum; der Gefangene aber sah sich mit einer trotzigen Miene um, und sang sein Todtenlied. Zwey Huronen knieten vor ihm nieder, und ehe er es sich versah, bissen sie ihm die Nägel von seinen Füßen ab, und das mit einer solchen Geschwindigkeit, als wenn sie sie mit einer Schere abge-

schnitten hätten. Zwey andere schnitten ihm die Finger ab, steckten sie in ihre Tobakspfeiffe, und gaben sie ihm in den Mund, um zu rauchen. Er verlangte eine Pfeiffe Tobak, aber man versagte ihm diese Erquickung. Im Gegentheile machte man eine Pfeiffe glühend, füllte sie mit Asche, worunter man einen von seinen abgebissenen Nägeln mischte, gab sie ihm in den Mund, und fragte ihn, wie es schmeckte. Der Algonquine zerbiß sie voll Zorn, sagte, daß er schon ehemahls von ihren Nägeln geraucht hätte, die ihm weit besser geschmeckt hätten. Hierdurch geriethen sie in volle Wuth, schnitten und brannten ihm ein Glied nach dem andern vom Leibe. Der Algonquine spottete ihrer nur, und sagte, daß sie die Kunst zu martern, noch bey weitem nicht verstånden; wenn sie in seine Gewalt gekommen wåren, so würde er ihnen ganz andere Martern angethan haben. Diese, um den Vorwurf der Ungeschicklichkeit von sich abzulehnen, marterten ihn über drey Stunden lang auf das entsetzlichste. Nachdem sie ihm alles Fleisch vom Leibe gerissen hatten, so schlugen sie ihm mit Steinen Arme und Beine entzwey. Sie ließen ihm in diesem Zustande eine Viertelstunde Ruhe, dann fingen sie wieder von neuem an, und rissen ihm das dicke Fleisch herab. Hier verging ihm die Geduld, er schrie erbärmlich, daß man seinem Leben ein Ende machen sollte; aber sie waren nicht nur taub gegen seine Bitten, sondern verdoppelten noch ihre Grausamkeit; sie rissen ihm mit glühenden Eisen alle Zähne aus dem Halse, schälten ihm die Haut vom Kopfe ab, goßen ihm siedendes Wasser auf

die Hirnschale, und endlich zogen sie das Seil, das er um den Leib hatte, so fest zusammen, daß seine Därme von ihm gingen: und hiermit hatte auch seine Marter ein Ende.

Wer kann diese Grausamkeiten ohne Entsetzen lesen? Das Feuer ist seit undenklichen Jahren unter den mitternächtlichen Amerikanern die gewöhnliche Strafe; dadurch suchten sie sich andern Völkern furchtbar zu machen, und sie im Zaume zu erhalten. Sie brauchen aber das Feuer nicht so wohl um ihre Gefangenen zu verbrennen; denn diese Marter würde bey weitem nicht so lange dauern, sondern vielmehr ihre Werkzeuge der Marter glühend zu machen, und diese Unglücklichen eines eben so schmerzhaften als langsamen Todes sterben zu sehen. Man kann zwar nicht in Abrede seyn, daß selbst unter den Wilden einige sind, welche Regungen des Mitleidens gegen einen solchen unglücklichen Gefangenen empfinden; aber sie dürfen es sich im Geringsten nicht merken lassen, sonst stehen sie in Gefahr, als Verräther des Vaterlandes eben so grausam behandelt zu werden. Die Wilden haben ehedem gegen die gefangenen Europäer eine gleiche Grausamkeit bewiesen; da aber diese anfingen, ihnen ein voll gerütteltes und geschütteltes Maß dagegen zuzumessen; so haben sie angefangen, nicht nur gegen die Europäer gelinder zu verfahren, sondern zeigten sich auch geneigter, in Frieden mit ihnen zu leben.

Fünfter Abschnitt.

Vom Hauswesen der Wilden.

In diesem Abschnitte wollen wir alles zusammen fassen, was von der Privat-Lebensart der Wilden zu sagen übrig ist, von ihrer Heurath, von der Kinderzucht, von der Kleidung, von ihren Wohnungen, von den Nahrungsmitteln, von ihren gewöhnlichen Beschäftigungen, von ihren Lustbarkeiten, von Künsten, die unter ihnen angetroffen werden, von Krankheit, Tod und Begräbniß. Wir werden zwar nicht von einem jeden Gegenstande mit gleicher Umständlichkeit reden können; jedoch werden wir uns bemühen, so viel als uns möglich ist, jederzeit aus den glaubwürdigsten Quellen zu schöpfen.

Wir handeln also erstlich von den Heurathen der Wilden, und den dabey vorfallenden Gebräuchen. Man hat die Nordamerikaner verschiedentlich beschuldigt, daß sie von der Ehe eben keine so gar richtigen Begriffe hätten; allein diese Beschuldigung wird von denjenigen widersprochen, welche Gelegenheit gehabt haben, sie durch den Umgang genauer kennen zu lernen. Nach ihren Berichten leben die Amerikaner nicht nur in ordentlichen Ehen, sondern die Ehe hat auch wirklich etwas Feyerliches und Heiliges unter ihnen.

So einstimmig die Berichte hierüber sind, so sehr gehen sie von einander ab, wenn von der Befriedigung der fleischlichen Triebe vor der Heurath die Rede ist. La Hontan sagt von ihnen: „Niemahls hat ein Mädchen oder ein Weib Unordnungen unter diesen Leuten angefangen. Die Männer sind keusch, und ihre Weiber auch. Die Mädchen sind närrisch, und die jungen Pursche begehen oft Narrheiten mit ihnen. Es ist ihnen erlaubt, zu thun, was sie wollen. Die Ältern, Brüder und Geschwister haben nichts wider ihre Aufführung zu sagen. Sie sagen, sie könnten nach dem natürlichen Rechte der Freyheit mit ihrem Leibe thun, was sie wollten. Die Weiber hingegen, welche die Freyheit haben, ihre Männer zu verlassen, wenn es ihnen beliebt, würden lieber sterben, als einen Ehebruch begehen." La Potherie im Gegentheile sagt, man sähe weder eine Frau noch ein Mädchen unter den Wilden, die nicht schwanger wäre, oder ein Kind an der Brust habe. Charlevoix sagt, daß die Mädchen wenig Begierde zum Ehestande hätten, weil es ihnen erlaubt sey, den Ehestand lediger Weise so lange zu treiben, als es ihnen beliebte. Noch ein anderer Reisender erzählt, daß diese Wilden sehr sparsam heuratheten, und führen zur Ursache an, weil sich die jungen Leute fürchteten, sie möchten sich durch den Umgang mit den Weibspersonen zu ihren Streifereyen und andern Beschwerlichkeiten zu sehr entkräften. Er läßt sie die Woche nur einmahl hingehen, und bey ihrem Mädchen ihr Hölzchen anzünden. So nennen sie ihre nächtlichen Ausschweifungen; denn man redet bey

Tage niemahls mit den Mädchen von Galanterie. Sie würden es von einem jungen Menschen für eine Beschimpfung ansehen, wenn er ihnen bey Tage sagte, daß er sie liebte. Da ihre Hütten Tag und Nacht offen stehen, so ist es nicht schwer, des Nachts hinein zu kommen, wenn das Feuer unter der Asche ist. Die jungen Wilden gehen hinein, zünden bey dem Feuer eine Art von Schwefelhölzchen an, und nahen sich dem Mädchen. Werden sie nicht wohl aufgenommen, so gehen sie ohne Geräusch wieder hinweg. Manchmahl erlauben sie dem jungen Menschen, sich bloß zu den Füßen ihres Bettes zu setzen, um ein Gespräch mit ihnen zu halten, und erweisen einem andern, der dazu kommt, und ihnen besser nach Geschmack ist, eine nähere Gunstbezeugung. Der Verfasser der Geschichte von Virginien sagt, daß, ob man gleich den Indianerinnen nachsage, daß sie sich einem jeden, der ihre Gunst durch Porzellan-Schnüre oder andere Geschenke erkaufe, preis gäben, so sey doch diese Beschuldigung ohne Grund; ja, wenn es sich zutrüge, daß eine Weibsperson im ledigen Stande schwanger würde, so verlöre sie unter ihren Landsleuten alle Ehre, und würde niemahls einen Mann bekommen; die Europäer hätten aus den unschuldigen Freyheiten, die sich die Indianerinnen heraus nehmen, sogleich einen Schluß auf eine unbändige Geilheit gemacht. Wie stimmt dieses aber mit den Nachrichten überein, die so viele Europäer von der übermäßigen Unzucht dieser Völker geben? So viel ist indessen gewiß, daß die nordischen Völker diesem Laster weniger ergeben sind,

als die südlichen. Bey jenen ist nicht leicht eine Nation zu finden, die ohne Ehe lebte; doch treten sie nicht immer in eine ordentliche Eheverbindung, sondern nehmen ein Weib auf eine längere oder kürzere Zeit, nachdem es ihnen beliebt, doch haben die Kinder, die sie auf solche Art erzeugen, alle Vortheile einer ordentlichen Ehe.

Einige Völkerschaften haben in Ansehung der Grade der Freundschaft ihre besondern Rechte. Bey den Huronen und Irokesen wird die Bedenklichkeit so weit getrieben, daß die Personen, die einander heurathen wollen, gar nicht mit einander vom Geblüt verwandt seyn dürfen, sogar, daß an Kindes Statt angenommene Personen von der Verheurathung in diese Familie ausgeschlossen sind. Die Kinder einer Cabane sehen ihrer Mütter Schwestern als ihre Mütter, und die Brüder derselben als ihre Väter an. Alle Kinder der Brüder und Schwestern, also Geschwisterkinder, sehen sich als Brüder und Schwestern an, und dürfen einander nicht heurathen. Doch machen sie noch einigen Unterschied zwischen den Verwandten von Seiten des Vaters, und denen von Seiten der Mutter. Die Blutsverwandtschaften sind von Seiten der Mutter zu heurathen völlig verbothen, wenn es nicht in einem so entfernten Grade geschieht, daß keine andere Verwandtschaft, als bloß aus einem Stamm entsprossen zu seyn, unter ihnen befindlich ist. Allein von Seiten der Väter sind sie schon nachgiebiger, und sehen seine Athonni, oder Verwandten, gleichsam für ihre Kinder fremd an.

Wenn der Vater aus einer andern Ehe etwa Kinder hätte, so würden diese den Kindern der ersten Ehe noch weit entfernter seyn. In den Graden der Schwägerschaft aber sind sie bey weitem nicht so eingeschränkt. Wenn bey den Huronen und Irokesen der Mann seine Frau verliert, so muß er ihre Schwester, oder, wenn sie keine hat, diejenige Person heurathen, die ihm die Familie anbiethet. Die Frau hat in Ansehung der Brüder, oder Verwandten ihres Mannes, eben diese Verbindlichkeit, wenn sie ihn durch den Tod verliert, ohne Kinder von ihm zu haben. Ein Wittwer, der sich weigern würde, die Schwester oder Anverwandte seiner verstorbenen Frau zu heurathen, würde sich die Rache derjenigen Person, die er verwirft, gewiß zuziehen. Wenn man keine Personen in der Familie hat, so nimmt es das ganze Dorf über sich, der Wittwe eine anständige Heurath zu verschaffen. Sie hat alsdenn das Recht, Geschenke zu fordern, die als Zeugnisse ihres Versprechens angesehen werden. Wo die Vielweiberey eingeführt ist, heurathet ein Mann alle Schwestern zugleich. Diese Gewohnheit scheinet auf die Meinung gegründet zu seyn, Schwestern müßten in mehrerm Verständnisse mit einander leben, als fremde. Alle Weiber, die Schwestern sind, genießen auch einerley Rechte; unter den übrigen aber macht man einen Unterschied. Man theilt sie in zweyerley Classen, wovon die von der zweyten Sclavinnen derjenigen von der ersten sind. Einige Völkerschaften haben in allen denjenigen Gegenden Weiber, wo sie die Jagd nöthigt, hin zu gehen. Dieser Mißbrauch hat

sich auch bey denjenigen Völkern eingeschlichen, die vorher nur mit einer Frau zufrieden waren. Doch herrscht in einigen Dörfern der Irokesen eine noch schändlichere Unordnung, nähmlich die Vielmännerey.

Es werden bey den Wilden wenig Ehen aus eigentlicher Zuneigung und Liebe, sondern meisten Theils aus Eigennutz und andern Absichten vollzogen. Nach den Grundgesetzen dieser Wilden sollte man beflissen seyn, die Töchter frühzeitig zu verheurathen; indem außer dem, daß die Weiber die Familien durch die Erzeugung der Kinder unterhalten, die Cabane der Frau Antheil an dem Recht hat, das ihr an der Jagd des Mannes zusteht. Die jungen Mannspersonen hat man nicht Ursache, so bald zu verheurathen; indem vor Errichtung ihres eigenen Hauswesens alle Jagden und Früchte ihres Fleißes von Rechtswegen ihrer Cabane zugehören. Die Freunde seiner Cabane müssen also nothwendig Nachtheil davon haben, wenn er sich zu einer neuen Verbindlichkeit anheischig macht: denn alles, was er erwirbt, gehört von nun an seiner Frau und ihrer Cabane. Wenn nun auch gleich die Cabane der Braut gegen diejenige, woraus ihr Mann entsprossen ist, gleichfalls einige Verbindlichkeiten hat; so sind doch die Vortheile mit denen nicht zu vergleichen, welche der neue Ehemann vor seiner Verheurathung derselben verschafft hat. Es würde indessen nach den Begriffen der Irokesen und Huronen sehr gegen den Wohlstand laufen, wenn man seine eigennützigen Absichten

zu deutlich wollte merken lassen; indessen wissen sie doch den jungen Mannspersonen so zu begegnen, daß sich diese gar leicht nach den Entwürfen der Alten richten. Obgleich alle Wilden einander gleich sind, und man also von einem Unterschiede der Stände, der einen Einfluß in die Heurathen hätte, keine Spur bey ihnen anzutreffen glauben sollte; so findet man doch bey ihnen einige Ordnungen, wo man aus einer nicht leicht in eine andere heurathet. Die erste Ordnung nennen sie die Ordnung der Isenduans, d. i. der edlen Leute, die zweyte, der Argonguesha, oder der gemeinen Leute, die dritte, der Ennaskua, oder der Sclaven, denen man entweder das Leben geschenkt hat, oder die von solchen erzeugt sind. In diesem Stücke sind die Algonquinen sehr sorgsam; allein die Irokesen gehen leicht über diese Schwierigkeiten hinweg, und sehen bey ihren Heurathen mehr auf den Nutzen, als auf einen Rang, der in der Einbildung besteht. Dennoch gibt es gewisse Cabanen, die so verschrien sind, daß nicht leicht ein Wilder aus einer andern Cabane in dieselbe heurathet. Sie sind entweder sehr arm an Einwohnern, und haben also auch nicht viele Güter; oder es sind Leute von übler Gemüthsbeschaffenheit, mit denen man nicht gern in Gemeinschaft ist.

Die Haupteigenschaften, worauf man bey Heurathen sieht, sind die persönlichen. Der Bräutigam muß tapfer, ein guter Kriegsmann und ein guter Jäger seyn; die Braut muß in einem gu-

ten Rufe stehen, arbeitsam und gelehrig seyn. Wenn sie diese Stücke antreffen, so lassen sie sich eine vorgeschlagene Partie leichtlich gefallen. Die Hauptpersonen, die sich mit der Stiftung der Heurathen abgeben, sind die Matronen einer Cabane; diese geben sich besonders damit ab, so wohl Mannspersonen als Mädchen zu verheurathen. Es wird bey ihnen für schimpflich gehalten, wenn sich ein Mädchen zur Frau anbiethet, oder anbiethen läßt. Diese Freywerberinnen müssen also die Gelegenheit wohl ablauern, wenn eine gesucht wird. Ihrer Wildheit ungeachtet haben sie dennoch Kunstgriffe genug, ihre Ware mit Schicklichkeit an den Mann zu bringen. Ein listiges Mädchen, das gern einen Mann hätte, und eine Matrone als Kupplerinn zur Seite hat, findet allemahl Gelegenheit, einen Mann auf eine schickliche Art zu fesseln. Ein junger Mensch darf dem Frauenzimmer, das er heurathen will, niemahls selbst den Antrag machen; denn dieses ist gegen die Etiquette der Wilden. Wenn eine Matrone den Plan von einer Verheurathung entworfen hat; so macht sie ihn erst den beyderseitigen Ältern bekannt. Wenn diese damit zufrieden sind, so wird erst die Mannsperson gestimmt, daß sie die angetragene Braut annimmt. Ist der Jüngling damit zufrieden, so wird in seinem Nahmen der Antrag gethan. Er braucht nicht dabey zu seyn, er darf sich nur ganz leidend verhalten; die Sache geht doch ihren Gang. In Ansehung der Braut haben sie eine wunderbare Gewohnheit. Es würde einer Jungfrau sehr nachtheilig an ihrer Ehre seyn, wenn sie gegen

einen jungen Menschen mehr Neigung blicken ließ, als gegen einen andern. Ein jeder, der um sie anhält, und den ihre Ältern billigen, muß ihr gut genug seyn. Mädchen, die Verstand genug besitzen, wissen dessen ungeachtet die Sache so einzuleiten, daß ihnen der angetragene Bräutigam nach Geschmack ist. Ohne die Achtung gegen die Ältern bey Seite zu setzen, ermangelt es ihnen nicht an Kunstgriffen, so wohl der Person, die ihnen gefällt, als auch einer Matrone, unvermerkt zu verstehen zu geben, wohin ihre Neigung gehe. Es fehlt ihnen auch nicht an allerhand scheinbaren Einwendungen, eine Person, die ihnen nicht ansteht, höflich aufzuhalten, und endlich gar zu ermüden:

Denn Mädchen, wenn sie auch das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Wenn nun die Matrone die Wahl einer Braut festgesetzt hat, und der Junggeselle damit zufrieden ist; so geschieht die förmliche Anwerbung bey den Ältern. Diese überlegen es, und wenn die Braut ihr schamhaftes Ja dazu gegeben, so ist die Sache richtig.

So bald die Heurath beschlossen ist, schicken die Verwandten des Bräutigams ein Geschenk in die Cabane der Braut. Dieses besteht in Porzellan-Schnüren, Pelzwerk, einigen Decken und andern Geräthen. Alles dieses wird den Ältern der Braut zugestellt. Von der Braut wird kein

Heurathsgut, und sonst nichts verlangt, als daß sie den Bräutigam willig annehmen möge. Diese Geschenke aber werden nicht alle auf einmahl gegeben, sondern es wird zwischen beyden Cabanen der angehenden Eheleute eine Abwechselung getroffen, die an verschiedenen Orten durch die Mode verschiedentlich bestimmt wird. Von der Zeit an, wenn die Heurath geschlossen ist, bemerkt man an den jungen Leuten eine besondere Schamhaftigkeit. Einige Berichte versichern, sie brächten an vielen Orten anfänglich ein ganzes Jahr in einer vollkommenen Enthaltung zu, um zu erkennen zu geben, daß sie einander nur aus Freundschaft geheurathet hätten; sie sagen, man würde mit Fingern auf ein junges Weib weisen, welches in dem ersten Jahre ihrer Verheurathung schwanger würde. Ob ihnen gleich die Gewohnheit, allein bey einander zu seyn, sehr große Freyheiten zugesteht; so behauptet man doch, daß bey der größten Gefahr, worin die Schamhaftigkeit seyn könnte, und selbst unter der Decke der Nacht, nichts vorgehe, wodurch der strengste Wohlstand verletzt werden könnte.

In Ansehung der Ceremonien, die bey Heurathen vorgehen, sind verschiedene Völkerschaften sehr von einander verschieden. Bey einigen Völkerschaften begnüget sich der Bräutigam damit, daß er hingeht, und sich an die Seite des Mädchens setzt. Wird er daselbst gelitten, so hält man die Heurath für geschlossen, und es gehen weiter keine Ceremonien dabey vor. Andere Völkerschaften haben schon mehrere Cere-

monien. Wenn die Parteyen einig sind, so versammelt man sich in der Hütte des nächsten Anverwandten, wo an einem bestimmten Tage ein Schmaus zurechte gemacht wird. Es kommen hier eine Menge Personen zusammen. Man singt, man tanzt, man hat andere Lustbarkeiten, wie es die Gewohnheit des Landes mit sich bringt. Nach diesem Feste gehen alle Mannspersonen weg, außer den vier ältesten Anverwandten des Bräutigams. Darauf zeigt sich die Braut in einer von den Thüren der Cabane in Begleitung ihrer vier ältesten Anverwandtinnen. Sogleich empfängt sie der älteste, und führet sie zu ihrem Ehemanne. Die beyden Brautleute stellen sich auf eine Matte, und halten ein Stäbchen, jedes an einem Ende, während der Zeit die Alten eine kurze Rede halten. In dieser Stellung reden der Bräutigam und die Braut, eines um das andere, darauf singen und tanzen sie mit einander, und halten das Stäbchen immer dabey. Endlich zerbrechen sie es in so viele Stücke, als Personen zugegen sind, und geben einer jeden eines davon. Hierauf führet man die Verheurathete wieder aus der Cabane heraus, und junge Mädchen, welche vor der Thüre warten, bringen sie nach ihres Vaters Haus, wo sie so lange wohnen bleibt, bis sie Mutter wird; alsdenn erst, und nicht eher, nimmt sie der Mann in seine Hütte. Ob er ihr nun gleich anfänglich mit vieler Achtung und Wohlstand begegnet; so läßt er sie doch bald merken, daß er Herr seyn werde. Von den Geschenken, die er ihr macht, sind einige nicht so wohl Zeichen der Freundschaft, als vielmehr Sinnbilder der

Herrschaft. Hierunter rechnen sie das Halsband, die lange und breite lederne Binde, die zum Tragen der Lasten dient, den Kessel und ein Scheit Holz. Man schenket sie der jungen Frau in der Hütte des Mannes, um ihr zu verstehen zu geben, daß sie verbunden seyn werde, die Lasten zu tragen, die Küche zu versehen, und Holz anzuschaffen. Ja bey einigen Völkern soll sogar die Gewohnheit seyn, daß die junge Frau alles nöthige Holz auf den künftigen Winter zum Voraus eintragen müsse. Wir haben schon mehrmahls Gelegenheit gehabt, die Beobachtung zu machen, daß bey den Amerikanischen Völkern das Schicksal der Weiber sehr hart sey. Und es ist es auch in der That; sie wissen sich aber durch den Antheil, den sie an Staats- und Kriegsgeschäften haben, für diese Erniedrigung wieder schadlos zu halten. Ein wunderbarer Contrast in dem Charakter dieser Völker, der aber durch die glaubwürdigsten Zeugen bestättiget wird.

Bey andern Völkern ist die Gewohnheit, daß die Angehörigen der Braut selbige insgesammt zu ihrem Bräutigam führen. Bey den Irokesen aber darf die Braut ihre Cabane nicht verlassen, sondern erwartet ihren Bräutigam darin, der sich mit Einbruch der Nacht, in Begleitung seiner ganzen Verwandtschaft, zu ihr begibt. Kaum ist er in die Hütte eingetreten, so muß er sich gerade dem Feuer gegen über auf eine Matte niederlassen. Hierauf bringt die Braut eine Schüssel mit Sagamite, wovon hernach geredet werden soll, und setzet sich an seine Seite. Sie beobachtet hier-

bey nicht nur ein tiefes Stillschweigen, sondern kehrt auch ihrem Bräutigam den Rücken zu, und hat sich aus Schamhaftigkeit mit ihrer Decke umhüllet. Der Bräutigam ißt von dem Vorgesetzten, und geht hernach wieder weg; und hierin bestehet die ganze Ceremonie. Durch die Geschenke, die der Bräutigam der Braut gibt, erkauft er sich gleichsam das Bündniß mit der Cabane seiner Braut. Wenn diese Ceremonie vorbey ist, so bringt die Braut das so genannte Ehestands-Brot in das Haus ihres Bräutigams. Sie kocht Türkischen Weitzen in ihrem Hause, und wenn er gar ist, so wickelt sie ihn in Blätter von dieser Frucht, die sie mit Fäden zusammen geheftet hat, und gibt ihm die Gestalt eines Kürbisses. Diese Art des Brotes, und noch andere Arten von dergleichen eßbaren Geschenken schickt die junge Frau ihrem Mann. Dieses sind die wesentlichen Ceremonien bey einer Heurath. Nunmehr, da sich der Bräutigam auf die Matte der Braut niedergesetzt hat, so ist dieses ein Zeichen, daß er von dem Ehebette Besitz genommen habe. Nunmehr geht der Hochzeitschmaus an. Dieser wird zwar in der Cabane des Bräutigams angestellt; aber die Braut muß die Kosten dazu hergeben, und die Eßwaaren selbst zu ihrem Manne bringen; sie selbst aber darf an den angestellten Lustbarkeiten wenig oder gar keinen Theil nehmen, weil man es sonst für eine Übertretung der Regeln der Schamhaftigkeit halten würde. Aus diesem Wohlstande der Wilden stammt unfehlbar noch eine andere Gewohnheit her, die gegen unsre Europäischen Sitten sehr merklich absticht. Die

beyden Eheleute müssen das erste Jahr nach geschlossener Heurath, ohne die Pflichten des Ehebettes zu vollziehen, mit einander zubringen. Auf die Beybehaltung dieser Gewohnheit sind die Ältern außerordentlich eifersüchtig. Es würde so gar der Antrag von etwas dergleichen eine Beleidigung für die junge Frau seyn. Obgleich die jungen Eheleute die Nacht bey einander zubringen, so geschieht es doch, ohne diesem alten Gebrauch Abbruch zu thun. Der Braut Ältern sind hierbey ungemein wachsam, und erhalten ein großes Feuer vor ihren Matten, welches ihre Aufführung beständig beleuchtet, und ihnen zum Bürgen dient, daß nichts wider die vorgeschriebene Ordnung vorgenommen werden darf. Es fügte sich einst, daß unter den Indianern, die zur christlichen Religion übergetreten waren, ein Paar einander heurathen wollten, und die Heurath wurde auch durch priesterliche Einsegnung vollzogen. Der Bräutigam wollte sich nicht mehr nach der Gewohnheit seines Landes richten, sondern sogleich die Ehe nach Europäischer Art vollziehen; die Braut aber wurde darüber so entrüstet, daß sie im geringsten nichts mehr von ihrem Bräutigam wissen wollte, und man war genöthigt, sie wieder von einander zu trennen.

Wenn die Heurath nun nach allen Formalitäten vollzogen ist, so bleiben doch die jungen Leute in der Cabane ihrer Mütter, bis sie eine neue Cabane errichten. Alsdenn ist die Frau nicht nur schuldig, ihrem Manne Nahrungsmittel zu verschaffen, und seinen Vorrath einzusammeln, wenn

er sich auf der Jagd, oder im Kriege befindet; sondern sie ist auch verbunden, den übrigen von ihres Mannes Cabane, während der Zeit, als sie ihr Feld bauen, ihr Feuer zu unterhalten. Deßwegen sind auch gewisse Zeiten bestimmt, da sie einen gewissen Vorrath Holz herbey schaffen muß; und dieses nimmt unmittelbar nach der Vollziehung der Heurath seinen Anfang. Die übrigen Weiber von der Cabane sind dabey so dienstfertig, daß eine jede etliche Bündel Reiser, oder klein gehacktes Holz in die Cabane der jungen Frau bringt. Diese erzeigt sich dadurch dankbar gegen sie, daß sie ihren Kessel aufsetzt, und ihnen Sagamite kocht. Obgleich die Frau nicht viel besser, als eine Sclavinn ihres Mannes ist; so hat sie doch auch wieder ihre besonderen Rechte. Die Kinder, die aus einer solchen Ehe erzeugt werden, gehören nicht dem Vater, sondern der Mutter zu. Jener ist für sie stets wie ein Fremder, und wird als ein Herr verehrt. So wie nun die Frau gewisse Verbindlichkeiten gegen den Mann hat, so hat auch dieser wieder seine Pflichten gegen die Frau. Er ist schuldig ihr eine Matte zuzubereiten, ihre Cabane in Bau und Besserung zu erhalten, oder eine neue zu bauen; was er das erste Jahr seiner Ehe auf der Jagd bekommt, gehört von Rechtswegen der Cabane seiner Frau; im folgenden Jahre muß er solches mit ihr theilen. Bey den Irokesen verläßt die Frau ihre Cabane niemahls, weil sie als ihr Eigenthum angesehen wird; bey andern Völkern aber darf die junge Frau nicht länger als zwey Jahre nach ihrer Verheurathung bey ihrer Schwiegermutter

wohnen. Mann und Frau leisten einander Hülfe, und machen sich das Leben so erträglich, als sie können.

Doch wird diese Eintracht manchmahl gestört, und dieser Widerwille geht so weit; daß sich Eheleute wieder von einander trennen. Die meiste Unruhe in der Ehe kommt gemeiniglich von der Eifersucht her. Sie ist beyden Geschlechtern gemein, und obgleich die Irokesen sich rühmen, daß sie über diese Schwachheit hinaus wären, so versichern uns doch die Reisenden, daß sie solche bis zur größten Ausschweifung treiben. Ein Weib, das gegen ihren Mann einen Verdacht der Untreue hegt, ist zu allen Arten des Eifers wider ihre Nebenbuhlerinn fähig, und das um so viel mehr, weil der Mann diejenige nicht vertheidigen kann, die er vorzieht, und er sich durch das geringste Merkmahl der Ahndung verunehren würde. Es ist deßwegen die Ehescheidung unter den Irokesen gar nicht ungewöhnlich. Sie waren ehedem nicht so lasterhaft, als jetzt, und die Ehescheidungen waren auch nicht so gewöhnlich. Die Huronen aber waren schon in ältern Zeiten weit ausschweifender. Beyde Eheleute können sich mit gutem Willen von einander trennen, ohne vielen Lärmen zu machen. Wenn ein Mann seiner Frau überdrüssig ist, so nimmt er ohne Bedenken ein anderes Weib zu sich. Das beleidigte Weib aber gehet der Beyschläferinn ihres Mannes entgegen, wenn er mit ihr von der Jagd zurück kommt, und nimmt ihr den von dem Manne versproche-

nen Antheil gerade hinweg. Der Mann siehet es, und weiß es; aber er darf kein Wort dazu sagen. Wenn sich die Frau ihres Rechts bedient, so bekümmert sie sich weiter um nichts; macht sie aber ihrem Manne noch über dieses bittere Vorwürfe, so hängt er den Kopf, und schweigt stille. Treibt sie es zu arg, so geht er fort; und so hat die Historie ein Ende. Weit schlimmer sind aber die Weiber daran, wenn sie die Gränzen der ehelichen Treue überschreiten. Die Strafe des Ehebrechers so wohl als der Ehebrecherinn steht in der Hand des Mannes, und diese ist insgemein sehr hart, weil er Kläger und Richter in einer Person ist. Wenn eine Frau Unrecht thut, so verbirgt der Mann seinen Zorn so lange als er kann, und sucht eine Ehre darin, unempfindlich zu seyn. Er ermangelt dabey nicht, seiner Frau ihre Untreue mit Wucher zu vergelten, um ihr dadurch die Trennung desto erträglicher zu machen. Kommt es nun zur wirklichen Ehescheidung, so hat die Frau das Recht, dem Manne alles zu nehmen, und dieser läßt sich auch solches gefallen, ohne den geringsten Widerstand zu thun. Es müssen deßwegen die der Ehe halben gegebenen Geschenke wieder zurück gegeben werden; denn ohne dieses würde die Trennung eine bloße Verlassung, und keine förmliche Ehescheidung seyn; beyde Theile würden Hoffnung haben, über lang oder kurz wieder zusammen zu kommen. Es geschiebet dieses auch wirklich nicht selten, wenn sich entweder die Freunde und Verwandten darein mischen, oder die Liebe zu ihren Kindern aufwacht, und sie zur Rückkehr bewegt, oder auch

wenn sich mit der Zeit das Mißvergnügen leget. Wenn nun eine Trennung eine förmliche Ehescheidung seyn soll; so versammeln sich die Verwandten, die bey der Vollziehung der Heurath zugegen gewesen waren, und bringen die Hölzchen, die sie damahls bekommen haben, mit; diese werden alsdenn verbrannt, und dadurch bezeugt, daß diese Ehe auf ewig getrennt seyn soll. Wenn sie Kinder gehabt haben, so behaupten die Männer das Recht, die Söhne nach ihrer Trennung zu sich zu nehmen; die Mütter hingegen glauben, daß es auf sie ankomme, ob sie solche wollen fahren lassen, oder nicht. Wenn das Weib deßwegen merkt, daß der Mann dergleichen Absichten hege, so sucht sie seinen Ansprüchen bey Zeiten zu begegnen, und die Kinder in Sicherheit zu bringen. Es ist ihr dieses auch um so viel leichter, da die Kinder beständig unter ihren Augen sind, und den Vater gleichsam als eine fremde Person ansehen.

Jedoch sie begnügen sich nicht immer, durch bloße Ehescheidung den Verdruß einer mißvergnügten Ehe zu vertreiben; sondern sie üben nicht selten Rache aus, die alle Menschlichkeit übersteigt. Wir wollen es durch eine Geschichte erläutern. Bey den Irokesen war ein Mann, der mit seiner Frau nicht zufrieden war, aber doch seinen Unwillen geschickt zu verbergen wußte. Er ging mit ihr zur gewöhnlichen Zeit auf der Jagd. Die Jahreszeit war angenehm, und Wildbret im Überflusse vorhanden, der Mann auch ein sehr guter Jäger. Indessen stellte er sich, als ob er

nichts antreffen könnte, und führte zur Ursache an, daß er unfehlbar bezaubert seyn müßte. Indessen verstrich die gute Jahreszeit; der Vorrath fing allmählig an abzunehmen; die Frau mußte Hunger leiden. Da er sie eine Zeit lang auf diese Art geängstiget hatte, so stellte er sich, als ob er einen Traum gehabt hätte, der ihm das Mittel an die Hand gegeben, der bisherigen Bezauberung ein Ende zu machen. Dieser, sagte er, habe darin bestanden, daß seiner Frau Cabane bey Nacht überfallen, sie gefangen genommen, und als eine Sclavinn behandelt werden müßte. Die Frau glaubte, daß alles dieses Wahrheit sey; und weil diese Völker, wie wir oben bemerkt haben, ungemein viel auf die Erfüllung ihrer Träume, und sollte es auch nur zum Schein geschehen, halten; so bath sie den Mann, um sich in bessern Umständen zu sehen, daß er den Traum selbst erfüllen möchte, damit es nicht durch feindliche Hände geschehen dürfe. Der Mann ließ sich solches gefallen. Er überfiel in der folgenden Nacht die Cabane, nahm seine Frau gefangen, verdammte sie zum Feuer, band sie an einen Pfahl, machte ein großes Feuer, und ließ Eisen darin glühend werden. Die Frau glaubte noch immer, daß es Spielwerk sey, wie sie in andern Dingen durch bloße Nachahmung Träume erfüllen. Allein sie irrte sich; der Mann machte Ernst daraus; er warf ihr ihre Untreue vor, und verbrannte sie wirklich mit unerhörter Grausamkeit. Zu eben der Zeit, da ihr Mann so unmenschlich mit ihr umging, kam ihr Bruder, und sah den traurigen Anblick von fern. Er besann sich nicht lan-

ge, sondern schoß den Mann todt; er näherte sich seiner Schwester, machte sie los, und suchte sie zu retten. Allein sie war in einem solchen Zustande, daß sie durch kein Mittel beym Leben erhalten werden konnte. Aus Mitleiden ergriff er einen Dolch, stach sie todt, und machte dadurch ihrer Marter ein Ende. Solche unglückliche Folgen zieht die rasende Eifersucht bey diesen wilden und unbändigen Völkern nach sich.

Der Pater Hennepin, der sich lange Zeit unter diesen Völkern aufgehalten hat, erzählt uns noch einige besondere Merkwürdigkeiten von den Heurathen dieser Wilden, die wir noch anführen wollen. Nach seiner Erzählung verheurathen sie sich sehr jung, und oftmahls als Kinder von neun bis zehn Jahren, nicht daß diese Kinder bey einander wohnen, sondern weil es das Interesse der Ältern erfordert. An ihren Heurathen hat die Liebe nicht den geringsten Antheil. Daher machen sie sich auch nicht das geringste Bedenken, eine Ehe wieder aufzuheben, wenn es ihnen beliebt. Wenn ein unverheuratheter Wilder durch ein Dorf gehet, so miethet er sich von den Weibern, deren Männer auf der Jagd sind, eine auf eine gewisse Zeit. Die Ältern haben so wenig dagegen einzuwenden, daß sie noch dazu allen Vorschub thun, und freuen sich, daß ihre Tochter Gelegenheit hat, etwas zu verdienen. Die Kriegsmänner und Jäger haben die schönsten Weiber; die andern aber müssen sich mit dem Ausschusse behelfen. Wenn sie auf die Jagd gehen, so lassen sie ihre Weiber zu Hause, und miethen

einstweilen eine andere, die ihnen auf der Jagd Gesellschaft leistet. Kommen sie von der Jagd wieder zurück, so geben sie ihrem Interims-Weibe ein Paar Biber, und lassen sie gehen. Sie gehen darauf zu ihren rechten Weibern, als wenn nichts geschehen wäre. Oftmahls muß die alte Frau der neuen weichen. So viel von den Heurathen der Wilden.

Die Ehen der Wilden sind eben nicht sonderlich fruchtbar. Obgleich Männer und Weiber von guter und gesunder Leibesbeschaffenheit sind; so sind doch ihre Familien nicht sonderlich zahlreich, daher auch das Land bey weitem nicht so bevölkert ist, als die meisten Europäischen Provinzen. Wenn eine Frau schwanger ist, so schonet sie sich wenig, sondern arbeitet beständig fort. Je näher die Zeit der Entbindung herbey kommt, desto mehr ermüden sie sich, und glauben, daß sie sich hierdurch die Geburt erleichtern. Sie gehen aufs Feld, tragen große Lasten, und machen sich heftige Leibesbewegungen, indem sie dadurch ihren Kindern dauerhafte Gliedmaßen verschaffen wollen. Ihre Niederkunft gehet geschwinde vorbey; die Weiber der andern Cabanen stehen ihnen bey, ohne Personen unter sich zu haben, die von der Geburtshülfe Profession machen. Es ist die besondere Gewohnheit unter ihnen, daß, wenn eine Frau von den Geburtsschmerzen überfallen wird, und die Sache nicht in aller Geschwindigkeit zu Ende zu gehen scheint, die jungen Leute aus dem Dorfe heimlich zusammen gerufen werden; diese kommen, ohne daß es die Frau merkt, vor die Ca-

bane, und fangen auf einmahl ein so erbärmliches Geschrey an, daß die Frau in einen heftigen Schrecken geräth. Dieser Schrecken erregt eine Erschütterung, worauf gemeiniglich eine glückliche Niederkunft erfolgt. Selten werden die Weiber in ihren eigenen Cabanen entbunden; die meisten werden von der Geburtsstunde auf dem Felde, oder auf Reisen, überfallen. Wenn sie es vorher wissen, wenn die Zeit der Entbindung kommen möchte; so müssen sie es bekannt machen; alsdenn wird ihnen außerhalb dem Dorfe eine kleine Hütte aufgerichtet, worin sie vierzig Tage nach ihrer Entbindung zubringen müssen. Einige sagen, daß diese Gewohnheit nur bey der ersten Niederkunft beobachtet werde. Wenn diese vierzig Tage herum sind, so darf sie zwar wieder in ihre Cabane kommen, aber man muß vorher das Feuer in derselben auslöschen, und ein neues anzünden. Eben diese Formalitäten sollen sie auch zur Zeit der monathlichen Reinigung beobachten. Wenn sie von den Geburtsschmerzen unter Weges überfallen worden, so leisten sie sich selbst die nöthige Hülfe; sie waschen ihre Kinder in dem nächsten kalten Wasser, gehen in ihre Cabane, und sehen, ob nichts Veränderliches in derselben vorgefallen ist, und gehen alsdenn noch an eben diesem Tage wieder an ihre Arbeit. Zuweilen geschiehet es aber dennoch, daß die Gebärerinn viel ausstehen muß; allein sie verbeissen den Schmerz, so viel als es möglich ist, indem die andern, die ihre Empfindlichkeit sehen, nicht nur von ihr, sondern auch von ihrem Kinde eine üble Idee bekommen würden. Einige Völker verbinden mit

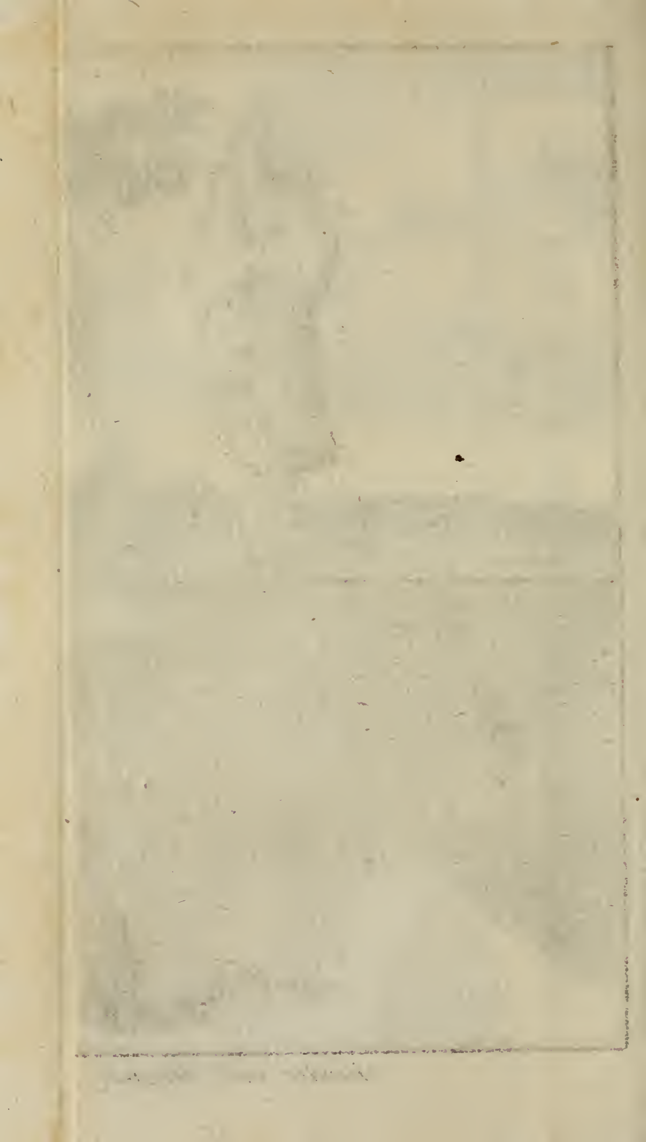
diesen wunderlichen Vorstellungen sogar Grausamkeit. Wenn die Weiber viele Mühe anwenden müssen, ihre Kinder zur Welt zu bringen, und sie die Geburtsschmerzen nicht mit der ihrem Geschlecht in diesen Ländern gewöhnlichen Standhaftigkeit ertragen, so bringen sie die Kinder um, aus Besorgniß, sie möchten die Zaghaftigkeit ihrer Mutter erben.

Die Sorgfalt der Mütter für ihre kleinen Kinder ist sehr groß. Sie tränken sie selbst, und können sich nicht genug wundern, wenn sie hören, daß es Mütter gebe, die ihren Kindern nicht selbst die Brust reichten; sie glauben, es höre eine Frau auf Mutter zu seyn, wenn sie diese natürliche Pflicht unterlassen wollte. Geschiehet es aber, daß eine Mutter während, der Zeit, als das Kind noch nicht entwöhnet ist stirbt; so werden sie durch die Noth gezwungene, Säugammen zu halten. Das Wunderbarste aber dabey ist, daß alsdenn alte Weiber sich wieder Milch erwecken, und Mutterstelle vertreten. Sie lässen ihre Kinder sehr lange an der Brust trinken, so daß es Kinder von 4 Jahren gibt, die noch an der Brust der Mutter trinken.

Sie haben eine Art von Wiegen, die nach ihrer Art sehr bequem eingerichtet sind. Sie bestehen aus zwey dünnen aus leichtem Holze gebauenen Bretern, die unterwärts enger zusammen laufen. Auf diese Breter legen sie Baumwolle, oder Lumpen, oder sonst etwas Weiches; unten bey den Füßen ist ein kleiner hölzerner Absatz,



Kinder und Kranke der Virginier.



daß das Kind die Füße darauf stellen kann. In diese Wiege wird das Kind gestellt, oder gelegt, nach dem man es für gut befindet, und wird mit einem von starkem Leder gemachten breiten Riemen, der auf beyden Seiten der Wiege durch die dazu gemachten Löcher kreutzweise durchgezogen wird, zugeschnüret. In der Mitte des Brets ist ein Loch, wodurch der Unrath ausgeworfen wird. Oberwärts über den Kopf des Kindes werden Windeln gelegt, die, wenn das Kind frische Luft schöpfen soll, zurück geschlagen werden, oder man befestigt zu dem Ende oben an der Wiege einen Spriegel, über welchen die Windeln-gezogen werden. Dieses dient dazu, daß im Winter die Kälte, und im Sommer die grossen Fliegen dem Kinde nicht schaden mögen. Oben an der Wiege sind zwey starke Riemen befestigt, die sich durch den unten an derselben gemachten Absatz durchziehen, und diese dienen dazu, daß die Mütter die Wiege überall mit sich hintragen, oder, wenn sie auf dem Felde in der Arbeit sind, an einen Baum hängen können. Einige Völker in Louisiana, die eine besondere Schönheit darin suchen, daß sie platte Stirnen und zugespitzte Köpfe nach der Form einer Mütze haben, bedienen sich einer Art von Wiegen, die ihrer Schönheit sehr zu Statten kommen. Es ist nähmlich ein Loch in die Wiege geschnitten, in welches die Mutter den Kopf des Kindes zwingt, und ihm oberwärts des Kopfes und auf die Stirne Thon legt, und solchen aus aller Macht zusammen presset. Das Kind muß alle Nächte auf solche Art zubringen, so lange bis der Kopf die verlangte Gestalt, und die Hirn=

schale eine hinlängliche Festigkeit bekommen hat. Beym Anfange dieser Operation müssen die Kinder sehr viel ausstehen, so daß sie oftmahls ganz schwarz werden, und ihnen der Schaum und Schleim aus Augen, Nasen und Ohren fließt. Wenn die Glieder des Kindes eine gewiße Festigkeit erlangt haben, so lassen sie sie auf der Erde herum kriechen, bis sie von sich selbst laufen lernen. Vorher aber tragen sie sie auf dem Rücken.

So bald sich die Jahre der Kindheit endigen, wird dem Kinde auf eine gewisse feyerliche Art ein Nahme beygelegt. Es werden alle Anverwandte zusammen gerufen, daß sie an der Ceremonie, und dem darauf folgenden Schmause, Theil nehmen sollen. Wenn sie beysammen sind, so nimmt der Vater, oder die Mutter das Kind auf die Knie, und empfiehlt es überhaupt den Geistern, vornähmlich aber demjenigen an, der sein Schutzgeist seyn soll. Man macht niemahls neue Nahmen, sondern eine jede Familie hat deren eine gewisse Anzahl, die nach der Reihe herum gehen. Oftmahls ändert man ihn auch bey zunehmenden Jahren, und nimmt einen andern an. Niemahls nennt man einen Menschen bey seinem eigenthümlichen Nahmen, wenn man im gemeinen Umgange mit ihm spricht. Die gemeine Gewohnheit ist, daß man ihm den Nahmen derjenigen Eigenschaft gibt, welche er in Ansehung desjenigen hat, der mit ihm spricht. Wenn keine andere Verwandtschaft unter ihnen ist, so nennen sie sich unter einander Brüder und Vettern, oder man benennt

einander nach der Achtung, die man gegen einander hat. Man erhält die Nahmen in einer Familie, nicht so wohl um sie zu verewigen, als vielmehr diejenigen, die solche Nahmen führen, dadurch zu ermuntern, die Thaten derjenigen nachzuahmen, die sie vorher geführt haben, oder, wenn sie getödtet worden, ihren Tod zu rächen. Wenn also eine Frau ihren Mann oder Sohn verloren hat, so säumt sie nicht, seinen Nahmen auf jemanden zu bringen, der gleiche Verbindlichkeit gegen sie beweise.

Die Kinderzucht der Wilden ist, wie alle ihre übrigen Sitten, ungestüm und unbändig. In den ersten Jahren läßt man die Kinder nackend in den Cabanen herum laufen, und glaubt, daß sich der Leib dadurch besser bilde, und sie dadurch bey Zeiten der Luft gewohnt werden. So bald sie laufen können, gehen sie ohne allen Führer, als ihren Eigensinn. Ihre Ältern gewöhnen sie, Wasser aus den Bächen zu schöpfen, Bündel-Holz herbey zu tragen, und dergl. Übrigens laufen sie ohne Kleider in das Wasser, in den Koth und in den Schnee. Daher kommt die Kraft und Munterkeit, die ihnen allen gemein ist, und die außerordentliche Härte, wodurch sie die Beschwerlichkeiten der unangenehmsten Witterung ertragen können. Im Sommer sieht man sie mit Anbruch des Tages in das Wasser laufen, wie die Thiere, denen dieses Element natürlich ist. Sie bringen einen Theil des Tages zu, daß sie in den Seen und Flüssen scherzen. Man gibt ihnen zeitig Pfeile und Bogen in die Hand, und die Nachei-

ferung, welche der beste Lehrmeister ist, macht, daß sie eine erstaunliche Geschicklichkeit darin erhalten. Von den ersten Jahren an läßt man sie mit einander raufen und ringen. Die Zuschauer machen einen Kreis um diejenigen, die sich zusammen raufen und spielen, wie sie es nennen. Niemand mischt sich darein, auch nicht einmahl die Brüder; niemand bringt sie aus einander, wenn der Spaß nicht zu grob wird, oder die Partey ungleich ist. Derjenige, der unterliegt, wird von den andern ausgelacht, worüber er aber einen solchen Verdruß empfindet, daß er nicht eher ruhet, als bis er über seinen Gegner wieder einen Vortheil erhalten hat. Und daraus entstehen denn beständige Schlägereyen, die die Ältern sorgfältig zu unterhalten pflegen. Sie bemühen sich, ihnen diejenigen Grundsätze der Ehre, die bey ihren Völkerschaften eingeführt sind, beyzubringen; diese verbinden sie, sich niemanden zu unterwerfen, und das Recht des Stärkern für das beste zu halten. Sie stellen ihnen deßwegen beständig die kriegerischen Thaten ihrer Vorfahren vor. Hierdurch wird ihre Einbildungskraft erhitzt; sie trachten nur nach Gelegenheit, ähnliche Thaten zu verrichten.

Mit der eigentlichen Erziehung stehet es bey diesen Wilden eben so schlecht aus, als bey den übrigen. Die Ältern brauchen zwar Bitten und Ermahnungen, um sie von ihren Fehlern zu bessern, aber niemahls Drohungen und Züchtigungen; daher sind auch ihre Ermahnungen nicht kräftig genug, sie von den Lästern abzu-

halten. Alles, was sie lehren, ist der Gebrauch der Waffen, um sie zu tapfern und heldenmüthigen Handlungen anzuspornen. Ihre Jünglinge lassen sie sehr jung mit in ihre öffentlichen Versammlungen gehen, und machen sie mit den wichtigsten Dingen bekannt. Dieses gewöhnt sie zur Verschwiegenheit, gibt ihnen ein gesetztes und männliches Wesen, flößt ihnen Nacheiferung ein, und macht sie kühn, und unternehmend. Selten züchtigen sie ihre Kinder; wenn sie noch jung sind, so sagen sie, sie hätten noch nicht Vernunft genug; denn wenn sie sie hätten, so würden sie nichts Unrechtes thun: sind sie älter, so sagen sie, sie könnten nunmehr selbst urtheilen, und wären selbst Herren ihrer Handlungen. Auf diese Art wachsen diese wilden Jungen in einer unbändigen Freyheit auf. Die größte Züchtigung, womit sie die Kinder in der Jugend belegen, bestehet darin, daß sie ihnen Wasser in das Gesicht gießen, oder ihnen wenigstens damit drohen. Wenn sie mehr heran wachsen, so begnügen sie sich damit, ihnen ihre Schuldigkeit vorzuhalten, und dieß thut oft eine ganz entgegen gesetzte Wirkung. Eine Mutter, zum Beyspiele, welche sieht, daß ihre Tochter eine üble Aufführung hat, fängt an zu weinen. Die Tochter fragt sie um die Ursache ihrer Thränen; sie antwortet nur darauf: Du verunehrest mich; und die Tochter bequemt sich nach dem Willen ihrer Mutter. Zu einer andern Zeit hat sich ein Mädchen erhängt, weil sie von ihrer Mutter einen Verweis, oder einige Tropfen Wasser ins Gesicht bekommen hat. Voll Trotz

sagte sie zu ihrer Mutter: Du sollst auch keine Tochter mehr haben.

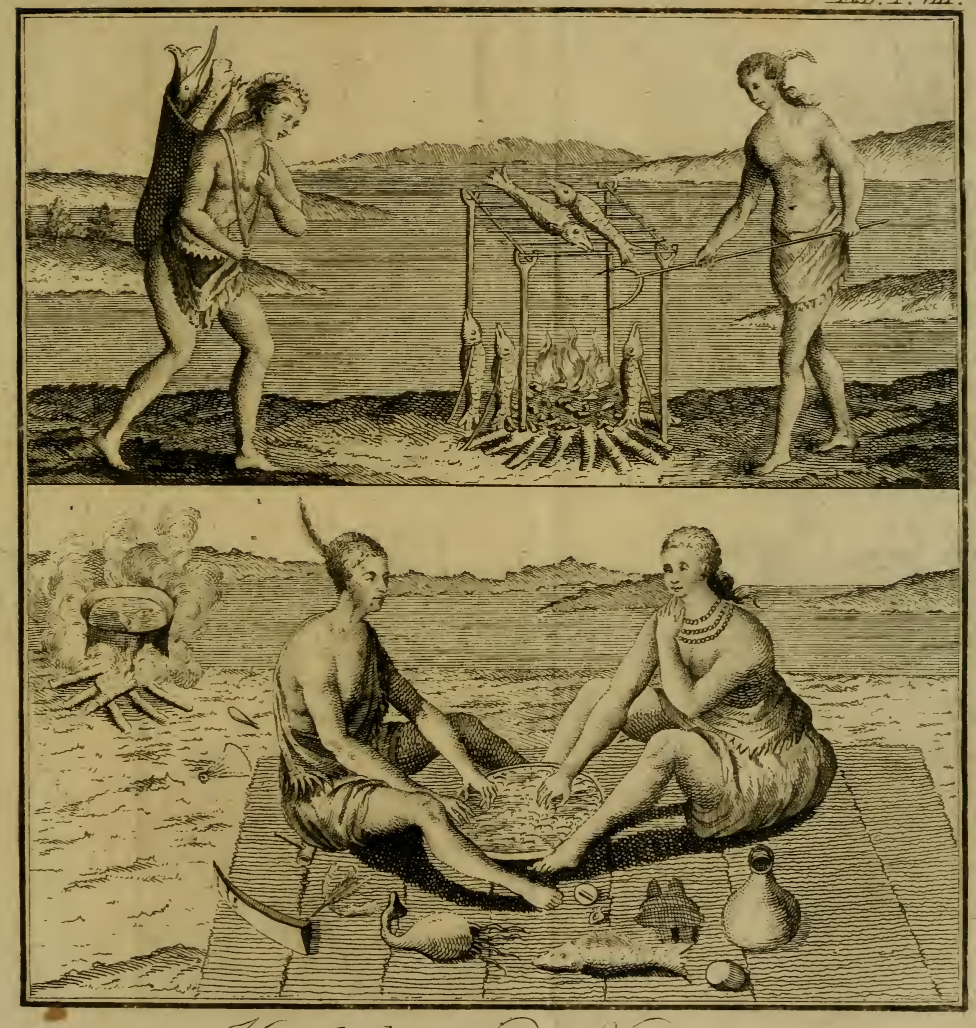
Man sollte sagen, daß auf eine so unbändige Kindheit, eine noch ausschweifendere Jugend folgen würde; allein der Erfolg ist ganz anders. Zur Ursache davon gibt man an, theils, weil die Wilden von Natur mehr ruhig, und bey zunehmenden Jahren, Meister ihrer selbst sind, theils weil sie ihr Temperament eben nicht zu einem liederlichen Leben antreibt. So bald die Jugend einiger Maßen heran wächst, treiben die Jünglinge die Beschäftigung ihrer Väter, und die Töchter die Arbeiten ihrer Mütter.

So bald der Mensch sein eigenes Hauswesen anfängt, sorgt er für Nahrung, Kleider und Wohnung. Dieses ist die erste Sorge der gesitteten Völker; es ist auch die erste Sorge der Wilden; und ob diese gleich in Ansehung ihrer Kenntnisse dessen, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, weit eingeschränkter sind, und auch weit weniger Bedürfnisse haben, als jene, so treibt sie doch die Natur an, für dasjenige zu sorgen, was ihnen unentbehrlich ist. Was also die Nahrungsmittel unserer Wilden anbelangt, so sind sie sehr einfach. Der so genannte türkische Weitzen, oder Mais, ist die gemeinste Speise in ganz Nordamerika, ausgenommen in einigen wenigen Gegenden, wo die Einwohner bloß vom Fischfange und der Jagd leben. Das Bauen so wohl als die Zubereitung desselben fällt den Weibern ins Los,

und die Männer bekümmern sich nur um die Jagd und den Krieg. So bald im Frühling der Schnee geschmolzen ist, so fangen die Weiber der Wilden ihre Arbeit damit an. Sie reissen die Stoppeln, die noch vom vorigen Jahre in der Erde sind, aus, und graben das Land um, damit die neue Saat hinein gebracht werden kann. Sie haben dazu kein anderes Werkzeug, als ein drey Querfinger breites Holz, das an einem langen Heft befestigt ist, und dieses dient ihnen, die Erde locker zu machen. Sie machen kleine Haufen Erde, ungefähr drey Fuß im Durchmesser; in einem jeden dieser Haufen werden neun Löcher gemacht, in ein jedes ein Samenkorn gesteckt, und das Loch wieder mit Erde zugeschüttet. Da die Wilden an den wenigsten Orten etwas von eigenthümlichen Äckern wissen, so verrichten die Weiber diese Arbeit gemeinschaftlich. Was eine jede pflanzt, das ist ihr Eigenthum; und obgleich die Felder weder durch Hecken noch durch Gräben von einander unterschieden sind, sondern gleichsam nur aus einem Stücke bestehen, so weiß doch eine jede, wie weit der Bezirk geht, denn sie gepflanzt hat, und es entstehen niemahls Gränzstreitigkeiten unter ihnen. Außer dem Mais pflanzen sie auch Bohnen und Kürbisse. Wenn die Zeit der Ärnde kommt, so sammeln sie den Mais mit den Hülsen und Blättern Aus den letzten verfertigen sie ihre Stricke. An einigen Orten machen sie Löcher in die Erde, die inwendig mit Baumrinden ausgetäfelt sind, und diese dienen ihnen des Winters zu ihren Kornkammern. An andern Orten ma-

chen sie vor ihren Cabanen Schirmdächer auf langen Stangen, und legen die Frucht in die Luft. Noch an andern Orten machen sie Kornbehältnisse von Baumrinden, und stellen sie wie die Orgelpfeiffen in eine Reihe, damit die Luft durchstreiche, und das Korn vor der Fäulniß bewahre.

Dieses Korn dörren sie in der Asche, und wenn es wohl getrocknet ist, so zerstoßen sie es, und stäuben es durch ein von Schilf grob geflochtenes Sieb. Dieses Mehl, wenn man ihm anders diesen Nahmen geben kann, nennen sie Sagamite, oder wie es auch sonst ausgesprochen wird, Saganite; die Irokesen aber nennen es in ihrer Sprache, Ounontara. Alle Morgen bereiten die Weiber dieses Sagamite, und kochen es zum Gebrauch ihrer Familie. Ehe sie von den Europäern Kessel bekamen, bedienten sie sich gewisser aus Thonerde verfertigter Gefäße dazu. Einige herumschweifende Nationen aber hatten hölzerne Kessel; darin kochten sie ihr Essen, indem sie allmählig verschiedene heiße Kieselsteine in das Wasser warfen, wodurch dieses nach und nach erwärmet, und für diejenigen heiß genug wurde, die gewohnt waren, halb roh zu essen. Wenn dieser Brey fertig ist, so wird er in so viele kleine Kessel, oder kleine aus Baumrinden oder Wurzeln gemachte Schüsseln, gethan, als Personen in der Cabane sind. So oft diese Hunger haben, laufen sie hinzu und essen; denn dieses ist ihr einziger Stundenweiser. Außer dieser wird auch mitten



Haushaltung der Virginier.

in die Cabane eine große flache Schüssel mit Sagamite gesetzt, woraus alle diejenigen essen können, die zum Besuch in die Cabane kommen, es mögen einheimische oder fremde seyn.

Um diesem Sagamite mehr Consistenz, und auch einigen Geschmack zu geben, thun sie zuweilen etwas Fisch- und Fleischwerk dazu, und lassen es so zusammen kochen. Für einen Europäer möchte es eben kein so gar angenehmes Gericht seyn; aber ein Indianer ißt es mit Vergnügen. Obgleich das gekochte Maiskorn, an sich betrachtet, ein einfältiges und gesundes Nahrungsmittel ist; so verderben es doch die Wilden dadurch, daß sie allerhand ekelhafte Sachen hinein werfen, Einige Pfund Unschlitt in einen Kessel voll Sagamite geben dem Indianer eine herrliche Mahlzeit. Man sagt auch, daß sie eine Art von Lauge unter das Sagamite mischen; worin diese aber bestehe, können wir nirgends finden. Man bereitet das Maiskorn noch auf verschiedene Art. Einige lassen es grün, und rösten es in den Ähren; man rühmt seinen Geschmack. Eine Art davon nennt man geblümtes Getreide: dieses ist sehr zart, und öffnet sich, so bald es an das Feuer kommt. Man macht daraus eine solche Delicatesse, daß man nicht nur Fremde damit tractirt, sondern es auch den angesehensten Personen als ein besonderes Ehrenzeichen bringt.

Sie haben auch Fleischspeisen, die aber gleichfalls auf eine wilde Art zubereitet sind. Sie le-

gen ihr Fleisch, oder Fische, entweder auf glühende Kohlen, und lassen es rösten, bis es eßbar ist, oder sie stecken hölzerne Gabeln in die Erde, und legen oben darüber einige kleine Querhölzer, auf welche sie ihre Fische legen, und langsam braten lassen. Vierfüßige Thiere und Vögel nehmen sie vorher aus, ehe sie sie braten; aber in den Fischen lassen sie die Eingeweide. Von allen diesen Speisen essen sie, so lange noch etwas da ist. Diejenigen Völker, die von der Jagd leben, haben hierbey eine besondere Etiquette. Wenn eine Person auf der Jagd glücklich gewesen ist, oder einen guten Fischzug gethan hat, so ist sie verbunden, den Ältesten, Angehörigen und Freunden etwas davon mitzutheilen. Hierdurch wird ihr Vorrath bald erschöpft. Der andere will eine Höflichkeit mit der andern bezahlen, theilt gleichfalls mit, und verzehrt seinen Vorrath auch. Wenn nun alles verzehrt ist, so machen sie sich auch nichts daraus, wenn sie den bittern Hunger leiden müssen. Es ist deßwegen gar nichts Seltenes, daß ganze Cabanen in Hungersnoth gerathen; doch helfen sie einander in der Noth. Wenn eine ausgehungerte Cabane eine andere antrifft, die noch einigen Vorrath hat; so theilet diese jener von ihrem wenigen Vorrathe mit, ob sie gleich selbst in Gefahr steht, Mangel zu leiden. Dieser Mangel, mit dem sie gar oft zu kämpfen haben, weil sie nicht wissen, was Sparsamkeit ist, nöthigt sie von allem zu essen, was ihnen vorkommt. Sie thun oftmahls ihr Fleischwerk noch halb lebendig in die Kessel, oder braten es auf

Kohlen, oder an hölzernen Spießen; zu einer andern Zeit machen sie sich auch kein Bedenken, das Fleisch stinkend und beynahe faul zu essen. Sie schäumen es auch niemahls in ihren Kesseln ab. Einige kochen Frösche, und essen sie mit dem größten Appetit. Wenn sie Baumfrüchte sammeln, so hauen sie den Baum bey der Wurzel um, damit sie desto leichter dazu kommen können, und bekümmern sich nicht darum, wo sie das folgende Jahr Früchte herbekommen würden. Seit der Bekanntschaft mit den Europäern sind sie dem Branntewein heftig ergeben.

Die Sorge für die Zubereitung der Speisen wird bloß den Weibern überlassen; der Mann thut weiter nichts, als daß er sich den von seiner Frau zubereiteten Vorrath wohl schmecken läßt. Sie setzen sich, so oft sie Hunger haben, auf die Erde, und essen ohne viele Umstände. Tischgeräthe ist ihnen unbekannt, sondern sie bedienen sich derjenigen Messer und Gabeln, die ihnen die Natur gegeben hat. Übrigens beschäftigen sich die Weiber in den Cabanen damit, daß sie aus der innern Rinde eines gewissen Baums die zarten Fäserchen abziehen, und Fäden daraus machen. Sie bearbeiten solche fast eben so, wie die Europäer den Hanf. Die Mannspersonen im Gegentheile machen sich aus dem Müßigang eine Ehre; sie bringen die Hälfte ihres Lebens in Unthätigkeit zu, weil sie meinen, die Arbeit erniedrige sie. Das Einzige, womit sie sich beschäftigen, ist der Krieg, und die Jagd. Von der ersten Beschäftigung haben

wir in dem vorhergehenden Abschnitte gehandelt; von der zweyten wollen wir jetzt reden.

Die berühmteste Beschäftigung der Männer in Nordamerika ist die Castorjagd. Obgleich die Beschreibung dieses Thiers eigentlich nicht in unser Fach gehört; so würde es doch schwer fallen, die Umstände ihrer Jagd zu erzählen, wenn man nicht einigen Begriff von den Eigenschaften und dem Aufenthalte dieser Thiere geben würde. Jedermann weiß, daß die Castore im Wasser und auf dem Lande leben, und daß sie gleichsam eine Gesellschaft mit einander unterhalten. Man findet ihrer zuweilen auf drey bis vier hundert bey einander, die eine Art von Flecken ausmachen. Sie wissen sich einen Ort zu wählen, der sich für sie schickt; besonders wo es ihnen nicht an Wasser fehlt. Wenn sie keinen See oder Teich finden, so machen sie einen, indem sie den Lauf eines Baches, oder eines kleinen Flusses durch einen Damm aufhalten, den sie mit einem vortrefflichen Fleiße bauen. Ihre erste Sorgfalt ist, daß sie über den Ort, den sie zum Bauen erwählt haben, Bäume umwerfen. Drey oder vier Castore greifen einen dicken Baum an, und werfen ihn mit ihren Zähnen um. Sie nehmen ihre Maßregeln mit so vieler Richtigkeit, daß sie, um sich die Mühe zum Fortbringen zu ersparen, ihn allezeit, wenn sie ihn zerstückt haben, auf die Wasserseite fallen lassen; sie wälzen hierauf die Stücke an den Ort, wo sie ihren Bau anlegen wollen. Mit diesen Stücken Holz machen sie einen Damm, indem sie

sie mit Zweigen durchflechten, und den leeren Raum mit Erde ausfüllen; diese fügen sie so wohl an, daß nicht ein Tropfen Wasser durchgeht. Der Grund dieser Dämme ist gemeiniglich zehn bis zwölf Fuß dick, und nimmt allmählig ab. Man bewundert die Genauigkeit, womit alle Verhältnisse daran beobachtet werden. Die Seite nach dem Strohm des Wassers ist allezeit abschüssig, und die andere vollkommen senkrecht. Eine gleiche Kunst beobachtet man auch bey ihren Hütten, die sie durch die Dämme gemacht haben, auf Grundpfähle erbauen, bald auch an dem Ufer eines Flusses, oder an dem äußersten Ende einer Spitze, die in das Wasser hinausgehet, anlegen. Ihre Gestalt ist rund, oder eyförmig. Sie sind halb ovalrund, gewölbet, und die Wände sind zwey Fuß dick. Die Materialien sind eben diejenigen, die sie zu den Dämmen brauchen. Sie überziehen sie von außen mit Thonerde, und dieser Überzug läßt nicht die geringste Luft hinein. Zwey Drittel des Baues sind außer dem Wasser. In diesem Theile hat jeder Castor seinen bezeichneten Platz. Er trägt Sorge, daß er solche mit Blättern oder kleinen Zweigen von Weiden auslegt. Man sieht niemahls einen Unrath darin. Ordentlich sind in einer Hütte acht bis zehen Biber; man findet ihrer aber auch, wo mehr als dreyßig bey einander sind, damit sie Gemeinschaft mit einander haben können.

Wie die Franzosen nach Canada kamen, so fanden sie eine ungeheure Menge dieser Thiere;

und daraus schlossen sie, daß die Wilden vorher eben nicht so gar eifrig auf die Jagd dieser Thiere müßten gewesen seyn. Gleichwohl war sie üblich. Die Zeit so wohl, als die Art und Weise, waren bestimmt. Allein, die Völker, die mit den bloßen Nothwendigkeiten des Lebens zufrieden waren, führten keinen Krieg mit den unschuldigen Thieren, sie auszurotten. Von den Europäern haben sie eine Leidenschaft angenommen, die sie vorher nicht kannten, und haben auf Unkosten ihrer Ruhe gelernt, ihnen zu willfahren. Die Castorjagd, so wie sie unter den Wilden geführt wird, scheint nicht schwer zu seyn. Der Fleiß und die Geschicklichkeit, die der Castor bey seiner Wohnung und bey der Sorge für seinen Unterhalt zeigt, scheinen ihn in Ansehung seiner Sicherheit zu verlassen. Den Winter über ist er den Verfolgungen der Jäger ausgesetzt, weil er alsdenn, wie alle anderen Thiere mehr Haare auf dem Leibe hat. Die Wilden haben viererley Arten, wie sie Jagd auf diese Thiere machen, die Netze, das Auflauern, das Aufhacken und die Falle. Sie vereinigen ordentlicher Weise die erste mit der dritten, und selten gebrauchen sie die andere Art. Der Castor hat so scharfe Augen, und ein so feines Gehör, daß man sich ihm schwerlich nähern kann, ehe er das Wasser erreicht hat, worein er sogleich springt, und welches er im Winter niemahls verläßt. Man würde ihn sogar verlieren, wenn er mit einem Pfeil oder einer Kugel verwundet worden wäre, ehe er sich in das Wasser gestürzt hat, weil er niemahls wieder herauf kommt,

wenn er an einer Wunde stirbt. Die gemeinste Art also seiner habhaft zu werden ist mit der Falle und mit dem Aufhacken.

Obgleich diese Thiere ihren Vorrath auf den Winter eintragen, so thun sie dennoch einige Streifereyen in die Gehölze, um daselbst eine frischere und zärtere Nahrung zu suchen. Die Wilden stellen ihnen Fallen auf ihrem Wege, die beynahe so, wie unsere Zahl 4 aussehen, und legen zur Lockspeise kleine Stückchen von zartem und erst frisch abgeschnittenem Holze hin. Der Castor hat solches nicht so bald berühret, so fällt ihm ein großer Klotz auf den Leib, der ihm die Nieren zerquetschet, und der Jäger, welcher dazu kommt, machet ihn leicht vollends todt. Das Aufhacken erfordert mehr Vorsicht. Wenn das Eis einen halben Fuß dick ist; so machet man mit der Axt eine Öffnung darein. Die Castore ermangeln nicht, dahin zu kommen, damit sie mit mehrerer Freyheit Athem hohlen können. Man erwartet sie daselbst; man bemerkt sogar ihre Annäherung an der Bewegung, die sie dem Wasser geben; und nichts ist leichter, als ihnen den Kopf einzuschlagen, so bald man sie entdecket. Wenn man nicht von dem Thiere gesehen werden will, so wirft man Schilfbüschel oder Ähren von Typha über das Loch; und wenn er in der Nähe ist, so ergreift man ihn bey der Pfote, und wirft ihn auf das Eis, und einige Schläge machen ihn vollends todt, ehe er aus seiner Betäubung wieder zu sich selbst kommt. Ist der Bau nahe an einem Bache, so

kostet es noch weniger Mühe. Man hacket das Eis quer durch, und stellet daselbst ein großes Netz auf. Darauf geht man hin, und zerbricht den Bau. Alle Castore, die darin sind, flüchten sich in den Bach, und werden in dem Netze gefangen. Man läßt sie aber nicht lange darin, weil sie solches zernagen und entwischen würden. Diejenigen, welche ihre Hütten in den Seen bauen, haben drey oder vier hundert Schritte vom Ufer eine andere Zuflucht, die ihnen anstatt eines Landhauses dienet, um daselbst eine bessere Luft einzuziehen. Alsdenn theilen sich die Jäger in zwey Haufen, der eine um das Landhaus zu zerstören, der andere um zu gleicher Zeit die Wohnung auf dem See anzufallen. Die Castore wollen aus der einen in die andere fliehen, und da kostet es wenig, sie unter Weges zu tödten. An einigen Orten macht man nur eine Öffnung in den Damm; die Castore finden sich bald im Trockenen und bleiben ohne Vertheidigung. Wenn sie die Urheber des Schadens nicht sehen, so eilen sie dahin, solchem abzuhelfen. Weil man aber schon bereit ist, sie zu empfangen, so ist es selten, daß man ihrer verfehle, oder wenigstens, daß man ihrer nicht viele fängt. Einige Berichte versichern, daß wenn sie die Jäger oder einige fleischfressende Thiere entdecken, die sie bekriegen, sie sich mit einem so großen Geräusch untertauchen, indem sie das Wasser mit ihrem Schwanze schlagen, daß man sie eine halbe Meile weit höret, um vermuthlich die andern vor der Gefahr zu warnen, die ihnen drohet. Sie haben einen so feinen Geruch, daß sie in dem

Wasser selbst die Canote sehr weit riechen; man se- tzet aber hinzu, sie sähen nur von der Seite, und die- ser Mangel liefere sie oftmahls den Jägern in die Hände, denen sie entgehen wollen. Endlich versi- chert man, ein Castor, der sein Weibchen verloren habe, paare sich mit keinem andern. Die Wilden suchen es sorgfältig zu verhindern, daß ihre Hunde keine Castorknochen bekommen, weil sie von einer Härte sind, denen keine Zähne widerstehen können.

Vor der Ankunft der Europäer war die Bä- renjagd die vornehmste in dem nördlichen Ame- rika. Vor ihr her gingen alte Ceremonien, die noch bey denen Völkerschaften beobachtet werden, die das Christenthum nicht angenommen haben. Die Zeit dazu wird allezeit von einem Kriegs- haupte angestellet, der es auch über sich nimmt, die Jäger dazu einzuladen. Auf diese Einladung folget ein achttägiges Fasten, in welchem es sogar nicht einmahl erlaubt ist, einen Tropfen Wasser zu trinken. Denn das Fasten der Wilden bestehet in einer gänzlichen Enthaltung alles Es- sens und Trinkens. Die äußerste Schwäche, welche ihnen diese übermäßige Enthaltung ver- ursachen muß, hindert sie nicht, daß sie nicht den ganzen Tag singen. Sie fasten, und viele schneiden sich sogar das Fleisch von dem Leibe, um von den Geistern die Örter zu erfahren, wo die Bären dieses Jahr am häufigsten seyn wer- den. Ihre Träume bewegen sie zu einem sonder- baren Entschlusse, das ist, es muß ein jeder im Traume Bären in eben der Gegend gesehen ha- ben, wo sie der andere gesehen hat, wenn sie

recht rathen sollen, wo die beste Jagd seyn werde. Wenn aber nun diese Gunst einem geschickten Jäger vielmahl bewilligt worden, so stellet sich ein jeder, als ob er eben den Traum gehabt habe, und man steht wegen des Marsches nicht weiter bey sich an. Nach dem Fasten und der Wahl des Ortes wird ein großer Schmaus für diejenigen angestellet, welche mit auf die Jagd gehen wollen. Es darf sich aber niemand dabey einstellen, der sich nicht vorher gebadet hat, welches darin bestehet, daß man in einen Fluß springt, es sey zu welcher Zeit es wolle, wenn es nur nicht Eis gefroren hat. Dieser Schmaus ist keiner von denjenigen, wo nichts übrig bleiben darf; sondern das lange Fasten hindert nicht, daß man nicht dabey sehr mäßig ist. Das Oberhaupt, welches sie bewirthet, rühret nichts an; und unterdessen, daß die andern an der Tafel sind, beschäftiget er sich damit, daß er den Erfolg seiner alten Jagd rühmet. Darauf begibt sich der Haufe auf den Weg, in der Ausrüstung wie zum Kriege, und unter den freudigen Zurufungen des ganzen Fleckens. Die Jagd wird auch für eine eben so edle Übung gehalten, als der Krieg; und die Verbindung eines guten Jägers ist noch über der Verbindung eines guten Kriegsmannes, weil die Jagd alle Bedürfnisse reichet, worauf die Begierden der Wilden einzig und allein gehen. Wenn man aber den Ruhm eines geschickten Jägers erhalten will, so muß man zwölf große Thiere in einem Tage erleget haben. Man beobachtet, daß diese Völker zwey sonderbare Vortheile zu dieser Übung haben. Zuerst

hält sie nichts auf. Gebüsche, Gräben, Rauschwasser, Teiche und Flüsse sind keine Hindernisse, welche sie abhalten, in der geradesten Linie fortzugehen. Zum andern findet sich kein Thier, dem sie es nicht im Laufen gleich thun. Man versichert, sie bringen oftmahls Bären ein, die sie müde gemacht haben, und treiben sie mit einem Stecken vor sich her, wie man eine Herde Schafe treibet. Diese Jagd geschieht im Winter. Die Bären haben sich alsdenn in den hohlen Bäumen versteckt; oder wenn sie einige gefällete Bäume antreffen, so machen sie sich aus deren Wurzeln eine Höhle, wozu sie den Eingang mit Zweigen von Weiden verstopfen. Fehlen ihnen diese beyden Hülfsmittel, so machen sie ein Loch in die Erde, welches sie fassen kann, und tragen dabey viele Vorsicht, die Öffnung desselben zu verstopfen. Zuweilen verbergen sie sich in der Tiefe einer Höhle so gut, daß man sehr nahe bey ihnen seyn muß, wenn man sie entdecken will. Was für einen Aufenthalt aber der Bär auch immer gewählet hat, so verläßt er ihn doch den ganzen Winter nicht. Man weiß auch gewiß, daß er keinen Vorrath hinein bringt, woraus man schliessen kann, daß er daselbst ohne Fressen und Saufen ist. Diejenigen, welche ihn aus seinen Tatzen ein Wesen saugen lassen, das ihn ernähret, haben ohne Zweifel Gelegenheit gehabt, die Wahrheit einer so sonderbaren Sache zu entdecken. Es sey aber damit, wie ihm wolle, so brauchet man doch eben nicht erst im Winter auf die Bärenjagd zu gehen. Es kommt nur darauf an, daß man die Örter weiß, wo

sie sich verborgen halten. So bald die Jäger glauben, daß sie davon versichert sind, so machen sie einen Kreis, nach Beschaffenheit der Größe ihrer Anzahl. Darauf gehen sie vor sich, und ziehen sich immer enger und enger zusammen, und ein jeder suchet eins von diesen Thieren vor sich. Solche Spürhunde, als die Wilden, lassen keines entwischen, und da sie dieselben enge zusammen gezogen finden, so ist es nicht schwer, sie zu tödten. Eben das geschieht den andern Tag wieder in einiger Entfernung davon, und wird jeden Tag erneuert, so lange die Jagd währet. So bald ein Bär erleget ist, stecket ihm der Jäger die Röhre seiner Pfeiffe zwischen die Zähne, bläst in den Pfeiffenkopf hinein; und da er ihm also den Rachen und die Kehle mit Rauch anfüllet, so beschwört er den Geist dieses Thieres, über dessen Tod nicht böse zu werden. Weil aber der Geist nicht antwortet, so schneidet der Jäger, um zu erfahren, ob sein Gebet erhöret sey, das Band ab, welches unter der Zunge des Bären ist, und hebt es bis zu Ende der Jagd auf. Alsdenn macht man in dem Flecken ein großes Feuer, und der ganze Haufe wirft diese Bänder mit großen Ceremonien hinein. Wenn sie darin knistern und sich zurück ziehen, wie es natürlicher Weise geschehen muß, so ist es ein gewisses Merkmahl, daß die Bärengeister besänftiget sind. Sonst bildet man sich ein, daß sie böse sind, und die Jagd im folgenden Jahre nicht glücklich seyn werde, wenn man nicht bedacht ist, sie durch Geschenke und Anrufungen zu versöhnen. Obgleich der vornehm-

ſie Gegenſtand dieſer Jagd die Bärenhaut iſt, ſo nähren ſich doch die Wilden nicht allein während derſelben von dem Bärenfleiſche, ſondern ſie bringen auch noch genug davon mit, ihre Freunde zu bewirthen, und ihre Familien lange Zeit davon zu ſpeiſen. Die Miſſionarien rühmen dieſe Speiſe eben nicht ſehr. In der ſchönen Jahrszeit werden die Bären, die man alsdenn nur auf den Gipfeln der Bäume tödtet, wo ſie hinauf klettern, um die Trauben und Früchte zu freſſen, ſehr fett und von gutem Geſchmacke. Indeſſen iſt ihr Fleiſch doch allezeit etwas öhlicht. Man verſichert aber, das Fleiſch einer Bärinn gebe dem Lammfleiſche in nichts nach. Aus der Aufnahme, die man den Jägern nach einer glücklichen Jagd erweiſt, ſollte man urtheilen, ſie kämen von einem langen und blutigen Kriege ſiegreich zurück. Man ſingt in einem jeden Flecken; und die Jäger ſingen ſelbſt: man müſſe ein Mann ſeyn, wenn man Bären überwinden wolle. Auf dieſe freudige Bewillkommung folget ein Schmaus, wobey man nichts übrig laſſen muß; und zum erſten Gerichte trägt man den größten Bären auf, den man gefangen hat. Er wird ganz aufgetragen, mit ſeinem Eingeweide, ohne daß er abgezogen worden: die Haut aber iſt geröſtet genug, daß ſie den Zähnen der Wilden eben nicht ſehr widerſteht. Sie würden glauben, ſie zögen ſich den Unwillen der Geiſter zu, wenn etwas übrig bliebe; die Brühe aus dem Keſſel, oder vielmehr das geſchmolzene Fett, welches zu Öhl geworden, die Knochen, die Sehnen, alles muß verſchwinden. Es berſtet auch ſtets einer

von den Gästen davon, und die meisten befinden sich sehr übel darnach. Alle Reisebeschreiber versichern, diese Thiere seyen hier nicht gefährlich, außer wenn sie vom Hunger getrieben, oder verwundet werden. Indessen nähert man sich ihnen doch nicht ohne Vorsicht. Sie greifen selten an; sie fliehen sogar, wenn sie einen Menschen sehen; und der Anblick eines Hundes ist genug, sie sehr weit laufen zu machen. Wir müssen hier anmerken, daß die Hunde, deren die Wilden eine große Anzahl mit auf ihre Jagden nehmen, und die sie sorgfältig dazu erziehen, alle von einerley Art zu seyn scheinen. Sie haben gerade Ohren und eine längliche Schnauze, fast wie die Wölfe. Man rühmet ihre Ergebenheit und Treue gegen ihre Herren, die sie gleichwohl sehr schlecht füttern, und sie niemahls liebkosen.

Die Orignaljagd gefällt auch den Wilden, weil dieses Thier ein Fleisch von einem vortrefflichen Geschmacke, und eine starke, sanfte und sehr haarige Haut hat. Man glaubt, es sey von dem Moskowitischen Elendthiere nicht unterschieden: es ist hier aber von der Größe eines Pferdes, oder eines schönen Maulthieres. Eine alte Sage, welche allen diesen barbarischen Völkern gemein ist, läßt sie glauben, daß unter allen Orignalen in ihren Wäldern sich eins von einer ungeheuern Größe befinde, bey welchem alle die andern nur wie Ameisen aussehen. Man gibt ihm so hohe Beine, daß acht Fuß hoher Schnee es in seinem Laufe nicht hindern kann. Seine Haut kann allen Arten von

Gewehre widerstehen. Die Natur hat es mit einer Art von Ärmen versehen, welche ihm aus der Schulter gehen, und deren es sich bedienet, wie wir uns der unsrigen. Es hat allezeit eine große Anzahl anderer Orignale in seinem Gefolge, welche seinen Hofstaat ausmachen, und ihm alle Dienste leisten, die es von ihnen fordert. Man hat gesehen, daß die Japaneser und Chineser eben dergleichen Hirngespinnste haben. Das Orignal liebet die kalten Länder; im Sommer frißt es Gras, und im Winter benaget es die Bäume. So lange der Schnee hoch ist, versammeln sich die Thiere truppenweise unter den größten Bäumen im Walde, um sich vor dem bösen Wetter zu verwahren, und verlassen diesen Aufenthalt nicht, so lange sie daselbst zu fressen finden. Alsdenn, oder wenn die Sonne Stärke genug hat, den Schnee zu schmelzen, jaget man sie. Da in dieser letzten Zeit der Nachtfrost gleichsam eine Rinde über den geschmolzenen Schnee macht, so bricht das Orignal, welches schwer ist, solche mit dem Fuße durch, schindet sich das Bein, und ziehet sich nicht leicht wieder aus den Löchern, die es sich gräbt. Wenn es aber frey ist, oder nur wenig Schnee liegt, so nahet man sich ihm nicht ohne Gefahr. Die geringste Wunde macht es grimmig. Es fällt über die Jäger her, und tritt sie unter die Füße. Die Erfahrung hat sie kein anderes Mittel gelehrt, sich davor zu schützen, als daß sie ihm ihr Kleid hinwerfen, an welchem es alle seine Wuth ausläßt, unterdessen daß sie sich hinter einem Baume versteckt halten, und ihre Maßregeln er-

greifen, um es vollends zu tödten. Es gehet ordentlich einen starken Trapp, welchen es lange aushält, und der fast dem Laufe eines wilden Ochsen gleich ist; die Jäger aber können noch viel geschwinder laufen. In den nördlichen Gegenden von Canada ist die Jagd ohne Gefahr. Die Jäger theilen sich in zwey Banden. Die eine geht auf Canoten zu Schiffe, die sich in einiger Entfernung von einander halten, und einen ziemlich großen Kreis machen, wovon die beyden Enden an das Ufer stoßen. Die andere Bande bleibt am Lande, umzingelt anfänglich eine große Gegend, und läßt die Hunde los, damit alle Orignale aufgetrieben werden, die in diesem Raume eingeschlossen sind. Es wird leicht, sie bis an den Fluß oder in die See zu treiben. Sie springen hinein, und man schießt aus allen Canoten auf sie. Die gemeinste Art der Wilden aber ist, einen Raum des Waldes mit einem Umfange von Pfählen einzuschliessen, die mit Baumzweigen durchflochten sind. Man läßt darin nur eine ziemlich enge Öffnung, wo sie Schlingen von rohem Leder vorziehen. Dieser Raum ist dreyeckig; und an der Ecke des Eingangs ziehen sie ein anderes Dreyeck, das weit größer ist. Die beyden Bezirke also hangen mit einer von ihren Ecken zusammen, und sind nur in einem Stücke von einander unterschieden, nähmlich, daß der zweyte an seiner Grundfläche offen bleibt, wo die Jäger die Thiere hinein treiben, indem sie solche vor sich herjagen. Wenn sie solche hinein gebracht haben, so fahren sie fort, vorzurücken, ohne daß sie die Linie unterbre-

chen, indem sie sich immer näher zusammen ziehen, und ein Geschrey machen. Die Thiere, welche auf beyden Seiten eingeschlossen sind, und hinten getrieben werden, können nirgends hinfliehen, als in den andern Bezirk. Viele werden, wenn sie hinein kommen, bey den Hörnern oder um den Hals gefangen, und geben sich große Mühe, sich los zu machen. Einige nehmen die Schlingen mit, andere erdrosseln sich, oder geben wenigstens den Jägern Zeit, sie zu erschiessen. Diejenigen, welche entwischen, bleiben dennoch in einem gar zu kleinen Raume gefangen, als daß sie den Pfeilen entgehen könnten, die man von allen Seiten auf sie schießt.

Das Caribu, dessen Jagd an den Ufern der Hudsonsbay stark getrieben wird, wird auf gleiche Weise getödtet. Nähmlich, man lauret ihm auf, wenn es über die Flüsse geht; oder man macht Verhacke, damit man es in seinem Laufe hindere. Sein eigentliches Land ist die Hudsonsbay, wo man nach des Jeremie Zeugnisse angemerket hat, daß man Herden pon vielen tausenden daselbst antreffe. Im Sommer nähern sie sich dem Meere, um sich zu erfrischen, und sich den Maringoinen zu entziehen, wovon sie in den Gehölzen verfolget werden. Weil sie nur an dem Ufer der Bay herum gehen, so ist noch übrig, zu wissen, wie weit sie nach Mittage zu fortrücken, vornähmlich da man uns versichert, sie ließen sich niemahls in großer Anzahl in den Französischen und Engländischen Colonien sehen. Der P. Charlevoix erzählet, als

eine außerordentliche Begebenheit, es habe sich wenige Jahre vor seiner Reise eines auf dem Diamantvorgebirge über Quebec sehen lassen. Es floh vermuthlich die Jäger. Da es aber bald wahrnahm, daß es auf dem Vorgebirge nicht in Sicherheit war, so that es fast nur einen Sprung von da in den Fluß. Dieß ist, nach dem Ausdrucke des Reisenden, alles, was nur eine Gemse von den Alpen hätte thun können. Darauf schwamm es mit eben der Geschwindigkeit über den Fluß; es wurde aber von einigen Einwohnern des Landes wahrgenommen, die es erwarteten, und an dem Ufer tödteten.

La Hontan beschreibt einige sonderbare Jagden, denen er beywohnete. „Ich ging, sagt er, im Anfange des Herbstmonathes ab, um in Canoten auf den Flüssen und Teichen, die sich in den Champlain-See ergiessen, auf die Jagd zu gehen. Ich war mit dreyßig oder vierzig Wilden, die sehr geschickt zu dieser Übung waren. Man fing damit an, daß man sich an das Ufer eines Morastes stellete, der vier bis fünf Meilen im Umfange hatte. Unsere Cabanen wurden aufgerichtet, und die Wilden machten auf dem Wasser an verschiedenen Orten Hütten von Laubwerk. Sie haben trockene und mit Heu ausgestopfte Gänsefelle, Trappenfelle und Äntenfelle, die an den Füßen mit zwey Nägeln auf ein kleines Stückchen leichtes Bret genagelt werden, welches sie um die Hütten herum schwimmen lassen, worin sich ihrer drey oder vier verbergen, nachdem sie ihre Canote daselbst angebunden. In dieser Stel-

lung erwarten sie die Gänse, die Änten, die Trappen, die kriechenden und anderen Arten von Vögeln, deren Anzahl erstaunlich ist. Diese Thiere setzen sich dicht neben die ausgestopften Vögel. Die Wilden schiessen darauf unter sie, und tödten ihrer allezeit sehr viel. Darauf werfen sie sich in ihre Canote, um sie zu ergreifen. Nach vierzehn Tagen auf dieser Jagd, da man müde war, nichts als Wasservögel zu essen, bekriegten wir die Turteltauben, deren Anzahl so ungeheuer groß ist, daß der Bischof zu Quebec, um die Güter der Erde zu retten, mehr als einmahl die Partey ergriffen hat, sie in den Bann zu thun. Wir setzten uns an den Eingang der Wiese, wo die Bäume mehr mit diesen Vögeln, als mit Blättern bedeckt waren. Dieß war die Zeit, da sie von Norden gegen Mittag ziehen; tausend Menschen hätten sich zwanzig Tage davon sättigen können. Ich war am Ufer eines Baches, wo ich auf Becassen, Raslen und gewisse sehr leckerhafte Vögel von der Dicke einer Wachtel schoß, die man Flügel oder Sichel nennt. Wir tödteten einige Muscusratten, deren Hoden in der That einen starken Muscusgeruch geben. Man sieht sie des Abends und Morgens auf dem Wasser mit der Nase nach dem Winde. Die Fonteriaux, welches kleine zweylebige Marter sind, werden daselbst auch gefangen. Ich sah daselbst auch Straußen, die man Pfeiffer nennet, weil sie bey schönem Wetter am Rande ihrer Löcher pfeiffen. Sie sind so groß wie ein Hase, aber nicht so lang. Ihr Fleisch achtet man nicht sehr; ihre Haut aber ist sonderbar.

Meine Wilden machten mir das Vergnügen, einen pfeiffen zu hören, den sie darauf mit einer Flinte erschossen. Sie suchten sorgfältig Carcaju-Läger auf, und entdecketen auch bald einige. Vor Anbruche des Tages lagerten wir uns da herum, mit dem Bauch auf der Erde, unterdessen daß man die Hunde auf funfzig Schritte hinter uns hielt. Kaum ließ sich die Morgenröthe blicken, so gingen die Carcajue heraus, und die Wilden, welche über die Löcher herfielen, um sie zu verstopfen, riefen zu gleicher Zeit die Hunde. Ich sah nur zwey Carcajue, obgleich viele andere heraus gegangen waren. Unsere Hunde waren wider ein Stachelschwein nicht so muthig. Wir entdeckten es unter einem Gesträuche, welches wir abhieben, damit wir das Stachelschwein überwältigen könnten. Die Hunde getraueten sich nicht, ihm zu nahe zu kommen. Sie belleten nur um dasselbe herum, aus Furcht vor seinen Haaren, oder vielmehr vor seinen langen und spitzigen Stacheln, die es auf drey bis vier Schritte weit schießt. Endlich wurde es getödtet, und man warf es auf das Feuer, um alle diese Stacheln abzusängen, wie man ein Schwein sänget. Man ließ es rösten. Allein ob es gleich sehr fett war, so schien es mir doch eben nicht von so gutem Geschmacke zu seyn, als man es mir vorgestellet hatte. Wir gingen von da in einen See, wo einige Wilde Forellen fischeten, da unterdessen sich andere beschäftigten, den Fischottern Fallen zu stellen, um sie zu fangen. Diese Maschinen bestehen aus kleinen Pflöcken, die in ein langes Viereck gepflanzet werden, wel-

che eine kleine Kammer bilden, deren Thür durch einen andern Pflock gestützet wird, an dessen Mitte man eine Forelle anbindet. Der Fischotter, welcher durch diesen Köder herbey gezogen wird, geht bis über den halben Leib in die Falle hinein, um sich seines Raubes zu bemächtigen. Er rühret ihn aber kaum an, so fällt der Pflock, der durch eine kleine Schnur gezogen wird, welche die Forelle hält, um, und läßt zugleich die Thür nieder fallen, die er unterstützte. Sie ist so schwer, daß das Thier durch ihren Fall zerquetschet wird. Wir fingen ihrer über zwey hundert und funfzig; ihre Felle sind in Canada unvergleichlich besser, als in den nördlichen Ländern von Europa. Die besten verkaufte man damahls in Frankreich für zehn Thaler, vornehmlich die schwarzen, welche gut mit Haaren versehen waren. Man ließ mich darauf auf eine Erdenge von ungefähr 150 Schritt breit gehen, welche den kleinen See von einem größern absonderte. Ich wunderte mich, daß ich daselbst eine Menge über einander gefälleter Bäume antraf, die sorgfältig mit Zweigen durchflochten waren, welche gleichsam eine Brücke machten, an deren Ende die Wilden ein Viereck von Pfählen gebildet hatten, dessen Eingang sehr enge war. Sie sagten zu mir, dieses wäre der Ort, wo sie jährlich Hirsche jageten; und nachdem sie solchen ein wenig ausgebessert hatten, machten sie mir diesen Zeitvertreib. Sie führeten mich zwey oder drey Meilen von der Landenge durch Wege, die mit Morästen und sumpfigen Teichen besetzet waren. Nachdem sie sich daselbst

zerstreuet hatten, und jeder seinen Hund mit sich genommen; so ließen sie mich bald eine Menge Hirsche sehen, die hin und wieder liefen und Wege suchten, sich zu flüchten. Ein Wilder, der mich verlassen hatte, versicherte, wir würden an dem Orte, wo ich mit ihm wäre, die einzigen seyn, die nicht aus vollen Kräften laufen dürften. Es zeigten sich mehr als ein Dutzend Hirsche vor uns, die alle den Weg viel lieber nach der Landenge nahmen, als daß sie sich in Örter begeben wollten, die voll Sumpf waren, woraus sie nicht wieder würden haben kommen können. Endlich kehreten wir nach dem Park wieder zurück, bey welchem viele Wilden mit dem Bauche auf der Erden waren liegen geblieben, um die Thür des Vierecks zu versperren, wenn die Hirsche in ziemlich großer Anzahl darin seyn würden. Wir fanden daselbst fünf und dreyßig; und wenn das Gehege sorgfältiger wäre versperret gewesen, so würden wir noch einmahl so viel daselbst angetroffen haben; denn es fiel dem leichtesten nicht schwer, über die Pfähle zu springen. Das Niedermetzeln war sehr groß, ob man gleich der Weibchen schonete, weil sie trächtig waren. Auf diese Jagd folgete die Bärenjagd. Ich bewunderte die Art des natürlichen Triebes sehr, wodurch die Wilden diejenigen Baumstämme unterscheiden konnten, in welchen diese Thiere lagen. Indem sie in den Wäldern hundert Schritte von einander gingen, riefen sie: da ist ein Bär. Die am nächsten dabey waren, versammleten sich um den Bau herum. Einer von ihnen that einige Hiebe mit der Axt an den Fuß des Stammes, und das Thier,

welches aus seinem Loche heraus ging, wurde sogleich mit vielen Kugeln durchbohret. Ich hatte das Vergnügen bey Aufsuchung der Bären eine Menge Marder und wilde Katzen auf den Baumzweigen zu sehen. Man zielet nach dem Kopf dieser wilden Thiere, damit man ihre Haut nicht verletze. Was ich aber am lustigsten fand, war die Dummheit der Holzgelinotten, welche truppweise auf den Bäumen saßen, und sich eine nach der andern herunter schiessen ließen. Unsere Wilden schiessen sie gemeiniglich mit Pfeilen, weil sie keinen Schuß Pulver werth sind, womit man ein Orignal, oder einen Hirsch erlegen könne. Ich habe diese Jagd den Winter über mit einer Art Hunde getrieben, welche sie ausspüren, ohne daß sie solche sehen, und an dem Fuße des Baumes anfangen zu bellen. Ich näherte mich, und es fiel mir nicht schwer, diese Vögel zu entdecken. Als das Wetter aufgegangen war, ging ich mit einigen Canadiern zwey oder drey Meilen ausdrücklich in den See hinein, um bloß das Vergnügen zu haben, das Schlagen der Gelinotten mit ihren Flügeln zu sehen und zu hören. Es ist etwas Sonderbares. Man hört auf allen Seiten ein Geräusch, welches dem Geräusche einer Trommel ähnlich ist, und eine Minute dauert. Darauf dauert es wohl eine halbe Viertelstunde, ehe man wieder etwas höret. Inzwischen gehet man nach dem Orte zu, wo das Geräusch herzukommen scheint. Es fängt wiederum an, und man rückt immer weiter, bis man einen gemeiniglich abgehauenen verfaulten und mit Mose bedeckten Baum sieht, worauf man die unglück-

liche Gelinotte entdecket, die vermuthlich ihr Männchen ruft, indem sie die Flügel wider einander schlägt. Diese zärtlichen Anzeigungen dauern nur den April, May, Herbstmonath und Wintermonath hindurch. Man beobachtet, daß es stets auf eben demselben Baume geschieht; daß sie den Morgen mit Anbruch des Tages anfangen, und um neun Uhr aufhören; und daß sie des Abends eine Stunde vor dem Sonnenuntergang wieder anfangen, und nur erst mit der Nacht endigen. Eben der Reisende gibt auch die Beschreibung von einer Orignaljagd, die er mit angesehen. Sie geschieht auf dem Schnee, sagt er, mit Raketten. Sie sind drittehalb Fuß lang, und vierzehn Zoll breit. Ihr Spriegel ist von einem sehr harten Holze, und einen Zoll dick, welcher die Maschen enthält, wie bey unsern Ballraketten; ausgenommen daß diese von Saiten, und die andern von kleinen hirschledernen oder orignalledernen Riemen sind. Es gehen zwey kleine Stangen Querholz hindurch, um sie desto steifer und fester zu machen. Die Spitze des Fußes gehet in ein Loch, woran zwey Riemen sind, welche den Fuß durch ein Band über der Ferse fest machen, so daß bey jedem Schritte, den man auf dem Schnee thut, die Spitze des Fußes in das Loch hinein fährt, wenn man die Ferse aufhebt. Man geht mit diesen Maschinen viel geschwinder auf dem Schnee fort, als man mit Schuhen auf einem gebahnten Wege thun würde. Ich habe auf die Art dreyßig und vierzig Meilen in den Gehölzen auf der Orignaljagd gethan. Das erste Mahl, da wir vierzig

Meilen gegen Norden von dem Lorenzflusse gethan hatten, fanden wir einen kleinen See von drey bis vier Meilen im Umfange, wo wir uns unter Baumrinden lagerten, und Mühe hatten, den Schnee wegzuräumen, welcher die Erde bedeckete. Wir tödteten unter Weges so viele Hasen und Holzgelinotten, als wir essen konnten. Als die Hütten fertig waren, gingen einige Wilde auf Entdeckung der Orignale aus, einige gegen Norden, die andere gegen Süden, bis auf zwey oder drey Meilen. Derjenige, welcher frische Fährten antraf, ging weg, um uns solches zu melden. Wir folgeten diesen Fährten, und fanden zuweilen zehn, funfzehn bis zwanzig Orignale zusammen, welche truppweise oder einzeln davon flohen, und bis an die Brust in den Schnee fielen. War der Schnee hart, oder mit einigem Glatteise überzogen, so erreichten wir sie gewiß in einer Viertelmeile: war er aber weich, oder in der vorigen Nacht erst gefallen, so setzten wir ihnen wohl drey oder vier Meilen nach, ehe wir ihnen nahe kommen konnten, wofern sie nicht durch die Hunde an irgend einem beschwerlichern Wege aufgehalten wurden. Wir erlegten ihrer sechs und sechzig. Diese Jagd dauert, bis es aufthauet; und das Fleisch dieser Thiere dienet zum Speisevorrathe. So bald die Flüsse frey sind, befleißiget man sich, Canote von ihren Häuten zu machen, welche leicht zu nähen sind. Man bestreicht die Näthe mit fetter Erde anstatt des Theeres; und diese Canote dienen, daß man mit dem Geräthe wieder nach Hause kommt. Die Natur, setzet dieser Reisebe-

schreiber hinzu, hat eine so starke Abneigung zwischen den Fischottern und Castoren gezeigt, daß diese beyden Arten von Thieren einander beständig bekriegen." Die Wilden versichern, man sehe gegen den Monath May eine Menge Fischottern beysammen, welche so kühn wären, daß sie die Castore sogar in ihrem Baue angriffen; sie werden aber gemeiniglich mit Verlust zurück getrieben. Ein Castor kann sich mit seinen Zähnen und dem Schwanze leicht wider drey Fischottern vertheidigen.

In den mittäglichen und westlichen Theilen von Neufrankreich ist die ordentliche Jagd die wilde Ochsenjagd. Man erzählt uns, wie es die Einwohner dabey machen. Sie stellen sich insgesammt in vier Linien, die ein großes Viereck bilden, und ihre erste Verrichtung ist, daß sie das Gras vor sich her anzünden, welches alsdenn sehr hoch und trocken ist. So wie das Feuer weiter geht, rücken sie an, und ziehen sich enger zusammen. Die Ochsen, welche sich sehr vor dem Feuer fürchten, fliehen beständig, und finden sich endlich so dicht bey einander, daß man sie bis auf den letzten erleget. Man versichert, eine Gesellschaft Jäger komme niemahls davon zurück, wenn sie nicht funfzehn hundert bis zwey tausend Stücke erleget haben. Aus Furcht aber, sie möchten sich einander treffen und schaden, vergleichen sich die verschiedenen Haufen, wo sie hingehen und jagen wollen. Man hat bestimmte Strafen für diejenigen, die sich von ihren Posten entfernen, und dem Ochsen dadurch Gele-

genheit geben, zu entrinnen. Sie besteht darin, daß man die Strafbaren auszieht, ihnen die Waffen nimmt, und sogar ihre Cabanen zerstört. Die Häupter sind von diesen Gesetzen nicht ausgenommen.

Die meisten andern Thiere, welche die Wilden gern jagen, es sey nun wegen ihren Häuten, die im Handel gesucht werden, oder wegen ihrem Fleische, womit sie sich im Winter nähren, werden mit Fallen und Schlingen auf dem Schnee gefangen. Dergleichen sind die Rehe, Luchskatzen, Marder, Eichhörnchen, Stachelschweine, Hermeline, Hasen, Kaninchen, und einige andere, die dem Lande besonders eigen sind, und welche unter dem Nahmen von Pelzwerk begriffen werden. Die großen Fischfänge sind der Wallfischfang, der Seekuhfang, der Seewolfsfang und der Meerschweinsfang. Ob man aber gleich einige Wilde dazu brauchet, und man nicht zweifeln kann, daß die am Meere und an der Mündung der großen Flüsse nahe gelegenen Völkerschaften nicht vordem ihre Art zu fangen gehabt haben; so scheint es doch, daß die meisten von diesen Völkern, welche heutiges Tages in das Innere des Landes gezogen sind, sich weniger mit der Seefischerey beschäftigen, als die Europäischen Colonien.

Außer der Jagd beschäftigen sich sonst die Wilden mit nichts, es müßte denn seyn, daß man noch die Erbauung ihrer Cabanen, und Verfertigung ihrer Canote hieher rechnen wollte. Sie

verfertigen außer dem auch die Werkzeuge, die sie zum Krieg, zur Jagd und zur Fischerey nöthig haben. Ehe sie von den Europäern Äxte und anderes Eisenwerk bekamen, hatten sie eine sonderbare Art die Bäume zu fällen, und sie zu bearbeiten. Sie machten um den Baum, den sie fällen wollten, unten an dem Fuß ein Feuer herum, und unterhielten es so lange, bis der Baum unten abgebrannt war; dann fiel er von selbst um. Alsdenn brannten sie ein Stück davon weg, so lang sie den Stamm noch haben wollten, und scheelten mit ihren Tamohawks die Rinde ab. An dem Stamm machten sie ein mäßiges Feuer, und brannten in der Mitte eine Höhlung hinein; die Kohlen kratzten sie mit steinernen Werkzeugen ab, und dieß trieben sie so lange, bis der Baum tief genug ausgehöhlet, und zu einem Canot bequem war. Wollten sie den gefällten Baum spalten, so verrichteten sie solches durch Äxte von Kieselsteinen. Diese Äxte erforderten viele Mühe, bis sie zu Stande kamen. Wenn sie einen Stein gefunden hatten, der hart genug dazu war, so schärften sie ihn; und dieß erforderte Zeit, Geduld und Arbeit. Wollten sie einen Handgriff daran machen, so schnitten sie die Spitze von einem jungen Baum ab; oben auf den Stamm machten sie einen Einschnitt, als wenn sie ihn pfropfen wollten, und steckten den Kopf von ihrer Axt hinein. Sie ließen ihn darin stecken, bis der Baum sich in seinem Wuchse wieder schloß, und die Axt fest hielt. Darauf schnitten sie den kleinen Stamm ab, so lang als sie den Stiel haben wollten.



Aushölung der Bäume bei den Virginiern.



Die Erbauung ihrer Cabanen, oder Häuser, erfordert wenig Kunst. Sie sind noch heut zu Tage eben so armselig, als die Wohnungen der Menschen in der Kindheit der Welt. Einige nordische Völker verbergen sich in Höhlen, die ihnen selbst die Natur bereitet hat; oder sie bereiten sich solche durch ihrer Hände Arbeit. In diesen Löchern stecken sie den ganzen Winter; im Sommer kriechen sie heraus, und liegen entweder unter freyem Himmel auf der Erde, oder unter Bäumen, oder höchstens unter einer Art von Hütten, die sie aus den Häuten der Seewölfe verfertigen. Die Irokesen sind die ersten, die ihre Wohnungen auf eine bequemere Art einrichteten; sie werden deßwegen in ihrer Sprache auch die Cabanenbauer genannt. Von ihnen nahmen die Huronen und andere Nordamerikanische Völker die Bauart an. Die Cabanen haben die Form einer Sommerlaube, oder eines mit Bogen bedeckten Gartenganges. Sie sind fünf bis sechs Klafter hoch, und je nach dem mehr oder weniger Feuerstätten darin angelegt werden, nach Verhältniß länger oder kürzer. Jede Feuerstätte beträgt in der Länge zwanzig oder fünf und zwanzig Fuß mehr, als diejenigen Hütten, die deren nur eine haben, als welche in der Länge niemahls über dreyßig bis vierzig Schuh lang sind. Eine jede dieser Cabanen ruhet bey jeder Feuerstätte auf vier Säulen, welche gleichsam der Grund und die Stütze des ganzen Gebäudes sind. In der Länge an beyden Seiten und an beyden Gibeln stecken sie Stangen ein, um die Rinden von Ulmenbäumen daran zu be-

festigen, welches die Mauer abgibt. Diese binden sie mit Bändern, die aus der innern Schale, oder zweyten Rinde des weissen Holzes gemacht sind, an. Wenn das Viereck aufgerichtet ist, so wird das Mittelste mit den Stangen, die in einen Bogen gekrümmt sind, ausgebauet, und ebenfalls mit Rinde, eine Klafter lang, und ungefähr eines Fußes breit, bedeckt. Diese Rinde wird, wie die Ziegel oder Schiefer, über einander gelegt. Auswärts befestigt man sie an neue Stangen, welche denen gleich sind, die den innern Bogen ausmachen, und fügt über dieß noch lange Stücke gespaltener junger Bäume hinzu, welche sich von einem Ende der Cabane bis zum andern die ganze Länge hin erstrecken, und an den äußern Enden des Daches, auf den Seiten oder Flügeln durch hölzerne Haken, die zu dem Ende von einer Weite zur andern eingeschlagen sind, fest gehalten werden. Die Baumrinde dazu wird lange Zeit vorher zubereitet. Man schälet die Bäume, wenn der Saft hinein tritt, weil man selbige alsdenn besser abziehen kann. Wenn man ihre äußere Fläche, die sehr höckerig ist, abgeschabet hat, so schichtet man sie dicht auf einander, damit sie sich nicht schief ziehen, und also läßt man sie trocken werden. Auf gleiche Weise werden die Stangen und das zur Errichtung der Gebäude nöthige Holz zubereitet; und wenn die Zeit kommt, daß Hand an das Werk gelegt werden soll, so wird die Jugend des Dorfs eingeladen. Man gibt ihr zur Aufmunterung eine Ergetzlichkeit, und in Zeit von zwey Tagen steht das ganze Gebäude da.



Iroquoisische Cabanen.

festi
den
le,
mach
ist,
in e
und
unge
de n
eina
neue
inne
noch
hinz
bis
und
Sei
zu d
schl
rind
Ma
tritt
kann
höck
sie d
zieh
Auf
zur
reit
das
gen
Au
von

Wenn nun das Haus auf diese Art unter Dach gebracht ist, so arbeiten diejenigen, die Theil daran haben, an der inneren Ausrüstung, die ein jeder nach seinem eigenen Gutdünken einrichtet. Der mittelste Platz wird zum Feuerherde genommen; dessen aufsteigender Rauch durch eine oben in dem Forst der Cabane an gehörigem Ort gelassene Öffnung hinaus geht; und durch diese Öffnung fällt zugleich Licht in die Cabane; denn weiter sind in der ganzen Cabane keine Fenster. Über diesem Loche ist eine doppelte Klappe von Baumrinden, die man auf- oder zumachen kann, je nachdem man es bey einfallendem Regenwetter, oder bey gewissen Winden nöthig erachtet. Längs an den Feuerherden erstreckt sich auf jeder Seite eine Erhöhung von zwölf bis dreyzehn Fuß lang, fünf oder sechs tief, und beynahe eben so hoch. Diese Erhöhungen sind auf allen Seiten, außer nach dem Feuer zu, verschlossen, und dienen ihnen zu Bettstellen und Sitzen. Über die Baumrinden, wovon der Fußboden gemacht ist, breiten sie Decken von Binsen oder rauhen Häuten. Auf diese Decken legen sie sich nieder, so wie sie sind, ohne etwas unter dem Kopf zu haben, ausgenommen, daß mancher zusammen gerollte Matten, oder ein Stück Holz unter den Kopf nimmt. Die Zärtlinge unter ihnen haben Leder, das mit Hirschhaaren ausgestopft ist, zu Küssen; im Allgemeinen aber liegen sie auf der bloßen Matte. Auf den Balken, die durch die Cabane durchgehen, stehen ihre Geräthschaften, und unten auf dem Boden haben sie Tonnen von Baumrinde, die

zur Aufbehaltung ihres Korns dienen. Diese Cabanen haben auf beyden Seiten Ausgänge; vor einem jeden sind Schoppen angelegt, die so wohl zum Holzplatze, als auch im Sommer für die Kinder zur Schlafstätte gebraucht werden. Die Thüren der Cabanen sind von beweglicher Baumrinde, die von außen oberhalb aufgehangen sind. Da ist kein Schloß, und kein Schlüssel. Vor Zeiten verschloß man gar nichts bey den Wilden; wenn sie auf eine lange Zeit über Feld gingen, so legten sie nur Querhölzer für ihre Thüren, damit in ihrer Abwesenheit sich keine Thiere einquartieren möchten; vor Menschen war ihnen nicht bange, denn sie unter einander haben ohne Mißtrauen in größter Sicherheit gelebt; aber jetzt haben sie Kisten und Kästen, wie sie denn überhaupt von den Europäern manches gelernt haben, das ihnen vorher unbekannt war.

Aus solchen Cabanen bestehen ihre Dörfer, die ohne regelmäßige Gestalt, ohne Ordnung daraus zusammen gesetzt sind. Zum Anbau dieser Dörfer suchen sie sich die gelegensten Örter aus. Sie richten sie, so viel sie immer können, in den besten Ländereyen auf, und zwar entweder auf einer kleinen Anhöhe, von welcher sie, wegen eines besorglichen Überfalls, das Feld übersehen können, oder an dem Ufer eines Baches, der, wenn es seyn kann, um sie herum fließt, und um ihre Festungswerke gleichsam einen natürlichen Graben macht. Mitten in den Dörfern lassen sie einen ziemlich großen Platz, um ihre

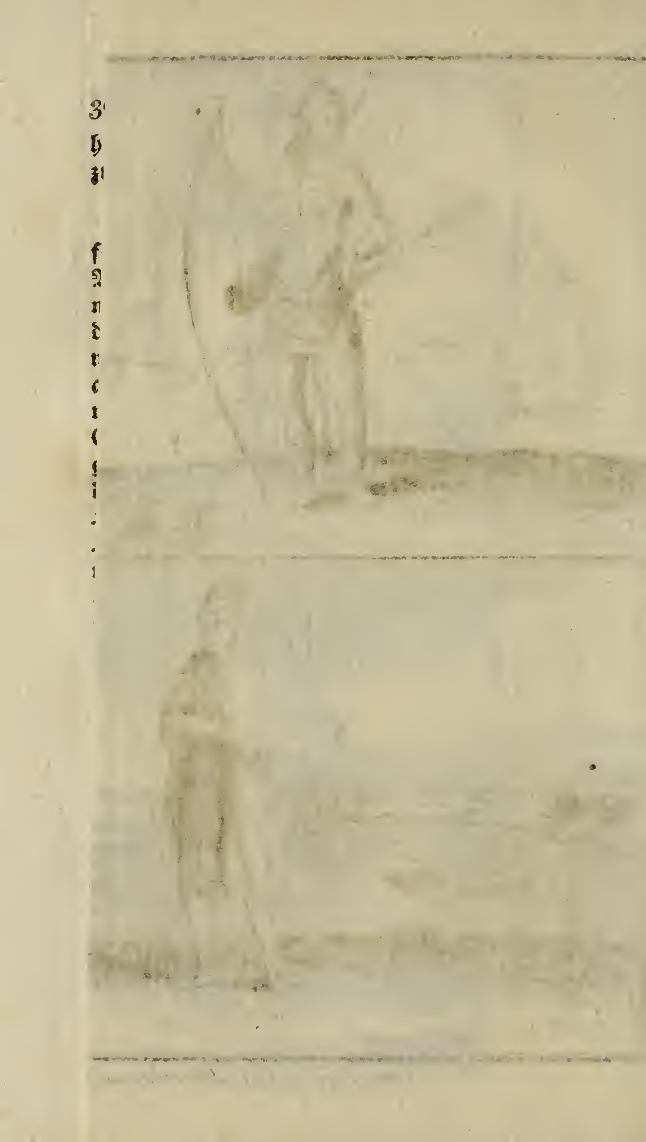
Versammlung daselbst zu halten. Die Hütten selbst sind sehr nahe an einander gebauet, deßwegen leben sie in beständiger Feuersgefahr. Ihre Gassen sind nichts weniger als gerade, weil ein jeder dahin bauet, wo ihm der Erdboden am tauglichster und bequemsten zu seyn scheint Diejenigen Dörfer, die den feindlichen Einfällen am meisten ausgesetzt sind, sind mit einen Umpfählung befestiget. Die Pallisaden sind funfzehn bis zwanzig Fuß hoch, und stehen in drey Reihen hinter einander. Die mittelste Reihe stehet gerade und senkrecht, die beyden andern aber sind, gleich den Spanischen Reitern, kreutzweise verschränkt; rings herum sind sie mit großen starken Baumrinden gefüttert. Inwendig geht eine Art von Banquette herum, die aus quer liegenden Bäumen verfertiget werden; diese schliessen rings herum um die Umpfählung, und ruhen auf großen in die Erde befestigten hölzernen Gabeln. Außen vor den Dörfern haben sie Behältnisse, die zum Theil mit Steinen, zum Theil mit Wasser angefüllt sind, um sich derselben im Fall einer Belagerung zu bedienen. Was die Gestalt dieser Dörfer anbelangt, so werden sie durch die Natur des Erdreichs bestimmt. Es gibt viereckige, die meisten aber haben eine runde und sphärische Gestalt. Die Umpfählung hat nur einen Ausgang, und dieser ist mit Querbalken dermaßen verwahrt, daß man nur seitwärts durchkommen kann. Zwischen den Cabanen und der Umpfählung muß ein hinreichender Raum leer gelassen werden. Die größten von ihren Dörfern

haben nicht viel über hundert Cabanen von einem, zwey, bis fünf Feuerherden.

Man darf sich nicht einbilden, daß diese Dörfer beständig an einem Orte bleiben; sondern die Wilden verlegen sie gar oft. Die Ursachen können verschieden seyn. Einmahl, da sie ihre Felder weder düngen noch brach liegen lassen, so werden sie bald ausgehungert, und müssen einen andern Ort für ihre Kornfelder suchen. Hernach, weil die Weiber alle Tage ihr Brennholz in die Cabanen tragen müssen, so wird das Holz, je länger sie an einem Orte bleiben, immer seltener; daher werden sie durch die Noth gezwungen, den Ort ihres Aufenthalts zu verändern. An einigen Orten, wo sie nahe an Europäischen Städten wohnen, haben sie dieser Ungemächlichkeit dadurch abzuhelfen gesucht, daß sie sich der Pferde, deren Gebrauch sie von den Europäern bekamen, zur Herbeyschaffung des Holzes aus entfernten Gegenden bedienten. Aber sie zogen sich dadurch eine andere Unbequemlichkeit zu. Die Pferde breiteten sich auf ihre Felder aus, weil sie weder durch Hecken noch Zäune davon abgehalten wurden. Von Ställen wissen sie nichts; daher gehen die Pferde fast beständig auf ihre Kornfelder, und was sie nicht fressen, das verwüsten sie; und folglich bleibt es immer beym alten, daß sie ihre Dörfer verlegen. Es geht aber damit nicht tumultuarisch zu, sondern wenn sie glauben, daß sie nicht lange mehr an einem Orte bleiben können, so schicken sie sich bey Zeiten dazu an. Sie bezeichnen einige Jahre vorher, ehe sie aufbre-



Sommer und Winter=Kleider der Virginier.



chen, den Ort ihrer neuen Niederlassung, und verlassen ihren bisherigen Sitz nicht eher, als bis sie den neuen in Stand gesetzt haben, ihnen hinlängliche Nahrung zu verschaffen. Zu dem Ende begeben sie sich auch während des Winters dahin, und legen daselbst kleine Cabanen zu Winterwohnungen an. Sie haben dabey einen doppelten Vortheil; denn theils räumen sie sich Platz durch Abhauung der Bäume, die sie zu ihrer Erwärmung brauchen, theils sind sie der Mühe überhoben, sie von weitem herzuhohlen. Diese Arbeit kommt den Männern zu, die Weiber beschäftigen sich hernach mit der Besorgung der Kleinigkeiten.

Von den Wohnungen der Wilden kommen wir auf ihre Kleider. Als die Europäer in das Land kamen, fanden sie verschiedene Völker ganz nackend, diejenigen aber, die auch Kleider hatten, gingen sehr armselig einher. Man unterscheidet die Völkerschaften hier nicht nach ihrer Kleidung. Die Mannspersonen haben in der warmen Zeit nur eine bloße Binde um den Leib. Im Winter bedecken sie sich mehr oder weniger, nach der Beschaffenheit der Himmelsgegend. Sie haben auch eine Art von geräucherten ledernen Schuhen an den Füßen, und ihre Strümpfe sind von Fellen, die sie um die Beine wickeln. Ein ledernes Camisol bedecket sie bis an den Gürtel, und über demselben tragen sie eine Decke, wenn sie eine bekommen können. Sonst machen sie sich auch Röcke von Bärenhaut, oder von Castorfellen, und anderm Pelzwerk, wovon die Haare inwendig hinein kommen. Die Weiber haben Camisöler, die

ihnen bis unter die Knie gehen, und bey großer Kälte, oder wenn sie auf der Reise sind, bedecken sie sich den Kopf mit einer Decke. Andere haben auch eine Art von Caputzen, die an ihren Camisölern hangen. Sie haben auch ein Stück Zeug, das ihnen zum Rocke dienet, worin sie sich vom Gürtel bis an die Waden wickeln. Beyde Geschlechter tragen gern Hemder; aber sie tragen sie nicht eher unter den Camisölern, als bis sie schmutzig sind, und dann behalten sie sie so lange auf dem Leibe, bis sie vor Fäulniß herunter fallen. Sie geben sich niemahls Mühe sich zu waschen.

Unter den übrigen Wilden zeichnen sich die Irokesen am meisten aus. Ihre Kleidung besteht aus vielerley Stücken. Sie haben einen Leibgurt, den sie in ihrer Sprache Goccare nennen. Er besteht in einem Felle, das einen Fuß breit und drey bis vier Fuß lang ist. Diesen stecken sie zwischen die Beine durch, und befestigen ihn in einen von Därmen gemachten Gürtel, den sie auf den Hüften tragen, woran selbiger so wohl vor als hinterwärts einen Fuß lang herunter hangt. Ein anderes Stück der Irokesischen Kleidung ist der Leibrock; dieser ist von Ziegenfellen gemacht, und gleicht einem Hemde ohne Ärmel; sie tragen ihn aber selten. Sie haben ferner eine Art von Strümpfen, oder vielmehr Halbstiefeln. Sie sind aus zusammen genäheten Häuten gemacht. Bey den Weibern reichen sie nicht weiter, als bis an die Knie, wo sie mit Bändern, die aus Elendshaaren und Stachelschweinborsten gemacht sind,



Virginianisches Frauenzimmer.

zusammen gebunden werden. Bey den Mannspersonen aber gehen sie bis an die halben Lenden, wo sie sie an den Gürtel ihres Leibgurts befestigen. Endlich haben sie auch noch eine viereckige Decke, von Elends = Hirsch = Reh = oder Ochsenhäuten, wovon die Haare nicht abgemacht sind. Die Materialien ihrer meisten Kleider sind also Häute, deren Zubereitung wenig Mühe kostet. Denn sie weichen sie eine Zeit lang in Wasser, schaben hernach die Haare davon; wenn sie trocken sind, so reiben sie sie mit den Händen, um sie geschmeidig zu machen, und beschmieren sie mit dem Gehirne von einem Thiere: dann sind sie fertig. Die Häute, woraus sie ihre Schuhe machen, räuchern sie, und dieses soll eben die Wirkung haben, als wenn sie in Öhl getränkt wären. Sie machen dabey nicht viele Umstände. Sie graben ein Loch in die Erde, werfen faules Holz hinein, und zünden es an. Über das Loch hängen sie das Fell, welches in kurzer Zeit von dem Rauche durchdrungen und zum Gebrauche tauglich wird. Anjetzt haben die mehresten Wilden, die in der Nachbarschaft der Europäer wohnen, an Beybehaltung ihrer alten Kleider nichts geändert, als die Materie ihrer Kleider. Anstatt des Leibrockes tragen sie Hemden von Leinwand, Leibgürtel und Strümpfe von Wolle, und ihre Decke tragen sie von allerhand Zeugen, die ihnen die Europäer zuführen. Diese nehmen von ihnen ihre Häute, die sie in Europa besser benutzen können.

Die Wilden begnügen sich nicht allein durch die Kleider ihren Leib gegen die Witterung zu

verwahren, sondern sie sind auch Liebhaber des Putzes, nur daß ihr Putzwerk von demjenigen der übrigen Welt merklich unterschieden ist. Sie haben weder Gold noch Edelgesteine, keine gestickten Kleider, und dergleichen, sondern sie mahlen ihre Körper, und bilden sich mehr darauf ein, als ein Europäer auf das kostbarste Putzwerk. Doch wollen einige sagen, daß dieses Bemahlen nicht so wohl für einen Putz, als vielmehr für eine Vertheidigung des Leibes gegen die Ungemächlichkeiten der Witterung gehalten werde. Wir wollen die Operation, wie sie sich allerhand Figuren auf den Leib zeichnen, beschreiben. Erstlich zeichnen sie sich den Entwurf der Figuren, die sie auf dem Leibe haben wollen, auf die Haut, hernach durchritzet man solche mit einer Nadel oder einem spitzigen Knochen, daß das Blut darnach geht. In die Ritze reiben sie hernach Mennig, zerstoßene Kohlen, oder andere Farben. Die Operation ist anfänglich so außerordentlich schmerzhaft nicht; denn nach dem ersten Ritzen ist die Haut gleichsam wie betäubt, und die Operation geht so geschwinde, daß einem fast keine Zeit gelassen wird, die Schmerzen zu empfinden. Aber wenn die Farben eingestreuet werden, so schwellet die Haut auf, und es entstehet ein Fieber, welches etliche Tage lang anhält. In Virginien und Louisiana ist diese Mahlerey sehr gemein; die Irokesen haben sie auch, scheinen sie aber erst von ihren Nachbarn angenommen zu haben; auch werden bey ihnen bloß die Mannspersonen, nicht aber die Weibspersonen, gezeichnet. An einigen Orten lassen sie sich den ganzen Leib zerritzen, an

andern begnügen sie sich nur, Figuren von Vögeln, Schlangen und andern Thieren, auch Laubwerk, ohne Ordnung, nach eines jeden Einfall, oftmahls im Gesichte, und zuweilen auf den Augenliedern, zu tragen. Diese Mahlerey verrichten sie auch an den Gefangenen, die zum Feuer bestimmt sind, auch so gar an den Todten, vermuthlich um die Blässe ihres Gesichts zu verstecken. Andere Völker lassen sich, ohne Figuren in die Haut zu ritzen, bloß mit Fett und allerhand Farben beschmieren. Diese Farben werden aus gewissen Erden und Baumrinden gezogen. Zu diesem Schmucke setzen die Mannspersonen noch die Flaumfedern von Schwanen und andern Vögeln, die sie auf ihre geschmierten Haare streuen. Sie fügen noch Federn von allerhand Farben, und Büschel von Haaren von verschiedenen Thieren, in einer wunderbaren Mischung und Vertheilung dazu. Ihre Haare sind bald in die Höhe gerichtet, bald ganz platt, und nehmen tausenderley Gestalten an. Sie tragen dabey Ohrenringe, Nasenringe, eine große Porzellan-Muschelschale am Halse oder auf der Brust, Kronen von seltenen Federn, Klauen, Pfoten, Köpfe von allerhand Raubvögeln, und kleine Hörner von Rehböcken. Die Sorgfalt der Mannspersonen geht nur auf den Schmuck des Kopfes. Die Weiber hingegen setzen fast gar nichts auf; sie halten aber auf ihre Haare so viel, daß sie sich durch einen Zufall, der sie zwingen würde, solche abzuschneiden, für sehr entehret halten würden; und wenn sie sich bey dem Tode ihrer Anverwandten einen Theil derselben abschneiden, so

ist solches das größte Merkmahl des Schmerzens, das sie geben können. Sie schmieren es oftmahls; sie bedienen sich, um solches zu pudern, eines Pulvers von Baumrinden, und zuweilen einer Art von rother Farbe; sie wickeln es in eine Schlangenhaut, in Gestalt der Haarzöpfe, die ihnen bis auf den Gürtel hinunter hangen. Im Gesichte zeichnen sie Linien mit rother, oder anderer Farbe. Ihre Nasenlöcher sind niemahls durchbohrt; auch nicht allemahl die Ohren. Beym allerbesten Putze haben sie Röcke mit allerhand Farben geziert, und kleine porzellanene Halsbänder nebst einer Einfassung von Stachelschweinhaaren, die sie mit verschiedenen Farben mahlen.

Unter den Wilden gibt es auch Stutzer, die, wie in Europa, von der Eitelkeit eingenommen sind, und, um der Natur zu Hülfe zu kommen, zu ausländischen Zierathen ihre Zuflucht nehmen. Sie mischen Europäische Kleidungsart unter die ihrige, welches einen sehr possierlichen Contrast gibt. Wenn ein junger Irokese seinen Kopf zurechte machen will, so schneidet er auf einer Seite die Haare zwey Finger vom Kopfe weg, auf der andern Seite aber läßt er sie so lang wachsen, als sie wollen. Wenn er solche wohl eingeschmiert und geputzt hat, so macht er oben auf dem Kopfe zwey Sträusse in Gestalt eines Reigerbusches; daran befestiget er durch ein wenig Wachs ein kleines Stück weisses Porzellan, und setzt miten in den Busch einen Haufen mit verschiedenen Farben gezierter Federn. Auf der andern Seite, wo er geschoren ist, steift er es mit

Unschlitt aufwärts, auf der andern Seite flechtet er sie ein, und bindet sie hinter dem Ohre zusammen. Mitten auf der Stirne macht er einen andern kleinen Zopf, den er über das eine Augenlied herunter hangen läßt, und auf der Seite wieder fest macht. Seine Ohren sind an drey Orten durchbohrt; in den Löchern, die ziemlich groß sind, stecken Porzellanstücke. Der ganze Kopf ist befedert, und um das Werk recht vollkommen zu machen, läßt er besonders an feyerlichen Tagen an einem Ohre einen Busch, einen Flügel, oder wohl gar das ganze Gefieder eines Vogels hervor ragen. Bey aller dieser Mühe, die sich ein solcher Irokesischer Stutzer gibt, möchte er doch wohl in Europa sein Glück nicht machen. Denn die vielen Öhle, womit sie sich schmieren, machen, daß sie unerträglich stinken: aber sie müssen aus der Noth eine Tugend machen; denn wenn sie sich derselben nicht bedienten, so würden sie vom Ungeziefer aufgefressen werden.

Zum Beschluß dieser Materie vom Putzwerke der Wilden will ich nur noch ein besonderes Gummi anführen, dessen sie sich zum Putze bedienen. Sie machen Ringe daraus, die sie in Arm- und Kniebänder, Leibgürtel, und dergl. verwandeln können. Wenn man den Ring vom Finger zieht, so kann man ihn über alle Finger ausbreiten, und ihn über den Arm als ein Armband schieben. Setzt man ihn aufs Haupt, so dehnt er sich nach dessen Größe aus; zieht man ihn über den Kopf herunter, so zieht er sich so enge zusammen, daß man ein Halsband daraus machen

kann: man kann ihn verlängern, daß er den ganzen Leib umgibt. Zieht man ihn herunter, so nimmt er die Gestalt des Ringes wieder an, ohne etwas von seiner Geschmeidigkeit zu verlieren. Dieses Gummi soll so elastisch seyn, daß man Bogensehnen daraus machen kann. Genug hiervon.

Es ist kein Volk, welches neben seiner Arbeit nicht auch seine Ergetzlichkeit hätte. Gastmahle, Tänze und Spiele, sind die gewöhnlichsten Stücke derselben; und diese finden wir auch unter den Nordamerikanischen Wilden. Die Gastmahle eines Indianers, sie mögen nun bey einer Leiche, oder bey einem Triumphe, oder bey einer andern Gelegenheit gegeben werden, sind sehr einfach. Ohne prächtige Zurüstungen, heißet man einander willkommen, und verschwendet nicht die Früchte eines ganzen Jahres, um seinen Freunden zu sagen, daß sie einem willkommen sind. Der Gast ist sicher, daß ihm sehr gut begegnet werde; man macht keinen Unterschied zwischen Vornehmen und Geringen, sondern der Geist des Vergnügens bemeistert sich der ganzen Gesellschaft. Die Wilden haben zweyerley Arten solcher Gastgebothe; an einigen nimmt das ganze Dorf Theil, andere sind nur auf wenige Personen eingeschränkt. Von der ersten Art ist bey den Irokesen dasjenige, welches man von dem ersten erlegten Thiere eines jungen Jägers anstellt. Bey einem solchen Feste muß alles aufgezehrt werden; so lange das Essen dauert, darf kein Wort gesprochen werden; niemand darf etwas mit nach Hause nehmen, doch kann ein jeder einen Gehülfen mit bringen, der ihm essen hilft. Kann er keinen sol-

chen Mitesser bekommen, und doch seine Portion nicht selbst verzehren, so wird er auf der Stelle gestraft. Und diese Strafe bestehet darin: es wird in einem Winkel der Cabane ein kleines Behältniß für ihn zurechte gemacht, worin er, wie in einem Gefängnisse, manchmahl vier und zwanzig Stunden zubringen muß. Sie brauchen oftmahls einen ganzen Tag, bis sie alle aufgetragenen Gerichte aufessen. Wenn sie nun nach allem Vermögen gegessen haben, und es bleibt doch noch etwas übrig, so wird solches verbrannt.

Die Ordnung, die bey ihren feyerlichen Gastmahlen beobachtet wird, ist folgende: am Tage des Festes wird bey guter Zeit in der Rathscabane die Anstalt dazu gemacht, und alles für die Eingeladenen in Ordnung gesetzt. Die Zeit über, da die Kessel zum Feuer gebracht werden, macht man nach dem vorhandenen Vorrathe den Überschlag, wie viele Personen dazu gezogen werden können. Diese Einladung bestehet darin, daß man denen, die eingeladen werden sollen, Maiskörner oder Reiser schickt; diese werden auf die Matte gelegt, und dabey gesprochen: du wirst gebethen. So viele Körner hingelegt werden, so viele Personen kommen. Während der Zeit läuft ein Ausrufer verschiedene Mahle durch das Dorf, und zeigt an, daß die Kessel in dieser oder jener Cabane auf dem Feuer stehen, und macht zugleich die Stunde bekannt, wenn sie sich einfinden sollen. In dem Augenblicke, wenn man kommen soll, werden die Kessel vom Feuer abgenommen, und zwischen dasselbe gesetzt. Hierauf treten die

Gäste nebst dem Oberhaupte des Dorfs hinein, und ein jeder bringt eine kleine Pfanne mit sich. Diejenigen, die zum Gastmahle gehören, setzen sich hin; es kommen aber auch eine Menge Neugierige, diese setzen sich an das Ende der Cabane. Die Kinder und jungen Leute, die noch nicht unter die Zahl der Krieger aufgenommen sind, steigen auf Erhöhungen, die über die Matten aufgerichtet sind, oder auch wohl gar auf die Cabane selbst, und sehen durch das Rauchloch hinunter. Oftmahls brechen sie die Baumrinden entzwey, die der Cabane anstatt der Mauer dienen, damit sie an der Lustbarkeit Theil nehmen können. Nunmehr, wenn die Gäste beysammen sind, fängt derjenige, in dessen Nahmen das Gastmahl gegeben wird, an zu singen, und darauf eröffnet der Sprecher des Dorfes das Gastmahl damit, daß er so wohl denjenigen nennt, der das Gastmahl gibt, als auch die Ursachen bekannt macht, worüber es angestellt wird; nicht weniger erzählt er, was man zu essen hat. Alle geben ihm Beyfall durch ein lautes: Ho! ho! Und nun fängt man an zu essen.

Nach dem Essen geht der Tanz an. Dabey thun die Ältesten und Vornehmen oft nichts anders, als daß sie bloß von ihrem Platze aufstehen, und sich mit Singen begnügen, wobey sie Kopf, Achseln und Knie bewegen; die andern, die nicht so ernsthaft sind, thun einige Schritte, und gehen längs dem Feuer spatzieren. Jeder hat seinen besondern Gesang, und seine besondere Melodie. Wer tanzen will, erhebt sich von seiner Decke,



Iroquoisische Tänze.

3
G
ur
D
sic
zi
ne
un
ste
ge
ne
ter
zw
da
ne
fän
geg
der
daß
ma
wo
er,
fall
ma

J
die
als
sich
seln
ernst
läng
sond
Wer

und tanzt von einem Feuer zum andern. Wenn er vor einem Feuer vorbey tanzt; so bewegen die, welche dabey sitzen, den Kopf nach dem Tacte, schreyen aus vollem Halse, Ho! ho! und tanzen ihm nach, und dieß geschieht bey jedem Feuer. Die jungen Leute haben weit lebhaftere Bewegungen, als die Alten. Wenn der Tanz recht hitzig wird, so tanzen ihrer zwey bis drey zusammen, und zwar jeder bey seinem Feuer, und dennoch entstehet keine Unordnung.

Diese Tänze sind von mancherley Art, und wir wollen dem Leser einige Beschreibung davon geben. Der P. Charlevoix führet deren zwey an, wovon er Zeuge gewesen; er gesteht aber, daß sie bey den verschiedenen Nationen unterschieden sind; derjenige, den er bey den Orthagräern gesehen, war der berühmte Calumets-Tanz. Dieß ist eigentlich ein Soldatenfest, wobey bloß die Kriegsleute die spielenden Personen sind. Alle diejenigen, sagt der scharfsinnige Reisebeschreiber, welche ich tanzen, singen, und die Trommel oder das Chickicue schlagen sah, waren junge Leute, die sich so ausgerüstet hatten, als wenn sie in den Krieg zögen. Sie hatten sich das Gesicht mit allerhand Farben gemahlet. Ihr Kopf war mit allerhand Federn geschmücket, und ein jeder hatte einige in der Hand. Das Calumet selbst war damit geschmücket und an den sichtbaresten Ort gestellt. Die Spielleute und Tänzer machten einen Kreis umher, da sich die Zuschauer auf allen Seiten in kleine Haufen vertheilt hatten, die Weiber ab-

gesondert von den Männern; sie saßen alle zusammen an der Erde, und waren mit ihren schönsten Röcken bekleidet, welches in einiger Entfernung einen sehr schönen Anblick machte. Zwischen den Spielleuten und dem Französischen Befehlshaber, der vor seinem Hause saß, hatte man einen Pfahl aufgerichtet, auf welchen zu Ende eines jeden Tanzes ein Kriegsmann einen Hieb mit seiner Streitart that. Auf dieses Zeichen folgte ein tiefes Stillschweigen, und der Kriegsmann erzählte mit lauter Stimme einige von seinen schönsten Thaten. Er erhielt Beyfall deßwegen. Darauf nahm er seinen Platz wieder ein, und das Spiel ging von neuem wieder an. Es dauerte zwey Stunden, und Charlevoix gesteht, er habe wenig Vergnügen dabey gehabt. Die Musick schien ihm nicht nur von einer verdrüßlichen Monotonie zu seyn, sondern die Tänze liefen auch nur auf lauter Verdrehungen und Beugungen hinaus, die nichts ausdrückten. Obgleich dieses Fest dem Befehlshaber zu Ehren gehalten wurde, so empfing er doch keine von denen Ehrenbezeugungen dabey, die man in andern Nachrichten beschrieben findet. Man hohlete ihn nicht ab, um ihn auf eine neue Matte zu setzen; man steckte ihm keine Federn auf den Kopf; man überreichte ihm nicht das Calumet. Es waren nackende über den ganzen Leib bemahlete Menschen dabey, die ein Calumet in der Hand hielten. Vielleicht sind solches Gebräuche einer andern Völkerschaft. Man bemerkte nur, daß, die Umstehenden von Zeit zu Zeit ein großes Geschrey erhoben, um die Tänzer dadurch zu preisen.

Der andere Tanz, welcher der Entdeckungstanz heißt, hat mehr Handlung, und stellet die Sache, wovon er die Abbildung und der Inhalt ist, besser vor. Es ist eine sehr natürliche Vorstellung von allem, was bey einem Kriegsunternehmen vorgeht; und weil die Wilden ihre Feinde nur zu überfallen suchen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er davon seinen Nahmen hat. Es tanzet dàbey allezeit ein Mann allein. Anfänglich begibt er sich ganz langsam mitten auf den Platz, woselbst er eine Zeit lang unbeweglich bleibt. Darauf stellt er den Aufbruch der Kriegsleute, den Marsch und das Lager vor. Er scheint auf Entdeckung auszugehen, er machet Annäherungen, er hält ein, um gleichsam Athem zu hohlen; und ́auf einmahl kommt er in Wuth. Man sollte sagen, er wollte jedermann umbringen. Wenn er von diesem Anfalle wieder zu sich selbst gekommen ist, so wird er einen von der Versammlung ergreifen, als wenn er ihn zum Kriegsgefangenen machte. Er stellet sich, als ob er einem andern den Kopf einschlüge; er belauert einen dritten; endlich fängt er aus allen Kräften zu laufen an. Er steht darauf still, und fasset sich wieder. Dieß ist der Rückzug, anfänglich über Hals und Kopf, darauf weit ruhiger. Darauf drücket er durch verschiedene Geschreye die verschiedenen Verfassungen aus, worin sich sein Geist in dem letzten Feldzuge befunden hat; und zum Beschlusse erzählt er seine Thaten. Hat der Calumet-Tanz, wie es oft geschieht, einen Friedensvertrag oder ein Bündniß zum Gegenstande, so gräbt man eine Schlange auf die Röhre, und setzet an die Seite ein

Bret, worauf zwey Männer von den beyden Völkerschaften, die sich verbinden, und unter ihren Füßen die Gestalt des Feindes, durch das Merkmahl seiner Völkerschaft bezeichnet, vorgestellet sind. Bey allen diesen Verträgen gibt man sich einander Unterpfand, als porzellanerne Halsbänder, Calumet, Sclaven, und zuweilen auch wohl gegärbte und mit Figuren gezierte Hirsch- und Elendshäute. Auf diesen Häuten werden die Vorstellungen mit Stachelschweinshaaren und bloßen schlechten Farben gemacht.

Es gibt auch zusammen gesetzte Tänze, deren einziger Endzweck ist, den Kriegsleuten Gelegenheit zu geben, ihre schönen Thaten zu erzählen; denn die Eitelkeit macht ihnen diese Beschäftigung so angenehm, daß sie deren niemahls müde werden. Derjenige, welcher das Fest anstellet, läßt den ganzen Flecken unter Trommelschall dazu einladen, und man versammelt sich um seine Cabane herum. Die Kriegsleute tanzen daselbst nach der Reihe. Diese schlagen an den Pfahl, um ein Stillschweigen zu verlangen, welches man ihnen auch zugesteht; und alsdenn rühmen sie sich ihrer Thaten. Das Lob und der Beyfall werden bey den wahren Heldenthaten nicht gesparet. Wenn aber einer die Wahrheit verändert, so ist es den andern erlaubt, ihn durch einige Beschimpfung zu bestrafen. Man schwärzt ihm gemeiniglich das Gesicht mit einem ziemlich feinen Verweise. Es geschieht, deine Schande zu verbergen, sagt man zu ihm: das nächste Mahl, wenn du den Feind sehen wirst, wird deine Blässe diese Mah-

lerey vertreiben. Die Oberhäupter selbst sind davon nicht ausgenommen.

Bey den westlichen Völkerschaften ist die gemeinste von diesen Lustübungen diejenige, die man den Ochsentanz nennt. Die Tänzer machen viele Kreise, und die Musik, welche stets aus der Trommel, und der Chickickue besteht, ist in der Mitte des Platzes. Man beobachtet dabey, daß man die Wilden von einer und eben der Familie nicht von einander absondert. Man fasset dabey einander niemahls bey der Hand. Ein jeder trägt seine Waffen und sein Schild. Alle Kreise drehen sich auf verschiedenen Seiten, und ob man gleich sehr heftig springt, so verlieret man dennoch niemahls eine gewisse Abmessung. Von Zeit zu Zeit hält ein Haupt der Familie seinen Schild dar, worauf alle Tänzer schlagen. Er wiederhohlt einige von seinen Heldenthaten, und wenn man ihm nicht widerspricht, so schneidet er ein Stück Tobak, wovon man eine gute Menge an den Pfahl zu binden Sorge getragen. Läßt er aber an der Wahrheit seiner Erzählung etwas mangeln; so hat derjenige, der es beweist, das Recht, ihm den Tobak wegzunehmen, welchen man ihn hat abschneiden lassen. Auf diesen Tag folgt ein Schmaus, und sein Nahme kommt vermuthlich von den Ochsenhäuten, woraus die Schilder gemacht sind.

Die Quacksalber verordnen zuweilen Tänze zur Heilung der Krankheiten; einige werden auch zu

bloßer Lust angestellt, und gehen auf nichts. Die meisten geschehen in der Runde nach dem Klange der Trommel und Chickickue, und die Weiber sind stets von den Männern abgesondert. Ob man einander gleich niemahls anfasset, so trennet man den Kreis doch nicht. Übrigens ist es nichts Erstaunliches, daß man den Tact wohl hält, weil die Wilden in ihrer Musik nur zwey oder drey Töne haben, die unaufhörlich wieder vorkommen.

Außer dem Tanze sind auch die Glücksspiele eine Leidenschaft, die man mit Erstaunen bis zur Ausschweifung bey den Wilden treiben sieht. Sie haben deren viele. Dasjenige, worauf sie am meisten erpicht sind, heißt das Schüsselspiel. Man versichert, daß sie oftmahls die Ruhe und sogar die Vernunft darüber verlieren, weil sie alles dabey aufsetzen, was sie haben, und nicht eher davon gehen, als bis sie ihre Kleider, ihre Hütten und zuweilen ihre Freyheit auf eine Zeit lang verloren haben. Dieses Spiel wird nur unter zwey Personen gespielet; ein jeder nimmt sechs oder acht Knöchelchen mit sechs ungleichen Seiten, wobey die beyden vornehmsten gemahlet sind, die eine schwarz, die andere weiß, welche ins Gelbliche fällt. Man läßt sie in die Luft springen, indem man mit einer runden und hohlen Schüssel, worin sie sind, und die man erst vielmahls herum gedrehet hat, auf die Erde oder den Tisch stößt. Hat man keine Schüssel, so wirft man sie nur mit der Hand in die Luft. Wenn sie nach ihrem Herunterfallen alle einerley Farbe zeigen, so gewinnt derjenige, welcher sie geworfen hat, fünf

Augen. Die ganze Partie ist vierzig Augen, und die gewonnenen Augen werden wieder abgezogen, so wie der Gegenspieler auf seiner Seite, welche gewinnt. Fünf Knöchel von einer gleichen Farbe geben das erste Mahl nur ein Auge, zum andern Mahl aber läßt man alles wegnehmen. Bey der geringern Zahl gewinnt man nichts; derjenige, welcher die Partie gewinnt, fährt fort zu spielen, und der Verlierer tritt einem andern seinen Platz ab, welchem von den Marqueurs seine Partie ernannt wird. Denn man theilet sich anfänglich, und oftmahls nimmt die ganze Stadt Theil an dem Spiele; zuweilen spielt auch ein Dorf gegen das andere. Eine jede Partie erwählet ihren Marqueur; er geht aber ab, wenn er will. Bey jedem Wurfe, sonderlich bey den entscheidenden Würfen entsteht ein großes Geschrey. Man sollte glauben, die Spieler wären nicht bey sich selbst, und die Zuschauer sind nicht ruhiger. Beyderley machen tausenderley Verdrehungen und Veränderungen; sie reden mit den Knöchelchen, fluchen auf die Schutzgeister der gegenseitigen Partey und verwünschen sie; und das ganze Dorf erschallet von greulichem Geheule. Ändert sich das Glück nicht bald, so können die Verlierenden die Partie bis auf den andern Tag aufsetzen; es kostet ihnen nur einen kleinen Schmaus für die Umstehenden. Man bereitet sich inzwischen, wieder zum Treffen zu kommen. Ein jeder ruft seinen Schutzgeist an, und verschwendet den Tobak zu seiner Ehre. Man bittet ihn vornehmlich um glückliche Träume. Mit Anbruch des Tages begibt man sich wieder zum Spiele. Fällt es aber

den Verlierenden ein, daß die Mobilien in ihrer Hütte ihnen Unglück gebracht haben, so verändern sie solche gleich alle zusammen. Die großen Partien dauern gemeiniglich fünf bis sechs Tage, und die Nacht unterbricht sie oftmahls nicht. Die Spielarten werden zuweilen auf Bitte eines Kranken oder auf Verordnung des Arztes gemacht. Es braucht nur einer oder der andere einen Traum zu haben. Alsdenn versammeln sich die Verwandten viele Nächte lang um zu probiren, und die glücklichste Hand unter sich zu wählen. Man zieht seinen Schutzgeist zu Rathe; man fastet; die verheuratheten Personen enthalten sich des Beyschlafes, alles, damit sie einen glücklichen Traum erhalten. Den Morgen erzählt man, was man die Nacht gesehen zu haben glaubet: und derjenige, von dem man glaubet, daß ihm sein Schutzgeist günstig sey, wird dem Spieler am nächsten gestellet. Die Missionarien werden zuweilen inständig gebethen, diesen Spielen beyzuwohnen, weil ihre Schutzgeister für die mächtigsten gehalten werden. Die Erfahrung lehret sie, sich davor zu hüten. Sie werden in der Verwirrung nicht gehöret, und wenn sie von einem Zufalle Gelegenheit nehmen wollen, den Wilden die Eitelkeit ihres Dienstes zu zeigen, so antwortet man ihnen ganz kaltsinnig: „Ihr habet eure Götter, und wir die unsrigen; es ist ein Unglück für uns, daß die unsrigen die schwächsten sind."

Ein anderes Spiel ist das Halmspiel. Es sind kleine Binsen von der Dicke eines Kornhalms, und zwey Zoll lang; man nimmt deren eine ge-

wisse Anzahl, welche gemeiniglich zwey hundert und eins ist, und allezeit ungleich. Nachdem man sie unter Anrufung der Schutzgeister mit tausenderley Verrenkungen und Beugungen des Leibes unter einander gemenget hat, so bedienet man sich eines spitzigen Knochens, um sie in kleine Häufchen, jeden von zehnen, abzusondern. Ein jeder nimmt seinen Haufen auf gut Glück, und derjenige Haufen, worin eilfe sind, gewinnt eine gewisse Anzahl Augen. Es gibt noch andere Arten, dieses Spiel zu spielen, und zuweilen gewinnt die Anzahl neun die Partie. Der P. Charlevoix, welcher dieses Spiel bey den Miamiern spielen gesehen, saget: er verstehe nichts davon; man versicherte ihn aber, setzt er hinzu, es sey eben so viel Geschicklichkeit dabey als Glück. Die Wilden wissen darin sehr zu betriegen; sie sind Tag und Nacht darauf erpicht, und die eifrigsten lassen davon nicht eher ab, als bis sie ganz nackend sind, und nichts mehr zu verlieren haben.

Sie haben noch ein anderes Spiel, welches sie des Gewinstes wegen wenig reitzet, und nur den Nahmen einer Lustbarkeit verdienet, wovon aber die Folgen den Sitten fast allezeit schädlich sind. Man machet mit Einbruche der Nacht mitten in einer großen Cabane einen Kreis von vielen Pfählen. Die Instrumente sind in der Mitte. Ein jeder Pfahl ist mit einem kleinen Büschel von Flaumfedern gekrönet, welche verschiedene Farben haben müssen. Die jungen Leute beyderley Geschlechts tanzen da herum, und alle Mädchen haben auch einigen Federputz von der Far-

be, die sie lieben. Ein junger Mensch entzieht sich von Zeit zu Zeit, und nimmt von einem von den Pfählen einige Federchen von derjenigen Farbe, die er bey seiner Geliebten sieht. Er steckt sie sich auf den Kopf, tanzet um sie herum, und bestellet sie durch allerhand Zeichen an einen gewissen Ort. Nach dem Tanze folgt ein großer Schmaus, und dauert den ganzen Tag. Den Abend begibt man sich nach Hause, und, ungeachtet der Wachsamkeit der Mütter, finden die Mädchen dennoch Mittel und Wege, sich an den bestimmten Ort zu begeben.

Die Wilden haben noch zwey andere Spiele, wovon das eine der Krummstab heißt. Es wird mit einem Balle und gekrümmten Stäben gespielet, die wie eine Rakette aussehen. Man richtet zwey Pfähle auf, die zu Gränzen dienen sollen; und ihr Abstand ist nach der Zahl der Spieler eingerichtet. Sind ihrer achtzig, so ist die Entfernung eine halbe Französische Meile. Die Spieler werden in zwey Banden getheilt, wovon eine jede ihren Pfahl hat. Es kommt darauf an, daß man den Ball bis zum Pfahl des Gegners bringet, ohne daß er auf die Erde fällt, und mit der Hand angerühret wird. Denn in beyden Fällen verlieret man die Partie, wofern nicht der Fehler dadurch wieder gut gemacht wird, daß man den Ball mit einem einzigen Schlage nach dem Ziele treibt, welches oftmahls unmöglich ist. Die Geschicklichkeit der Wilden, den Ball mit ihren Krummstäben aufzufangen, ist so sonderbar, daß diese Partien zuweilen viele Tage dauern. Das andere Spiel ist nicht sehr davon un-

terschieden; es hat aber wenig Gefahr. Man stecket auch zwey Ziele ab, und die Spieler nehmen den ganzen Zwischenraum ein. Derjenige, welcher anfangen soll, wirft einen Ballen in die Luft, so gerade er nur kann, damit er ihn leichter wieder fangen, und bis nach dem Ziele werfen könne. Alle anderen aber halten den Arm in die Höhe, und derjenige, der ihn wieder fangen kann, wirft ihn einem von dem Haufen zu, der ihn bloß auffängt, um ihn einem andern zuzuwerfen. Er muß niemahls aus den Händen der Personen gefallen seyn, ehe er an das Ziel kommt, und der Haufen, von welchem einer ihn fallen läßt, verliert das Spiel. Die Weiber üben sich in diesem Spiele auch; sie machen aber nur eine einzige Bande, die ordentlicher Weise aus ihrer vieren oder fünfen bestehet; und die erste, welche den Ball fallen läßt, ist diejenige, welche verlieret. So viel von den Lustbarkeiten der Wilden.

Es ist nun nichts mehr von unsern Wilden zu erzählen übrig, als die letzten Schicksale des Menschen, das ist, Tod und Begräbniß. Die gewaltsamen Leibesbewegungen der Wilden, ihre Reisen und die Einfalt ihrer Nahrungsmittel befreyen sie von vielen Krankheiten, und sie würden eine hohe Stufe des menschlichen Alters erreichen; allein aus eben diesen Umständen fließen zugleich auch viele unangenehme Folgen, die einen schlimmen Einfluß auf ihre Gesundheit und auf ihr Leben haben. Durch die Rohigkeit ihrer Nahrungsmittel, und durch die wenige Vorsichtigkeit, die sie bey ihren Reisen für die Erhal-

tung ihrer Gesundheit haben, ziehen sie sich allerhand Krankheiten zu. Außer dem aber gelangen sie meisten Theils zu einem sehr hohen Alter, wo sie aus bloßer Hinfälligkeit und Mangel der Kräfte sterben. Wenn sie von der einen oder der andern Krankheit befallen werden, so haben sie auch verschiedene Arzeneymittel dagegen. Es würde der Mühe werth seyn, wenn man sich Mühe gäbe, die natürlichen Arzeneymittel der Wilden auszuforschen; denn da Amerika in seinem weitläufigen Umfange mit vortrefflichen Pflanzen versehen ist, so möchte wohl die Untersuchung eines Arztes hier nicht am unrechten Orte angewendet werden, und zum Theil haben wir auch wirklich schon einen guten Vorrath von solchen Beobachtungen, die aber noch einer großen Erweiterung fähig sind. Wir wollen einige anführen. Die Heilung ihrer Wunden ist ein Meisterstück ihrer Operationen. Sie tadeln die großen Schnitte, die sie unsere Wundärzte zur Reinigung der Wunden machen sehen. Sie pressen aus gewissen Kräutern den Saft, und diese Composition soll nicht allein den Eiter, sondern auch sogar Splitter, und dergl. die in dem verwundeten Theile zurück geblieben sind, herausziehen. Eben diese Säfte sind auch die einzige Nahrung, bis sich die Wunde geschlossen hat. Wenn der Arzt die Wunde aussauget, so nimmt er gleichfalls etwas von diesem Safte in den Mund, damit er sich mit seinem Speichel vermische, und in die Wunde eindringe. Wenn die Wunde gereinigt ist, so bedeckt sie der Arzt so, daß nichts das verwundete Fleisch berühren kann, und schlägt rings um die-

selbe Blätter von Kräutern herum. Die Verbindung wird von Zeit zu Zeit herab genommen, und oft aufs neue wiederhohlt; dadurch verhüten sie, daß kein faules Fleisch in der Wunde wachsen kann. Bis hierher geht alles natürlich zu; weil aber bey diesen Völkern immer etwas Wunderbares seyn muß; so legt ein Gaukler die Zähne auf die Wunde, zeigt darauf ein Stückchen Holz, oder andern Körper, und gibt vor, daß er ihn heraus gezogen habe, und überredet den Kranken, daß sein Leben durch Zauberey in Gefahr gewesen sey. Vor der Ankunft der Europäer wußten sie nichts von Aderlassen, aber den Mangel desselben ersetzten sie durch Scarificationen; auch waren die Brennmittel und das Wegbeitzen unter ihnen sehr gewöhnlich. In den nördlichen Theilen brauchten sie auch Clystiere.

Die Schweißkur ist das allgemeinste und gebräuchlichste Mittel unter ihnen. Dieses dienet so wohl für Kranke als für Gesunde, die sich dadurch ihrer überflüssigen Feuchtigkeit entledigen, welche entweder ihre Gesundheit bereits beschädiget, oder mit der Zeit noch allerhand Ungemächlichkeit verursachen möchte. Das Schweißhaus ist eine kleine runde und sechs bis sieben Fuß hohe Cabane, worin sieben bis acht Personen Platz haben. Die Cabane ist mit Matten und Pelzwerk bedeckt, damit die äußere Luft zurück gehalten werden möge. In der Mitte derselben wird eine gewisse Anzahl Kieselsteine auf die Erde geleget, die so lange in dem Feuer gelassen werden, bis sie durchaus glühend geworden sind, und oben

darüber wird ein Kessel mit frischem Wasser aufgehangen. Diejenigen nun, die schwitzen wollen, gehen ganz nackend, so weit es nähmlich die Ehrbarkeit gestattet, in diese Cabane: und wenn sie ihren Platz eingenommen haben, (man setzet aber zum voraus, daß sie keine geheimen Angelegenheiten vornehmen wollen,) so fangen sie an, sich heftig zu bewegen, und ein jeder singt seinen besondern Gesang. Da nun diese oftmahls, so wohl in Ansehung der Melodie, als auch der Worte, von einander ganz unterschieden sind, so entstehet daraus die erbärmlichste Musik, die man auf der Welt hören kann. Wenn die Kieselsteine ihre Hitze zu verlieren anfangen, so besprengen sie solche mit dem oben darüber hangenden kalten Wasser. Dieses Wasser hat auch kaum den Stein berühret, so entsteht ein Dampf, der die ganze Cabane anfüllet, und die Hitze nicht wenig vermehret. Sie spritzen sich gleichfalls dieses frische Wasser einander ins Gesicht, damit sie der aus der Hitze etwa zu befürchtenden Ohnmacht zuvor kommen mögen. Sie sind augenblicklich am ganzen Leibe voll Schweißtropfen. Wenn die Schweißlöcher völlig geöffnet, und der Schweiß am heftigsten ist, so gehen sie alle im Tanzen und Springen heraus, und stürzen sich in den Fluß, worin sie herum schwimmen, und sich mit vieler Heftigkeit herum balgen. Einige, ins besondere die Kranken, begnügen sich damit, daß sie sich mit frischem Wasser besprengen lassen. Allem Vermuthen nach sollte die jählinge Abwechselung der Hitze und Kälte des Wassers ihnen auf der Stelle den Tod verur-

sachen, und vielleicht würde solches auch einem andern ehrlichen Mann begegnen; sie wissen aber aus der Erfahrung, daß es ihnen sehr wohl bekomme, welches denn in der That besser als alle überflüssige Beurtheilung ist.

Diese Schweißkur ist nicht allein ein Gesundheitsmittel bey den Wilden des mitternächtigen Amerika, sondern sie ist auch ein Gebrauch der Höflichkeit, ja vielleicht auch der Religion, bey Aufnahme eines Fremden. Denn so bald der Fremde angelanget, und ein wenig von dem, was man gleich bey der Hand gehabt, gegessen hat, wird unterdessen ein anderer Kessel zu seiner Bewirthung zugerichtet, und ferner das Schweißhaus zubereitet, auch die Steine glühend gemacht, indessen man ihn nöthigt, sich auf eine reinliche Matte nieder zu setzen. Schuhe und Strümpfe werden ihm ausgezogen, und seine Arme und Beine mit Fette bestrichen. Hierauf läßt man ihn in das Schweißhaus gehen, und der Herr der Cabane, der ihn aufgenommen, begleitet ihn hinein. Daselbst handeln sie, als im Heiligthume der Wahrheit, die geheimsten Angelegenheiten ab; der Fremde bringt alle Bewegungsgründe seiner Reise vor, und beantwortet insgemein alle an ihn gethanen Fragen mit ziemlicher Aufrichtigkeit. Wenn man gewahr wird, daß er die Wahrheit verbirgt, und seine Gedanken, oder die eigentliche Beschaffenheit der Sache, worüber er befragt wird, verschweiget, so bringet die Gewohnheit mit sich, daß er dessen ungeachtet nicht weniger gut bewirthet wird. Es hin=

dert solches auch nicht, daß man ihn bey seiner Abreise nicht mit Geschenken überhäufen sollte, eben so, als wenn man Ursache gehabt, vollkommen mit ihm zufrieden zu seyn. Die Wilden lassen ihre Kranken auch durch Dornen und andere Gesträuche, die sie in einem großen Kessel kochen lassen, schwitzen, wovon sie die Dünste auf einer Erhöhung, worauf sie sich ausstrecken, auf sich steigen lassen.

Man macht in Amerika eben so, wie bey uns geschieht, von Arzeneymitteln, die aus der Ferne kommen, viel Wesens, und ziehet sie denen, die man bey der Hand haben kann, weit vor; denn diese scheinen durch ihre vielfältig dargebothene Hülfe zu gemein und zu geringschäzig geworden zu seyn. Eben so gehet es auch mit dem Arzte selbst. Der Fremde hat allemahl vor dem Einheimischen den Vorzug; man hält ihn weit geschickter, ohne zu wissen, warum: das Vorurtheil ist für ihn, und dieses ist genug. Aus diesem Grunde ziehen ebenfalls die Wilden ein Mittel, weil es die Annehmlichkeit einer Neuigkeit hat, dem andern vor, welches als ein bereits abgenuztes Mittel angesehen wird; daher sie auch die Ärzte anderer Nationen vorzüglich vor den ihrigen gebrauchen. Sie vertrauen sich den Europäern sehr gern an; sie lassen auch, und und zwar ohne Noth, bloß zur Gesellschaft, mit zur Ader. Gleicher Gestalt bedienen sie sich aus bloßer Gefälligkeit unserer Brech- und Purgiermittel. Wenn sie aber den fürchterlichen Vorrath chirurgischer eiserner Instrumente sehen,

womit in Europa gebrannt, geschnitten und gesäget wird; so sinken sie beynahe in Ohnmacht, und können die Vorstellung von den großen Öffnungen, die die Schneidemesser unserer Wundärzte machen, deren Gebrauch ihnen gar nicht gefallen will, keines Weges ertragen. Da ihre Jongleurs oder Wahrsager bloß alsdenn erst herbey gerufen werden, das der Seele eingeflößte Verlangen zu erkennen, von der Zauberey zu urtheilen, und selbige zu heben, so müssen sie als Ärzte einer über die gemeinen Gesetze erhabenen Ordnung betrachtet werden. Sie gehen auch in ihren bey außerordentlichen Krankheiten zu gebrauchenden Mitteln von der natürlichen Ordnung sehr ab, und verlangen mit den Geistern Gemeinschaft zu haben. Sie werden mit einer durch Entzückung erhitzten Einbildungskraft eingenommen, oder sie geben wenigstens vor, daß solches geschehe: und dieser Ausschweifung folgen sie viel lieber, als daß sie sich anderer natürlichen und der Krankheit gemäßern Mittel bedienen sollten.

Überhaupt haben ihre Zauberer bey allen Arzeneyen den größten Einfluß. Der Jongleur bereitet vor dem Anfange seiner Operation das Schweißhaus, oder eine andere sechs bis sieben Fuß hohe Cabane, auf vorbeschriebene Art zu; welche Hütte mit dem überein kommt, was man in dem Heidenthume Adyta oder Penetralia nannte, welches dunkle und finstere Örter waren, worin die Göttersprüche ertheilt wurden. Jedoch ist zwischen dem Schweißhause und

der Cabane dieser Unterschied, daß leztere das Licht von obenwärts empfänget, gleichsam als ob man dem Geiste dadurch Mittel verschaffen wollte, hinein zu kommen, da im Gegentheil ersteres völlig verschlossen ist. Der Jongleur verbirgt sich in dieses Heiligthum mit seinem Bündel, worin er außer seinem Tobak und seiner Peiffe auch zugleich allemahl dasjenige Stück hat, so man seinen Ojaron oder Manitu nennt, und als sein Talismann, in welchem alle seine Weissagungskraft wohnet, angesehen werden kann. Damit macht er sich oftmahls einen ihn dazu vorbereitenden Trank, auf daß er desto geschickter seyn möge, den Eindruck des Geistes zu empfinden. Wenn sich der Jongleur solcher Gestalt angeschicket hat, so läßt er die in der Hand haltende Schildkröte sich bewegen, und fängt an, den Geist durch einen Gesang zu beschwören, der ihm seine Gegenwart auf eben die Art, wie ehemahls geschah, durch einen ungestümen Wind, Murmeln der Erde, und heftige Bewegung der Zauberhütte, worin er eingesperrt ist, zu erkennen gibt. Als der Pater le Jeune den wilden Mickmacks auf der Jagd folgte, war er bey einer solchen Handlung gegenwärtig. Er sagt, er habe anfänglich geglaubt, daß der Jongleur die Cabane erschüttert habe, dessen ungeachtet aber sey er sehr bestürzt geworden, da er gesehen, daß die jungen Leute, welche die Hütte aufgerichtet und die Pfähle fest gemacht hatten, von aller dabey gehabten saueren Mühe und Arbeit, vielen Schweiß dabey vergossen. Zudem habe er auch nicht begreifen kön-

nen, wie ein einziger Mensch die Cabane so lange und mit solcher Heftigkeit bewegen, und so viele Kräfte haben könne, diese Bewegung auszuhalten. Er fähret aber fort, daß ihn die Wilden aufrichtig versichert hätten, daß der Wahrsager keinen Theil daran habe, indem das Gebäude manchmahl so stammhaft sey, daß es kaum ein Mensch rühren könne, und wenn es nun am heftigsten erschüttert würde, daß sich auch sogar der Girfel gegen die Erde neige, so sähe man unterwärts die Arme und Beine des Wahrsagers hervor ragen; daher wäre es offenbar, daß er die Cabane nicht berühre. Dem sey nun, wie ihm wolle, so ist dieses diejenige Zeit, da der Wahrsager in eine begeisterte Raserey hinfällt, welche die Heiden an ihren Pythien, Sibyllen und Wahrsagern ebenfalls gewahr wurden. Es ist dieses diejenige Zeit, da er alle die Gaukelwerke thut, womit er die Augen der Zuschauer blendet, die solches alles der Kraft des fremden Geistes beymessen, und glauben, daß dieser alle seine Glieder belebe, und durch seine Organen handle. In eben diesem allerheftigsten Bewegungszustande fället er das Urtheil vonder Beschaffenheit des Kranken, und von den ihm dienlichen Arzeneymitteln. Diese zur Wiedererlangung der Gesundheit dem Vorgeben nach dienlichen allgemeinen Hülfsmittel bestehen nun in Sing- Freß- und Tanzfesten, von verschiedenerley Art. Insbesondere ist eines darunter merkwürdig, wobey sie sich einander zu bezaubern scheinen, und das Ansehen geben, als ob sie sich umbrächten: bey welchem man verschiedene an-

trifft, von denen man glauben sollte, daß ihnen das Blut aus Nase und Mund hervorschösse. Es sind Schüssel- Kolben und Strohspiele: ingleichen das Fest Onnonhuarori oder das Narrenfest, und verschiedene andere solche Dinge, welche, so unbesonnen und ausschweifend sie auch sind, dennoch, so bald nur der Jongleur den Ausruf gethan, mit solcher Hurtigkeit und Ordnung ausgeführt werden, daß, so außerordentlich auch die Sache seyn mag, die er verlanget, dennoch jedermann, solche ausfindig zu machen, in Bewegung ist; dergestalt, daß der einzige Ausspruch des Jongleurs oftmahls ganze Dorfschaften in Athem setzet. Obgleich der Kranke der Ruhe sehr nöthig hat, so läßt man ihm doch keine; sondern er ist dem Gutachten dieser Rasenden völlig überlassen. Sie plagen ihn mit Maulschellen, und betasten ihn mit einer rasend en Heftigkeit an dem schadhaften Orte, daß sie mehr das Ansehen der Henkersknechte als der Ärzte haben. Kurz, sie matten ihn so ab, daß er von der Cur elender, als von der Krankheit wird.

Wenn die Wilden alle Hoffnung zum Leben verloren haben, so fassen sie sich mit vielem Muth; und oftmahls sehen sie das Ende ihrer Tage durch geliebte Personen beschleunigen, ohne den geringsten Kummer darüber zu bezeigen. Die Besorgniß der Umstehenden, ihren Kranken Mund und Augen nicht dermaßen zuzuschließen, damit sie nach dem Tode nicht ungestaltet aussehen möchten, veranlaßt sie oftmahls zu grausamen Behandlungen, in der Meinung, ihrer Mar-

ter ein Ende zu machen. Kaum ist das Todesurtheil von dem Zauberer ausgesprochen; so nimmt der Sterbende noch alle seine Kräfte zusammen, um die Umstehenden anzureden. Ist es ein Haupt der Familie, so gibt er seinen Kindern gute Ermahnungen; und damit er von dem ganzen Flecken Abschied nehme, so ordnet er einen Schmaus an, wozu alles, was von Lebensmitteln in der Cabane ist, angewendet werden muß. Darauf empfängt er von seiner Familie Geschenke, die ihn ins Grab begleiten sollen. Man erwürget so viel Hunde, als man nur finden kann, in der Meinung, die Seelen dieser Thiere würden in der andern Welt Nachricht geben, daß der Sterbende bereit sey, sich dahin zu begeben; und alle Leiber derselben werden in den Kessel gesteckt, die Gerichte bey dem Schmause zu vermehren. Nach der Mahlzeit geht das Weinen an. Man unterbricht es aber gar bald, um dem Todten eine glückliche Reise zu wünschen, ihn wegen des Verlustes seiner Anverwandten und Freunde zu trösten, und ihn zu versichern, seine Nachkommen werden seine Ehre erhalten. Alle Reisenden reden mit Bewunderung von dem kalten Geblüte, womit diese Völker den Tod ansehen. Es ist durchgehends einerley Grundsatz und einerley Gemüthsart.

Obgleich die Leichen-Ceremonien bey verschiedenen Völkern sehr unterschieden sind, so kommen sie nichts desto weniger in den Tänzen, Schmäusen, Anrufungen und Gesängen mit einander überein. Bey allen diesen Ceremonien aber ist der

Kranke stets wegen seines Schicksales am ruhigsten. Man bewundert die Zuneigung und Großmuth der Lebenden gegen ihre Todten nicht weniger. Es ist nicht selten, Mütter zu sehen, welche ganze Jahre lang die Leichen ihrer Kinder verwahren, und sich nicht davon entfernen können. Andere ziehen sich die Milch aus den Brüsten, und sprizen sie auf das Grab. Bey Feuersbrünsten ist die Sicherheit der Leichen die erste Sorge, womit man sich beschäftiget. Man beraubet sich dessen, was man nur Kostbares hat, um sie damit zu schmücken. Man macht von Zeit zu Zeit, ihre Särge auf, um sie mit neuen Kleidern zu bedecken. Man entziehet sich eines Theils seiner Speisen, um sie nach ihrem Grabe und denen Orten zu tragen, wo man sich einbildet, daß ihre Seelen spazieren gehen. Kurz, man trägt eben so viele Sorge für die Todten, als für die Lebendigen. So bald der Kranke seinen Geist aufgegeben hat, so erschallet alles von Seufzern, und dieses Schauspiel dauert so lange, als die Familie im Stande ist, den Aufwand dabey herzugeben. Denn man hört nicht auf dabey offene Tafel zu halten.

Die Leiche wird, in ihrem schönsten Rocke geschmücket, mit gemahltem Gesichte, ihren Waffen und allem, was sie im Leben besessen, an der Seite, vor der Thür der Hütte, in eben der Stellung gesetzet, die sie im Grabe haben soll, und diese Stellung ist an den meisten Orten so, wie sie ein Kind im Mutterleibe hat. Bey einigen Völkerschaften ist es gebräuchlich, daß

die Anverwandten des Verstorbenen so lange fasten, als das Leichenbegängniß währet. Diese Zeit wird zum Weinen und Complimentiren und zum Loben derjenigen Person angewendet, die man verloren hat. Bey andern miethet man Klageweiber, welche dieses Amt sehr wohl ausüben. Sie singen, tanzen und weinen nach der Cadenz. Man trägt den Leichnam ohne Ceremonien nach dem Orte des Begräbnisses. Wenn er aber daselbst beygesetzt ist, so bedecket man ihn mit so vieler Vorsicht, daß ihn die Erde nicht berühren kann. Sein Grab ist eine kleine Zelle mit guten Häuten ausgelegt, und weit kostbarer als eine Cabane. Man richtet darauf auf dem Grabe einen hölzernen Pfeiler auf, an welchen man alles dasjenige heftet, was die Hochachtung anzeigen kann, die man für den Todten heget. Zuweilen gräbt man auch sein Bildniß darauf, und andere Figuren, welche die schönsten Thaten seines Lebens vorstellen. Jeden Tag trägt man neue Lebensmittel dahin; und man ist überredet, oder stellet sich vielmehr, als wenn man glaubte, daß die Seele sich desjenigen zu ihrer Erquickung bediene, was die Thiere davon weghohlen. Der P. Charlevoix erzählet, die Missionarien hätten einmahl ihre Neubekehrten gefraget, warum sie sich der Todten wegen ihrer Nothwendigkeiten beraubeten; und diese hätten darauf geantwortet, es geschähe nicht allein, um ihren Anverwandten die Neigung zu bezeugen, die sie gegen sie hegeten, sondern auch noch um sich alles aus den Augen zu schaffen, was dem Todten zu seinem Gebrauche gedienet hätte,

und ihren Schmerz unterhalten könnte. Aus eben der Ursache enthält man sich auch lange Zeit, seinen Nahmen auszusprechen; und wenn ihn eine andere Person aus der Familie führet, so verläßt er ihn so lange, als die Trauer währet. Man setzet hinzu, die größte Beleidigung, die man einem Wilden anthun könne, sey, wenn man zu ihm sage: Dein Vater ist todt.

Diejenigen, welche unter währender Jagd sterben, werden auf ein Gerüste gestellet, und bleiben daselbst so lange stehen, bis der Haufen aufbricht, der ihn als ein Heiligthum mit nimmt. Einige Völkerschaften haben diese Gewohnheit bey allen ihren Todten; und der P. Charlevoix wurde dessen bey den Missisaguern an der Straße durch seine eigenen Augen versichert. Die Leichname derjenigen, welche im Kriege umkommen, werden verbrannt, und ihre Asche wird in das Grab ihrer Familie gebracht. Diese Begräbnisse sind bey denen Völkerschaften, die einen gewissen Sitz haben, eine Art von Gottesacker nicht weit von dem Dorfe. Andere begraben ihre Todten in den Gehölzen an dem Fuße eines Baumes, wo sie solche trocken werden lassen, und sie in Kisten bis auf das Todtenfest verwahren, wovon man bald die Beschreibung sehen wird, In Ansehung derjenigen aber, welche erfroren oder ersoffen sind, hat man ein wunderliches Ceremoniell. Die Wilden, welche überzeuget sind, die Zufälle kommen nur von dem Zorne der Geister her, und er würde sich nicht besänftigen, wenn sich nicht die Körper wieder fänden, fan-

gen mit Tanzen, Weinen, Singen und Schmausen an, und treiben es fort, so lange man den Körper suchet. Finden sie ihn wieder, so tragen sie solchen zu Grabe. Ist man aber zu weit davon entfernet, so wird er bis auf das Todtenfest in einer breiten Grube beygesetzt, wo man gleich anfangs ein großes Feuer anzündet. Viele junge Leute nahen sich dem Leichnam, schneiden das Fleisch von denen Theilen, die von einem Alten abgezeichnet worden, und werfen es mit dem Eingeweide in das Feuer. Darauf stellen sie den Körper an den zubereiteten Ort; so lange diese ganze Verrichtung währet; gehen die Weiber, vornehmlich die Anverwandtinnen des Todten, unaufhörlich um diejenigen, welche sich damit beschäftigen, herum, ermahnen sie, das Ihrige wohl zu verrichten, und stecken ihnen Porzellan-Kügelchen in den Mund, so wie man den Kindern Brustküchelchen hinein stecket. Man gibt keine Erklärung von dieser Ceremonie.

Auf das Begräbniß folgen Geschenke, die man der betrübten Familie bringt. Dieses heißt den Todten bedecken. Sie werden im Nahmen des Flecken und zuweilen der ganzen Nation gebracht; die Bundsgenossen bringen auch welche, allein nur bey dem Tode ansehnlicher Personen, und wenn die Familie vorher im Nahman des Todten einen Schmaus gegeben hat, wobey man Spiele anstellet, in denen man einen Preis aufsetzet. Dieß ist eine Art von Ringen. Ein Oberhaupt wirft drey Stäbe eines Fußes lang auf das Grab. Ein junger Mensch, ein

Weib und ein Mädchen nehmen jedes einen, und die von ihrem Alter und von ihrem Geschlechte bemühen sich, ihnen solchen aus den Händen zu winden. Der Sieg ist denjenigen, die sie davon bringen. Es geschehen auch Wettrennen, und man schießt zuweilen nach dem Ziele. Endlich so wird die Handlung mit Liedern und Siegesgeschrey beschlossen. Niemahls aber nimmt die Familie des Verstorbenen Theil an den Lustbarkeiten. Man beobachtet sogar ein ernstliches Trauern in seiner Cabane. Ein jeder darin muß sich die Haare abschneiden, das ganze Gesicht schwärzen, oftmahls aufgerichtet stehen, den Kopf in einer Decke eingehüllet haben, niemand ansehen, keinen Besuch abstatten, nichts warmes essen, sich aller Vergnügen berauben, und sich auch mitten im Winter nicht wärmen. Nach dieser großen Trauer, welche zwey Jahre währet, fängt man eine andere an, die aber mäßiger ist, und die man auch nach und nach mildern kann. Was die erste betrifft, so läßt man darin nichts nach, ohne Erlaubniß der Cabane, und diese Nachlassungen werden stets mit einem Schmause begleitet.

Ein Mann beweint seine Frau nicht, weil sich die Thränen für Männer nicht schicken. Die Weiber aber beweinen ihre Männer ein ganzes Jahr lang, rufen ihn ohne Aufhören, und erfüllen das ganze Dorf mit Geschreye, vornehmlich beym Aufgange und Untergange der Sonne, wenn sie zur Arbeit gehen, und wieder davon zurück kommen. Die Trauer der Mutter um ihre





Todesfest der Iroquoisen

Kinder dauert eben so lange. Die Häupter trauern nur sechs Monathe um ihre Weiber, und können sich darauf wieder verheurathen. Endlich ist das erste, und oftmahls das einzige Compliment, welches man den Freunden, und auch sogar den Fremden erweist, die man in der Cabane empfängt, daß man Anverwandte beweinet, die sie verloren haben. Man leget ihnen die Hand auf den Kopf, wodurch man ihnen zu verstehen gibt, wen man beweinet, ohne ihn aber zu nennen.

Bey den mehresten Theilen der wilden Völkerschaften werden die Leichname dergestalt betrachtet, als ob sie den Gräbern, worein sie zuerst geleget sind, nur gleichsam zur Verwahrung eine Zeit lang überlassen würden. Denn nach Verlauf einiger Zeit stellet man neue Begräbnisse an, und entlediget sich sodann vollends von demjenigen, was man selbigen vermöge einer neuen Pflicht der Begräbnißfeyer annoch schuldig geblieben.

Die Völker im mitternächtigen Amerika halten ein allgemeines Fest, bey welchem sie alle Körper derer, die in dem Zwischenraume eines Festes zu dem andern verstorben sind, zusammen tragen, und nachdem sie alle benachbarten und mit ihnen in Bündniß stehenden Völker eingeladen haben, solche insgesammt verbrennen, wie es der Gebrauch der nordischen Völker mit sich bringet; oder sie begraben sie in einer gemeinschaftlichen Grube. In Ansehung der Gewohnheit so wohl, als auch der Zeit, wenn dieses Fest

gefeyert wird, ist unter diesen Völkern einiger Unterschied anzutreffen. Einige begehen es von einem Jahre zum andern. Die Huronen und Irokesen feyern es alle zehn oder zwölf Jahre, oder so oft sie das Dorf verändern.

Das allgemeine Todtenfest ist unter allen Verrichtungen diejenige, woran die Wilden auf das feyerlichste Antheil nehmen. Sie geben ihm den Nahmen Seelenfest, und es scheint ihnen von solcher Wichtigkeit zu seyn, daß sie sich von einem Feste zum andern dazu anschicken, damit sie es desto prächtiger machen, und mit desto mehrerm Glanze und Pompe begehen möchten. So bald die Zeit heran nahet, wird Rath über Rath, so wohl in den Dörfern ins besondere, als auch in der allgemeinen Versammlung der ganzen Nation gehalten, damit man sich wegen dem Orte vereinbaren möge, wo das gemeinschaftliche Grab gemacht werden soll; ingleichen, damit die Zeit des Festes fest gesetzet, und die dazu dienlichen Maßregeln genommen werden mögen, auf daß es durch eine Menge anwesender benachbarter Völker und Bundesgenossen, die man zu dieser Feyerlichkeit einladet, desto prächtiger und ansehnlicher werde. Diese Arten von Rathsversammlungen sind doch zuweilen durch Eifersucht der Oberhäupter großen Schwierigkeiten unterworfen. Denn da einige mit Verdruß bemerken, daß ihre Nacheiferer sich mehr in Ansehen zu bringen, und mehr Theil an den Angelegenheiten zu überkommen suchen, so lassen sie verschiedene Nebenpuncte unter mancherley Vorwand mit einflie-

ken, wodurch das Fest gestört, und eine Art von Spaltung erreget wird, nach welchem sie ihr Fest besonders feyern, und die Todten ihrer Abhänglichkeit in eine andere Grube legen lassen. Nachdem man wegen der Zeit und dem Orte übereingekommen, so wird unter den Oberhäuptern ein Ceremonien-Meister ausgesuchet, welchen man den Meister des Festes nennet. Dieser gibt aller Orten seine Befehle, damit alles zur Ceremonie bereit seyn, und nichts ermangeln möge. Alsdenn ist jede Dorfschaft in Bewegung. An dem ersten guten Tage begeben sie sich nach den Beerdigungsplatze, wo die Libitinarii und Pollinctores jeder Familie, die sie Atthejonne nennen, in Gegenwart der Anverwandten eben diejenigen Körper, die sie zuvor sorgfältig in die Gräber geleget, wieder heraus nehmen; da unterdessen die, welche die Todten, besonders in der Ferne, an welchem Orte des Landes es auch seyn mag, begraben haben, solche, ohne sich über die dabey anzuwendende viele Mühe zu beschweren, ebenfalls wieder herbey bringen.

Es muß ohne Zweifel ein recht rührender Anblick seyn, wenn man diese Gräber eröffnen siehet, und das menschliche Elend in den Bildern der Todten erblicket, welches dem Ansehen nach recht beflissen ist, sich auf tausendfache Art an den Leichen auszudrucken, indem sie insgesammt von einander unterschieden sind, nachdem nähmlich die Verwesung mehr oder weniger Fortgang gehabt hat. Einige sind trocken und zusammen geschrumpft; einige haben noch eine Pergament-

Haut über den Gebeinen; einige sind gleichsam gebacken und geröstet, ohne das geringste Zeichen einer Verwesung; andere hingegen wimmeln von Würmen, und schwimmen in der Fäulniß. Ich weiß aber nicht, was dabey am meisten rühret, ob es der Abschen vor dergleichen widrigen Erblickung, oder das zärtliche Mitleiden und die Liebe dieser armen Völker zu ihren Anverwandten ist; denn nichts auf der Welt verdienet mehr Bewunderung, als die übertriebene Sorgfalt, mit welcher sie sich dieser traurigen Pflicht ihrer Zärtlichkeit entledigen, indem sie alles, bis auf die kleinsten Gebeine, zusammen lesen, die vor Fäulniß stinkenden Körper angreifen, sie von den Würmern säubern, verschiedene Tagereisen auf ihren Schultern fortschleppen, ohne sich durch derselben unerträglichen Gestank abhalten zu lassen, und ohne die geringste andere Bewegung als ein besonderes Mitleiden dabey zu bezeugen, daß sie solche Personen verloren, die ihnen in ihrem Leben jederzeit lieb gewesen, und auch nach ihrem Tode von ihnen noch werth gehalten werden.

Wenn die Eröffnung der Gräber geschehen ist, so lässet man diese Leichen dergestalt aufgedeckt zu Jedermanns Anschauen ausgesetzt, und gibt einem jeden völlige Freyheit, dasjenige in voraus zu betrachten, was er selbst eines Tages seyn wird, da unterdessen der Lessus und die Klagen, gleichwie am Tage des Absterbens, aufs neue ihren Anfang nehmen. Nachher werden sie mit neuen Röcken umhüllet, und kurz darauf alle Knochen entfleischet, wovon die Haut und das Fleisch nebst

denen Decken und Matten, worin sie eingewickelt gewesen, ins Feuer geworfen werden. Diejenigen Körper, die erst kürzlich begraben worden, und sich noch in ihrer völligen Gestalt befinden, werden nicht angerühret, sondern man begnüget sich bloß damit, sie zu reinigen.

Wenn die Gebeine solchergestalt von aller Unsauberkeit abgesondert, und theils in Säcke, theils in Röcke von Biberfellen eingehüllet sind, werden die ganzen Körper auf Tragbahren geleget, andere laden die mit Knochen angefüllte Bündel auf ihre Schultern, und jedermann begibt sich in seine Cabane, woselbst er seinem Verstorbenen ein Fest feyert.

Zwey oder drey Tage vor der Abreise werden alle Körper und Gebeine in eine Cabane der Rathsversammlung getragen, woselbst ein Theil derselben aufgehangen, die andern aber nach der Reihe in der Cabane ausgeleget, und alle zu dem Feste bestimmten Geschenke beygefüget werden. Das Oberhaupt der Cabane gibt ihnen ein prächtiges Gastmahl, und bewirthet sie im Nahmen des Hauptmanns, dessen Nahmen er wieder erwecket hat. Er singet das Todtenlied dieses Hauptmanns, woraus abzunehmen ist, daß diese Lieder bey ihnen eben so wohl als die Nahmen erblich sind, damit sie dadurch eine weit größere Gleichförmigkeit mit der wieder erweckten Person zu erkennen geben mögen, und es scheinen könne, als ob nichts von ihr verloren gegangen sey.

Die Eingeladenen haben hierbey weit mehrere Freyheit, als ihnen bey einem andern Feste verstattet wird; sie können nähmlich ihre Freunde von dem, was Gutes dabey angetroffen wird, Theil nehmen, und alles, was ihnen gefällt, nach Hause tragen lassen.

Bey dem Beschlusse dieses Festes endlich gehet jedermann aus der Cabane, und singt: Hoe! hoe! welches sie als eine Nachahmung der Stimme der Seelen annehmen.

Hierauf schickt sich jedermann zu der Reise an, und wenn alles veranstaltet ist, sieht man sie bey zwey bis drey hunderten abziehen, alle insgesammt mit ihren Todtenkörpern oder Knochenbündeln beladen, die sie mit feinen Castor-Röcken bedecket haben. Einige geben sich die Mühe, die Gebeine in ihrer gehörigen Stellung zusammen zu fügen, und zieren hernach dieses Geripppe mit Porzellanschnüren und schönen Kränzen, die aus langen und hochroth gefärbten Haaren geflochten sind. Sie legen lauter kleine Tagereisen zurück, und kehren aller Orten ein.

Bey dem Ausgange aus ihren Dörfern, unter Weges, und bey Annäherung der Dörfer, wodurch sie gehen müssen, erneuern sie ihr Klagegeschrey und Seelengesang. Die ganze Dorfschaft kommt ihnen sodann entgegen. Bey dergleichen Begegnungen erzeigen sie viele Freygebigkeiten, und die Ordnung ist dabey so wohl veranstaltet,

daß ein jeder durchgehends für seine Begleiter und Todten einen Wegweiser bekommt, ohne daß die geringste Unordnung dabey vorgehet. Es ist ein wahrhaftes Vergnügen, alle diese unterschiedenen Haufen an den allgemeinen Ort der Versammlung ankommen zu sehen, wo die Ordnung durchgängig gleich beobachtet, die Aufnahme prächtig, und das Fest zahlreicher und feyerlicher, als alle die übrigen, vollzogen wird.

Die Fremden, die zu diesem Feste eingeladen werden, bringen ihre Geschenke, die sie zur Bedeckung der Todten mit sich führen, zusammen. Man empfängt sie in einer besonders dazu gewidmeten Cabane, woselbst jede in Bündniß stehende Nation ihren bezeichneten Platz hat.

So bald sie angekommen sind, bleiben sie in der Cabane, worein sie geführet werden, stehen, sie geben die Ursache ihrer Ankunft, nebst der Einladung zu erkennen, hernach bringen sie ihre Geschenke, ziehen ihre sämmtliche Kleidung aus, und fangen an, nach dem Klange der Trommel und der Schildkröte zu tanzen, und gehen hinter einander, Mann vor Mann, um drey dazu besonders in der Cabane aufgerichtete Tannen herum. Inzwischen werden die mitgebrachten Geschenke nebst ihrem abgelegten Anzuge angenommen, und diejenigen, die sie eingeladen haben, legen andere weit wichtigere an deren Stelle; sodann wird ihnen ein Gastmahl gegeben.

Einige Tage verstreichen also in der Versammlung des Volks, so wohl von den Nationen, die ihre Todten herbey bringen, als auch den Fremden, die zu diesem Feste eingeladen worden. Während dieser Zeit eräugnet sich nichts, als eine wieder vergoltene Freygebigeit zu Ehren der Todten. Die Oberhäupter und Privat-Personen halten unterschiedene kleine Feste, wozu sie zwanzig bis dreyßig Personen bitten. Anstatt sie aber mit Lebensmitteln und Gerichten zu bewirthen, so geschieht solches mit Geschenken von mancherley Art, als Röcken, Beilen und Kesseln. Das Oberhaupt und die Angesehensten thun sich bey dieser Gelegenheit durch ihre Freygebigkeit dergestalt hervor, daß sie sich insgemein dadurch erschöpfen.

Man beschäftiget sich gleichfalls mit verschiedenen Spielen. Auf der einen Seite üben sich die jungen Mannspersonen, und auf der andern die jungen Mädchen, jede besonders von Morgen bis auf den Abend, entweder mit Bogenschiessen, mit Laufen, oder mit dem Hebebaume. Jede Übung hat ihren besondern Preis, der zur Belohnung des Siegers bestimmt ist.

Endlich bereitet man unter währenden Feyerlichkeiten mitten auf einem großen Platze, weßwegen man sich in der Rathsversammlung mit einander verglichen hat, eine ungefähr zehn Fuß tiefe Grube, die viele Klaftern im Durchmesser hält. Diese Grube wird mit einem erhabenen Gerüste oder Amphitheater, das zehn

Klafter tief, und zehn oder zwölf Fuß hoch ist, umgeben. Rund herum befinden sich eine Menge Leitern, daran hinauf zu steigen, oben drüber sind von Ort zu Ort-Stangen aufgerichtet, die lange Querbalken unterstützen, welche dazu dienen, die Knochenbündel vor den Augen der Zuschauer daran zu hängen. Hernach werden Decken von Rinde über das Theater gebreitet, und verschiedene Gerüste von der Größe eines Menschen an dem Rande der Grube aufgerichtet, welche für die noch ganzen Körper bestimmt sind, die man auch den Abend vor dem Feste sorgfältig dahin zu schaffen bemühet ist.

Am Tage der Ceremonie höret man verschiedene Ausrufer im Dorfe, damit sich ein jeder bereit halte, zur bestimmten Stunde aufzubrechen. Jede Familie stellet sich in Ordnung, und jedermann bemühet sich mit der Verrichtung, die ihm aufgetragen worden. Nachher werden die Bündel, die in den Cabanen aufgehängt gewesen, los gemacht, und in Anwesenheit der Verwandten, die vor ihrem letzten Abschiede noch einmahl das Vergnügen haben wollen sie zu sehen, zu betasten und sie zu schmücken, gezeiget.

Bey diesem betrübten Anblicke, erneuert sich die Betrübniß, und der Lessus nimmt, eben wie an dem Begräbnißtage geschehen, aufs neue seinen Anfang, daß man fast nichts als Heulen und klägliches Schreyen hört.

Nach Endigung der Klagen werden neue Bündel gemacht, und jedes Dorf, jeder Tribus unter seinem Oberhaupte, macht sich in ordentlicher Procession auf den Weg, und beobachtet eine den Todten selbst wohl anständige Ordnung unter Weges, dergestalt, daß derjenige, der den Leichnam eines Anführers trägt, voran gehet, die andern aber, nach dem Unterschiede des verschiedenen Standes, Alters und Geschlechtes, nachfolgen.

So bald nun die Processionen auf dem großen Platze eintreffen, wo die Grube befindlich ist, stellet sich jede in besondere Quartiere, die ihnen durch den Ceremonien-Meister, nach der Ordnung der Dörfer, und Anzahl der Familien, angewiesen werden; man legt alle Knochenbündel auf die Erde, gleichwie die töpferne Ware auf einem Töpfermarkte ausgekramet wird; und wenn sich jedermann an seinem Orte befindet, so werden die ausgelegten Geschenke gezeiget, und theils auf die Erde geleget, theils auf Stangen gestecket, woselbst sie eine Zeit lang gelassen werden, damit die Fremden Zeit haben möchten, ihre Schönheit und ihr Ansehen der Länge nach zu betrachten. Bey einem Todtenfeste, welches Brebeuf erzählet, waren es zwölf hundert, welche einen Raum von fünf bis sechs hundert Klaftern einnahmen, und über zwey Stunden lang zur Schau liegen blieben; die Versammlung selbst aber bestand kaum aus zwey tausend Personen.

Jede Dorfschaft, die unter ihrem Anführer in Ordnung stehet, schicket sich endlich an, auf die Schaubühne zu steigen, wo jede Familie ihren angewiesenen Platz hat. Bey dem Signal, welches der Ceremonien-Meister gibt, laufen sie gleichsam Sturm, und die Bühne ist augenblicklich, vermittelst der solche umgebenden Leitern, angefüllet. Sie stecken die Knochenbündel auf gewisse zu diesem Gebrauche aufgerichtete Stangen. Alle insgesammt steigen mit eben der Eile wieder herab, nehmen alle Leitern zurück, und lassen bloß einige Oberhäupter auf der Bühne zurück, welche zu dem Ende da bleiben, daß sie die Geschenke austheilen können.

Gegen das Ende dieser Ceremonie wird der Grund der Grube gepflastert, und mit großen aus Castoren bestehenden Röcken eingefasset. Mitten hinein werden einige Kessel und andere zum Gebrauche der Todten bestimmte Hausgeräthe geleget, und man läßt sodann die ganzen Körper hinab, wovon jeder zwey oder drey Castorröcke um sich geschlagen hat. Es entstehet nunmehr eine grausame Verwirrung, denn jedermann wirft sich in den Graben, damit sie einige Hände voll Sand erbeuten können, welcher ihrer Meinung nach ungemein behülflich seyn soll, ihnen beym Spiele Glück zu verschaffen.

In dem Jahre, da Brebeuf ein Zeuge dieser Ceremonie war, hatte man sich in Ordnung gelagert, um die Nacht auf dem Platze zuzubrin-

gen, woselbst verschiedene grosse Feuer angezündet, und Schmausereyen gehalten wurden. Vielleicht würde man den folgenden Tag auch meisten Theils da zugebracht, und das Fest alsdenn beschlossen haben; da aber ein Knochenbündel von sich selbst los gerissen, und in die Grube gefallen war, so setzte dieses Geräusch, worüber jedermann erschrak, alles in die größte Verwirrung; man lief von allen Orten haufenweise mit einem erschrecklichen Getümmel auf die Schaubühne, und schüttelte augenblicklich alle Bündel in die Grube, jedoch wurden die Röcke, womit sie gedeckt waren, zurück genommen.

Als dieser Lärmen auf einige Zeit nachgelassen hatte, fingen sie an zu singen; es geschah aber auf eine so traurige und klägliche Art, daß Brebeuf, der alles vermittelst der angezündeten Feuer sehen konnte, sich das betrübte Bild der Verzweiflung, worein die Seelen dieser Ungläubigen in der Hölle gestürzt seyn würden, lebhaft vorstellen konnte. Einige junge Leute brachten durch lange Stangen die Gebeine in der Grube in Ordnung, welche bis auf zwey Fuß damit angefüllet war. Über selbige streueten sie Castorröcke, und das übrige bedeckten sie mit Decken und Baumrinden, welche hernach mit Holz, Steinen und Erde verschüttet wurden. Einige Weiber brachten Schüsseln mit Sagamite aus Indischem Getreide herbey, und viele Cabanen des Dorfes lieferten, so wohl am folgenden als auch nachkommenden Tage, große

Körbe davon, welches man insgesammt gleichsam als das letzte Kennzeichen der Zärtlichkeit gegen die Todten, denen zu Ehren es aufgeopfert wurde, über die Grube ausstreuete.

Von zwölf hundert Geschenken, welche bey diesem Feste, ohne der Freygebigkeit der Privat-Personen, und der zu verschiedenen Übungen bestimmten Preise zu gedenken, waren ausgestellet worden, wurden noch vierzig Röcke, die Grube damit auszuzieren, angewendet; viele derselben blieben mit den noch ganzen Leibern verscharret, und zwanzig wurden den Meistern des Festes zugestellet, damit sie den fremden Nationen, welche zu diesem Schauspiele eingeladen wurden, die Danksagung abstatten konnten.

Die Oberhäupter theilten hierauf im Nahmen der Todten und ihrer noch lebenden Freunde eine Menge davon aus. Ein Theil dienete bloß zum Staate, und wurde von denen, die sie ausgestellet hatten, wieder zurück genommen; die Ältesten, welchen sie anvertrauet worden, schafften unter der Hand eine ziemliche Anzahl auf die Seite, und die Überbleibsel wurden, nachdem die Grube angefüllet worden, in Stücke zerschnitten, und lappenweise über die Schaubühne dem Volke zugeworfen, das sich darum stritt, dergestalt, daß sie noch unter die Personen, die daran Anspruch machten, vertheilt werden mußten; welches ohne Zweifel die Wirkung eines Aberglaubens ist; denn die Lappen

können ihnen sonst zu nichts auf der Welt nützlich seyn.

Auf diese Weise endigt sich das Trauerfest, welches dazu dienet, die Völker noch mehr zu vereinbaren, und die Bande, wodurch sie bereits mit einander verknüpfet sind, noch enger zusammen zu ziehen, und welches unter Barbaren ein Beyspiel zu unserer Demüthigung ist, wenn wir ihre Ehrfurcht gegen ihre verstorbenen Ältern und Mitbürger mit der Gleichgültigkeit, die wir für die unsrigen bezeigen, indem selbige insgemein sogleich mit der Beerdigung vergessen werden, zusammen halten.

Ende des dritten Bandes.

Verzeichniß

der in diesem Bande befindlichen Kupferstiche, zu welcher Seitenzahl sie gehören.

		Seite.
No. 1.	Irokesische Tänze.	319
2.	Irokesische Cabanen.	303
3.	Todesstrafe der Irokesen.	226
4.	Todesfest der Irokesen.	345
5.	Reise auf dem Schnee.	187
6.	Sommer- und Winterkleider der Virginier.	309
7.	Virginisches Frauenzimmer	310
8.	Haushaltung der Virginier.	275

Seite.

9. Götze und Priester der Virginier, Quioccos genannt. 52. 84. 107
10. Kinder und Kranke der Virginier. 266 und 331
11. Fortificirtes Dorf. 209 u. 306
12. Aushöhlung der Bäume bey den Virginiern. 302